Jahrbuch der Grillparzer-G...

Grillparzer-Gesel...
Vienna





Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Redigirt

von

Carl Glossy.

Dritter Jahrgang.



Wien.
Verlag von Carl Konegen.
1893.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Inhalt.

„Ein treuer Diener seines Herrn.“

Vortrag,

gehalten im Verein der Literaturfreunde am 11. Februar 1892

von

August Sauer.



Im Jahre 1793 erhielt Schiller aus Ödenburg von einem ihm unbekannten Verehrer, einem ungarischen Adeligen, einem jungen Soldaten, der sich frei wie seine Nation nannte und warm wie sein Klima, einen überschwänglichen Brief, mit der Bitte, er möchte doch, wie den Fiesko, so auch die ungarischen Nationalhelden, einen Rakoczi, Nádasdy, Banko durch seine Dichtung verewigen, er allein sei fähig und — werth diese Männer ins Leben zu rufen, weit zu verkünden die Edlen, deren Ruhm, wären sie von Römerinnen geboren, allumfassender würde, als der Ruhm eines Scipio oder Cäsar. Dann, so schwärmt der Schreiber weiter, brauchte er den Aeneas nicht um seinen Virgil, den Achill nicht um seinen Homer zu beneiden: »Denn Schillers Geist ruhte über Ungarns Helden, der Geist, der Thäler zu Bergen umschafft, der uns mächtig anspornt, zu thun, was wir ewig unterlassen hätten.« Schiller, der sich zwar auch sonst mit Episoden aus der ungarischen Geschichte beschäftigte, dürfte die Anregungen des fremden Enthusiasten kaum weiter verfolgt haben. Aber der Vorschlag, die Geschichte Bankbans zu dramatisiren, war so übel nicht, und — was diesem Ungarn jedenfalls unbekannt war — längst hatte die deutsche Dichtung in Ballade, Roman und Drama sich des ungemein dankbaren Stoffes bemächtigt. Der guten echten tragischen Stoffe giebt es weit weniger, als man anzunehmen geneigt ist. Immer und immer kehren daher die Dichter, und auch die größten, zu den mächtigsten, wirksamsten, berühmtesten Themen der Weltliteratur zurück. Diese in der Dichtung immer wieder auftauchenden Gestalten der

Sage, der Mythologie, der Geschichte gleichen den Nachkommen einer fürstlichen Familie, die den Stammbaum noch in späten Jahrhunderten weiterführen, die alle Wandlungen der Jahrhunderte, der Gesinnung, der Mode mitmachen und doch den alten Familienzug bewahren. Oft scheint schon fremdes Blut in ihren Adern zu fließen, und nur der Name noch die Brücke zu bilden. Da ersteht plötzlich ein Enkel, würdig eines großen Ahnherrn und im Innern wie im Äußern diesem ähnlich. So etwa die königlichen Familien der Iphigenien, der Medeen. Und so schreitet auch der ungarische Bankban, aus dem Dunkel der Geschichte und dem Dämmerschein der Sage in den Glanz der Dichtung gerückt, durch die Jahrhunderte dahin, von dem alten Hans Sachs bis zu dem Freiherrn von Nicolay und zu Grillparzer in der deutschen, von Valkai bis zu Katona und Petöfy in der ungarischen Literatur. Aber es hieße unserem Dichter ein Heer von falschen Zeugen vorführen, wenn wir alle Darstellungen und Bearbeitungen der Sage darauf hin prüfen wollten, welche Züge Grillparzer mit ihnen gemeinsam habe. Nur Anfangs- und Endglied der Kette sei rasch gestreift.

Mit jener glücklichen Naivetät, mit der er Hunderte von Stoffen in Dramen umwandelte, hat Hans Sachs sich auch dieses Stoffes bemächtigt. »Ein Tragedi, mit zwölff personen zu spielen: Andreas, der ungarisch König mit Bancbano, seinem getreuen Statthalter« lautet der Titel. König Andreas zieht auf einen Kreuzzug nach Syrien, er ermahnt sein Volk zu christlicher Liebe und warnt es vor Trunkenheit und andern Lastern. Als Statthalter, als Verwalter seines Königreichs setzt er den treuen und frommen Bancbanus ein:

»Ein liebhaber der grechtigkeit
Wöllst ein weyl leut und land regieren,
Beschützen und auch gubernieren,
Auch Gertraut, mein ehliche gmahel,
Mein königin, ehrenvet wise stahel,
Sampt dem ungrischen königthumb,
Biß ich mit frieden wider kumb.«

Die Königin in ihrer Einsamkeit zu trösten und zu unterhalten, begibt sich deren Bruder von Deutschland an den fernen Hof. Mit den schwärzesten Farben wird dieser Bruder geschildert: als ein junger, dummer, stolzer, übermüthiger, frecher deutscher Hund, dem nur bei Zechen und Buhlen wohl ist und der nun mancherlei Kurzweil anrichtet mit Gastung, Tanzen, Reisen und Jagen. Er entbrennt in Liebe zur Gattin des Statthalters, die nichts von ihm wissen will, die gegen ihn ist, wie »ein aychenblock oder ein härter amboß-stock«, ihm alle Bitten abschlägt, auch für seine Geschenke unempfänglich bleibt. Er ist untröstlich darüber und will sich erhängen. Seine königliche Schwester verhilft ihm zu seinem Willen. Bancbanus, den seine Gattin um ihren Tod anfleht, schwört, die Beleidigung zu rächen. Mit zornigem Angesicht stürmt er (im 5. Act) in das Zimmer der Königin, schmäht sie ein ehrloses, verruchtes Weib, an Seele und Leib verflucht, und ersticht sie als Vertreter der Gerechtigkeit, während ihr Bruder in Bettlerskleidern nach Deutschland entkommen ist. Im 6. Act ist Bancbanus seinem Könige nach Constantinopel nachgereist, um sich dessen Urtheil zu unterwerfen. Dieser aber schickt ihn wieder nach Hause; er möge bis zu seiner Rückkehr des Statthalteramtes walten. Im 7. Act kehrt der König zurück und hält Gericht. Die Zeugen bestätigen die Schuld der Königin und der gerechte Fürst muß Bancbanus frei sprechen. Im Epilog zieht der Dichter nach seiner treuherzigen Art selbst die Lehre aus seiner Tragödie. Die Königin und ihr Bruder werden für verwegene, leichtfertige, unvorsichtige Leute als Warnung hingestellt; die Statthalterin soll den ehrenfrommen Frauen anzeigen, daß sie niemandem vertrauen, alle Geschenke und Schmeicheleien fliehen sollen. Der fromme gerechte Statthalter soll das Beispiel eines ordentlichen Amtmanns und Verwalters sein, der kein Unrecht duldet, sondern die Gottlosen bestraft, den Frommen Schutz gewährt. Der König endlich soll einen Regenten bedeuten, welcher der Gerechtigkeit geneigt ist, darüber wacht, daß niemandem Unrecht geschehe,

der nicht im ersten Zorn rasch urtheilt und sogar, wenn die Sache ihn selbst betrifft, keine Gewalt braucht:

»Selig ein land gesprochen wird,
Wo solch ein oberkeit regiert.«

Mit diesem friedlichen Segensspruche nimmt der Dichter des sechzehnten Jahrhunderts von seinem Nürnberger Publikum Abschied. Ihm sind die Menschen nicht Individuen, nicht charakterisirte Vertreter eines bestimmten Volkes, sondern Typen, Vertreter eines einzelnen Standes, Vertreter der Tugenden oder Fehler.

Wie anders der nationale Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, der erfüllt ist von der Größe seines Vaterlandes und mit den Waffen des Geistes, der Geschichte, der Poesie eintreten will für dessen Freiheit und Unabhängigkeit. Die ungarische Tragödie Bank-Bán von Joseph Katona ist eine nationale Tendenztragödie.

Die Königin Getrude hat durch ihre Abstammung als Deutsche, durch die Bevorzugung ihrer Landsleute und durch ihr herrisches, grausames, drückendes Regiment eine weitverzweigte Verschwörung unter den magyarischen Großen veranlaßt, der sich endlich auch Bankbanus anschließt. Die Gewaltthat Ottos gegen dessen Gattin, an welcher er die Königin fälschlich für mitschuldig hält, gibt nur den letzten Ausschlag, läßt nur den Becher überfließen: eigentlich ist es die in den grellsten Farben geschilderte Fremdherrschaft der Meranier, die ihn, den Statthalter, den königstreuen Mann, seiner Königin gegenüber treten läßt. Gipfelt das Stück des Hans Sachs in der Scene, in welcher Bancban in das Zimmer der Königin stürmt, so auch das Stück Katonas in der entsprechenden Scene des vierten Aufzugs. Vergebens beruft sich Gertrude auf ihre königliche Würde und schleudert ihm das Wort »Unterthan« entgegen. »So ist es nicht!« — antwortet ihr Bankban — »Ich bin dein Herr, dein Richter, und so lange der König fern ist, bin ich auch dein König.« Und nun hält er ihr der Reihe nach ihre Sünden in flammenden

Worten vor. Als sie ins Land gekommen mit ihrer Sippschaft, da habe der Gott des Friedens den Fluch darüber gesprochen und der Engel der Zerstörung habe Amen dazu gesagt. In wenigen bittern Jahren habe sie die Gesetze Ungarns herabgewürdigt, das Land zu Grunde gerichtet und zum Aufruhr getrieben, geheuchelten Gehorsam begehrt, sich aber statt dessen aus den Schmeicheleien der Unterthanen einen Käfig gebaut, darin ihr Hochmuth sie nun gefangen halte. Eine Gottheit zu sein, habe sie gewähnt, weil sie die Ungarn, die bis dahin nur vor ihrem Schöpfer zu knieen gewohnt waren, vor ihr die Kniee zu beugen gezwungen habe. Sie habe es nicht verdient, daß Ungarns König sein großes Herz ihr zugewendet, die den Wüstling, ihren Bruder, unterstützt habe. Vergebens betheuert die Königin ihre Unschuld an Ottos Vergehen, vergebens flucht sie selbst dem Buben, den sie zu ihrer Schmach Bruder nennen muß; vergebens ruft sie den Feigen zu Hilfe, der an der Thüre wieder umkehrt; als aber nun Bankban diesem seinen Fluch nachruft und auch den Ort verflucht, an dem er geboren worden, da empört sich in ihr das Heimatsgefühl. Nun steht sie als Deutsche dem Ungarn gegenüber. Mit den Worten: »Elender, schmähe meine Heimat nicht« stürzt sie wüthend auf ihn und zückt den Dolch gegen ihn, den Bancban ihr entwindet, um sie selbst zu erstechen. Otto entflieht, hat aber vorher Bancban's Frau ums Leben gebracht. Im letzten Acte steht auch hier Bancban als Angeklagter seinem königlichen Herrn gegenüber. Die Unschuld der Königin wird erwiesen. Völlig gebrochen, jammernd um den Tod seiner Gattin, muß er gestehen, von allen Creaturen sei keine so verwaist wie er und sein Kind. Der König aber hält Bancban durch den Tod seiner Gattin für genug bestraft und nimmt die über ihn bereits verhängte Verbannung wieder zurück: »Magyaren! Besser daß die Königin fiel als unser Vaterland.«

Der König büßt auf diese Weise die Schuld seines Hauses, seiner Familie, die Schuld, daß er eine fremde

Prinzessin als Herrin ins Land geführt, und Bancban bleibt bei Katona mit dem Ruhm des Vaterlandbefreiers umgeben. Sein Stück, als erste national-ungarische Tragödie, im einzelnen schwach und ungelenk, kindlich im Aufbau, verworren in der Intrigue, nur in der Charakteristik entschieden, verdankt seinen Ruhm diesem nationalen Pathos.

Was Hans Sachs und Katona gemeinsam ist, vor allem die Ermordung der Königin durch Bancbanus selbst, geht auf die gemeinsamen Quellen, auf ungarische (lateinische) Chroniken zurück, die auch Grillparzer bekannt waren, und aus denen auch Grillparzer vieles benützte. Aber auch vieles von dem, worin Grillparzers Drama von jenen beiden anderen, die er natürlich nie gelesen hat, abweicht, geht auf die historischen Quellen zurück; denn es gibt noch andere Chroniken, in denen dieselbe Geschichte mit verschiedenen Variationen erzählt wird. Da ist es nicht Bancban, der die Königin tödtet, sondern sie fällt durch andere der Aufrührer. Da werden die Kinder Gertrudens und Andreas' gerettet. Da ist es Bancban, der, als Gertrude beim Überfall ihr Kind, den Thronfolger Bela, in die Arme schließt, es ihr entwindet mit den Worten: »Das sei fern von mir, daß ich das Blut meiner Könige vergieße.« Wie leicht konnte da aus dem Schützer der Retter des Kindes, aus dem Retter des Kindes der Retter der Königin und ihres Bruders selbst werden. Wie leicht konnte dies für den sein, bei welchem vor allem die Worte der Chronik gezündet hatten: »Bancban nahm die ihm übertragene Reichsregierung tapferen Gemüthes auf sich, in der Meinung, die günstigste Gelegenheit erlangt zu haben, um seine Tapferkeit und Treue zu zeigen. Das Glück aber war ihm entgegen und untergrub den Erfolg seines Vorhabens«; wie leicht konnte die Umwandlung des Stoffes von demjenigen vorgenommen werden, der den Heroismus der Treue in Bancban zeichnen wollte, einer Treue, welche über alle Anfechtungen den Sieg davonträgt, und mit dem eigenen Glück, mit dem eigenen Herzblut erkauft wird; bei demjenigen, der einer Tragödie der Treue mit

anderem Stoffe und anderer Einkleidung (»Zwei gute Hornbläser in Böhmen oder der blinde Jaromir«) längst nachgesonnen hatte.

Von Außen war Grillparzer an den Stoff herangekommen. Nach dem mächtigen Erfolg des »Ottokar« im Frühjahre 1825 lag es nahe, den Dichter, der die Anfänge des habsburgischen Hauses hier mit solchem Glanze umgeben hatte, nun auch officiell mit der Aufgabe zu betrauen, die Dynastie poetisch zu verherrlichen. Als es sich darum handelte, für die Krönung der vierten Gemalin des Kaisers Franz, der Kaiserin Carolina Augusta, zur Königin von Ungarn (September 1825) ein neues Stück zu beschaffen, wandte sich der Obersthofmeister Graf Dietrichstein an Grillparzer mit der Bitte, eines zu schreiben. Grillparzer suchte nach einer passenden Fabel in den ungarischen Chronisten und hatte eine solche bald gefunden in der Geschichte jenes Aufruhres, der gegen den König Stephan und dessen bayerische Gemalin Gisela, theils wegen der Bemühungen dieser letzteren für das Christenthum, theils aus alter Abneigung gegen die Deutschen entstanden war. Alles Licht wäre auf die Königin Gisela gefallen, die bei der Stillung des Aufruhres, wobei sie sich auch die Liebe des Volkes erwarb, eine ähnliche Rolle gespielt hätte, wie im »treuen Diener« der Palatin Bancbanus, auf dessen Geschichte er in den Chroniken gleichfalls gestoßen war. Beide Stoffe schienen Grillparzer für den angegebenen Zweck mit Recht anstößig, in beiden wäre ein Aufruhr geschildert worden, in der zweiten noch dazu der Tod einer Königin. Er lehnte ab, und das gewünschte Stück wurde von Carl Meisl, einem nicht ungeschickten Possenschreiber und bewährten patriotischen Poeten, geliefert, der sich nun seinerseits auch jene Gisela von Bayern zur Heldin erwählte und dessen loyale Anspielungen sehr beklatscht wurden. Grillparzer aber ließ den Stoff des Baucban im Winter von 1825 auf 1826 weiter in seiner Seele reifen. Der alte, in dem Thema naheverwandte Jugendplan eines Marino Falieri, den das Studium des Byron'schen Stückes wieder auferweckt hatte, verschmolz mit dem

neuen Stoffe und ging in diesem auf. Im März 1826 begann er die Ausarbeitung. Nach der deutschen Reise, nach dem Besuch bei Goethe, als er mit neuem Muth und gestärktem Selbstvertrauen nach Hause zurückkehrte, arbeitete er es um, im November und December 1826 brachte er es zu Ende. Ein Jahr später erst, im September 1827, übergab er es Schreyvogeln, der anfangs wenig davon erbaut war. Nach den sorgfältigsten Proben, denen der Dichter selbst beiwohnte, kam es am 28. Februar 1828 im Burgtheater zur ersten Aufführung. Anschütz spielte den Bancban, Demoiselle Pistor die Erny, Heurteur den König, die Schröder die Königin, Ludwig Loewe den Herzog Otto, Wilhelmi den Grafen Simon, Fichtner den Grafen Peter, Reil und Schwarz die beiden Befehlshaber.

Von Außen also war Grillparzer an den Stoff des Bancban herangeführt worden, und er selbst hat uns gesagt, daß das Stück kein inneres Bedürfniß bei ihm befriedigt habe, wie dies andere Tragödien, die »Sappho«, die »Hero«, gethan hatten. Nicht als ob nicht auch hier Vieles von eigenen inneren Erfahrungen in das Drama übergeflossen wäre, nicht als ob nicht auch hier einzelne Gestalten mit seinem Herzblut genährt worden wären. Aber im Ganzen hat mehr der ruhig überlegende Künstler als der leidenschaftlich fühlende Mensch an diesem Werk Antheil. Keine monologischen Selbstbekenntnisse, keine lyrischen Träumereien wie dort. Dafür brauchte aber der Künstler sich und seinem Innenleben hier auch keine Zugeständnisse zu machen. Er konnte mit diesen Personen, die ganz von seiner Seele losgelöst waren, operiren wie ein Feldherr mit seinen Truppen, wie ein Schachspieler mit seinen Figuren. Und darum ist der treue Diener neben dem Ottokar das größte technische Meisterstück Grillparzer's, darum geht ein so unaufhaltsam fortreißender Zug durch das Ganze, wie durch die »Ahnfrau«, die auch kein inneres Bedürfniß bei unserem Dichter befriedigte; darum ist das Stück auf der Bühne von so unwiderstehlicher Wirkung.

Mit einem Schlage versetzt uns die Exposition in die Mitte der Handlung. Vom ersten Momente Bewegung auf der Bühne. Bancban am frühen Morgen sich zum Gang nach dem Schlosse rüstend. Die wüste Nachtmusik des Herzogs vor seinen Fenstern. Seine eiserne Ruhe und Gelassenheit, sein unerschütterliches Vertrauen auf die Tugend und auf die Liebe seiner Gattin zeigt sich deutlich an; deren kühles und doch ein wenig aus dem Gleichgewicht gerücktes Wesen; des Herzogs Spott, dessen rücksichtsloses, selbstbewußtes Wesen, dessen Siegesgewißheit, dessen Verachtung der Ungarn. Es muß dem Zuschauer klar werden, daß zwei Parteien, zwei Nationen sich gegenüberstehen, und der Dichter hat es daher in früheren Fassungen ausdrücklich vorgeschrieben, daß Otto und die Seinigen in deutscher Tracht erscheinen und sich so von den Ungarn auch für das Auge stark abheben sollen.

In der dritten Scene, in der vortrefflich abgestuften Unterredung zwischen König und Königin wird die Vorgeschichte nachgeholt, ohne daß der Zuschauer die Belehrung merkt. Die namenlose Liebe der Königin gegen ihren Bruder, ihre Herrschaft über den König. Und nun rasch nacheinander die Steigerungen. Der Prinz streicht sich selbst aus der Reihe der Herrschenden aus, durch sein Zuspätkommen und durch seine Rücksichtslosigkeit. Zwischen der Königin und Bancban scheint ein alter Gegensatz vorhanden zu sein. War er einst, so können wir fragen, gegen die Heirat seines Königs mit einer Ausländerin gewesen? Sieht sie in ihm und den Seinigen die Vertreter der ungarischen Nationalpartei, die ihren Einfluß untergraben wollen? Dem zum Statthalter ernannten Bancban weigert sie zuerst die Hand zum Kusse und fügt ihm so die erste Beleidigung vor der Oeffentlichkeit zu. Der König aber, der mit starken Worten auf die Pflichten des Regenten hinweist (»Ist Herrschen denn ein Knabenspielwerk?«), kann sich böser Ahnungen nicht erwehren. Dem, den er als treuen Diener so lange kennt, muß er doch das düstere Schattenbild verletzter Pflichterfüllung als Warnung entgegen-

halten: Den Treuen erwarte der Ruhm, den Untreuen Schande und Vergessenheit. Nicht strafen werde er ihn, wenn er das Vertrauen täusche, sondern nur ihn vermeiden und bei seinem Tode die Worte auf sein ruhmloses Grab setzen:

»Er war ein Greis, und konnte sich nicht zügeln,
Er war ein Ungar, und vergaß der Treu,
Er war ein Mann, und hat nicht Wort gehalten.«

So wird das dreifache Thema des Stückes laut und vernehmlich angekündigt. Auf eine dreifache Probe wird Bancban in den folgenden Acten gestellt, und er besteht sie glänzend.

Auf zwei Momente kam im zweiten Acte Alles an. Auf das Benehmen Erny's gegen den Prinzen und auf ihre große Scene mit ihrem Gatten.

Der Dichter fragte sich: Liebt sie den Prinzen? Nein. Hat sie ihn nie geliebt? Nein. War er ihr immer ganz gleichgiltig? Hier muß abermals mit Nein geantwortet werden. »Wenn nicht aus dem Betragen Erny's hervorgeht, daß sie früher doch einiges, wenngleich unschuldiges Wohlgefallen an dem Prinzen gehabt, so handeln die ganzen drei ersten Aufzüge de lana caprina«. Es muß eine Berührtheit in ihrem Zustande sich zeigen, etwas, was eine Gefahr für ihren Gatten in sich schließt. Keine Scene hat Grillparzer daher so oft entworfen, als die im zweiten Act, worin Otto Ernyn die Beweise ihrer Liebe vorhält. Mehr als ein dutzendmal hat er sie umgearbeitet. Die erste Idee scheint die gewesen zu sein, daß sie ein Büschel von seinen Haaren gestohlen, die er der Königin gesandt, um sie in ein Geschmeide fassen zu lassen. Dann denkt er an ein Bild. Otto tritt in das Zimmer seiner Schwester und findet diese nicht, allein statt ihr — Ein Anblick war's, des ersten Malers würdig! — Solch' eine Dame steh'n im weißen Atlaßkleid am rothbehängten Tisch. Die hält sein Bild und besieht es so genau, als wollte sie's auswendig in sich prägen, um's herzusagen in der Zeit der Noth. Bei seinem Eintritt warf sie's erschrocken hin und zitterte

und bebte. — Dann wieder mehr mit Hervorkehrung des ritterlichen Costüms:

»Ich war nicht lang an diesen Hof gekommen,
Da ritt ich einst ein wildes Berberroß
Im Angesicht von meiner Schwester Hofe.
Der Frauen Blicke folgten mir; ich sah's
Und wild und wilder spornt' ich meinen Gaul.
Der bäumt sich plötzlich, steigt lothrecht empor,
Und Schrecken faßt die Frauen alle, alle;
Doch eine nur schreit auf und drängt sich vor,
Drei Schritte vor und schreit und hebt die Arme
Und war noch trostlos, als schon längst mein Roß
Gebändigt, wie ein Lamm, die Kniee mir umschnobert.«

Ihren Blick sieht er in einem oft skizzirten Vergleiche als die Herausforderung zum Kampf an:

»Des Weibes Aug', bestimmt und wiederholt
Auf einen Mann gerichtet, gleich dem Handschuh,
Dem Fehdezeichen gleich von Kriegers Hand,
Ist es Ausforderung zum Kampf. Hier bin ich.«

In einer anderen Fassung hat Otto im Garten mit Absicht eine blaue Schleife verloren. Erny hob sie auf und barg sie am Busen. Oder: Ein Armband, das er seiner Schwester zum Geschenk geschickt und das diese, gebrochen, wegwarf, hob sie »rasch wie ein Dieb« auf und husch damit ins Schnupftuch und trug es heim.

Zu sehr im burschikosen Ton des Naukleros wäre es gewesen, wenn Otto erzählte: Im Vorsaale hätten die Damen alle von ihm gesprochen und ihn gelobt.

»Nur Eine saß und schwieg; sah vor sich hin und schwieg.
Mein Eintritt stört den Kreis. Wie wilde Hühner
Lautknatternd fliegen sie nach hier und dort.«

Er sei dann zu ihr getreten und habe die Erbebende, Erröthende, Weinende gefragt, warum sie ihn hasse.

Endlich bleibt der Dichter dabei, daß Erny dem Herzog, als er ihr (wie Zawisch Kunigunden) beim Tanz die Hand gedrückt, diesen Druck erwidert habe und daß sie von seinen Haaren, die er seiner Schwester zum Geschenk gesandt, welche gestohlen. Eine Zeit lang dachte er daran, diese zwei Argumente noch durch ein drittes zu verstärken:

»Auch dieser Hut war's nicht und diese Federn,
(er nimmt ihn ab)
Die, als er lag in jenes Saales Fenster,
Ihr, hingetreten und ins Freie starrend,
Mit weichen Händen streicheltet, seht so:
Wie Einer, der die Hand ans Feuer hält
Und wohlbehaglich und erquicklich fühlt
Die Wärme strömen bis zum Sitz des Lebens.«

ließ dies aber schließlich fallen. Zu kühn auch war es, wenn Otto Erny am Schlusse der stürmischen Scene die Hand küßte und so gleichsam ein Pfand für die Erfüllung seiner Wünsche mit sich nahm. Erny aber ist aus dem Gleichgewicht gebracht und dieses Gleichgewicht muß ihr die Scene mit ihrem Gatten wiedergeben. Sie hatte dem Prinzen wirklich schreiben wollen, wo er sie treffen könne, um ihr verzweifeltes, d. h. ihr empörtes Herz zu hören. Der Wille gilt ihr für die That, das leere Blatt für ein beschriebenes.

Jetzt erst werden wichtige Partien aus der Vorgeschichte des Stückes nachgeholt. Jetzt erst erfahren wir von der Jugendfreundschaft zwischen Bancban und Erny's Vater, jetzt erst von Bancban's Versprechen an des Letzteren Sterbebette, jetzt erst von seinem Zaudern und Aufschieben der Hochzeit, jetzt erst geht uns sein ganzes (bedroht gewesenes) Glück völlig auf, jetzt erst wird uns klar, welchen Schatz Erny in diesem Manne besitzt, welche namenlose Liebe er über sie ausgegossen, um wie viel größer ihre Schuld gerade diesem Manne gegenüber gewesen wäre.

Auch diese Scene zwischen Bancban und Erny war ursprünglich leidenschaftlicher gedacht. In einer Fassung zerreißt er das Blatt und wirft es auf den Boden:

»Hier liegt der Teufel, sieh, am Boden,
Tritt d'rauf mit deinem Fuß!«

In einer zweiten sagt er etwas zu pedantisch:

»Knie' nicht und schwör' auch nicht. Weißt du dich schuldlos,
Erny, sieh mir ins Aug' — Weißt du dich schuldlos,
So nimm dies Blatt, leg's wieder auf den Tisch,
Von wo du's nahmst, zur bösen, bösen Stunde,
Die andern Blätter breite drüber hin,
Die Feder auch, die deine Hand berührt,
Verbirg auch sie. Der Schwerstein decke beides.
So und nun flieh, wie man vor Schlangen flieht.
Rasch, Erny, rasch!«

In einer dritten Fassung reicht er ihr noch ein Tuch »Wisch ab die Hände, die das Verkehrte freventlich berührt«, wie König Alphonso sich mit den Händen über den Körper fährt, um das Unreine von sich abzustreifen. Diese äußeren Verstärkungsmittel giebt der Dichter auf. Es genügt ihm, daß innerlich alles aufgeklärt und aufgelöst, daß das Vertrauen beiderseits wieder hergestellt wird. Die Wiedergewonnene zu verlieren, muß Bancbanus daher um so tiefer treffen.

Durch die Scene mit ihrem Gatten hat Erny die Kraft gefunden, dem Herzog ihre Verachtung vor dem versammelten Hofe zuzurufen. Die verheerende Wirkung dieser Schmähung tritt bei diesem am Schlusse des zweiten Actes und im dritten in den Ausbrüchen seiner Tollheit und Raserei, in seiner Krankheit hervor. Die kurze schwüle Scene zwischen der Königin und dem Arzt muß deren Besorgniß um den Bruder immer mehr steigern. Es muß den Zuschauer die Ahnung beschleichen, daß sie zu dem Ärgsten die Hand bieten könnte. Ja, nur in dieser (ihr selbst noch unklaren) Absicht läßt sie

Erny warten. Der Dichter hat es gemildert, wenn er in früheren Entwürfen die Königin selbst den Vorschlag thun ließ, sie werde Erny nach Otto's Zimmer berufen. Aber die Überredung ist Otto nicht schwer gemacht. Die erneute Scene mit Erny bot neue Schwierigkeiten, mußte doch die im zweiten Acte übertroffen werden. Diese Steigerung ist Grillparzer wunderbar gelungen. Mit hellen Fackeln leuchtet er hier hinab in die tiefsten, schauerlichsten Abgründe des menschlichen Herzens. Erny wird umgarnt, umstrickt wie mit glühenden Drahtnetzen, bis endlich rohe Gewalt sie berührt, um sie gefangen zu nehmen, und sie keinen anderen Ausweg mehr findet als den Tod. Dieser Tod ist (zu den vielen Proben des zweiten Actes) die härteste Prüfung für ihren Gemahl. Es ist der Höhepunkt des Stückes, wie er an ihrer Leiche niederstürzt. »Mann, Vater, Gatte« hatte die bedrängte Erny Bancbanus im zweiten Acte zugerufen. In seinen Ausruf: »O Erny! O mein Kind, mein gutes, frommes Kind!« preßt sich sein ungeheurer Schmerz zusammen. Er hat sein Alles verloren, sein Glück, seine Zukunft, sein Leben.

Wer tief genug in den Charakter Bancban's, wie ihn Grillparzer anlegte, hinabgestiegen ist, dem kann Bancban's Handlungsweise in den folgenden Acten nicht mehr zweifelhaft sein. Die Königin hat die Frevelthat selbst auf sich genommen. Niemand kann da richten und strafen als der König selbst. Diesem wird die Meldung erstattet, seine frühere Rückkunft erbeten. Bis dahin muß Bancbanus die Ruhe erhalten, die er dem König zu erhalten versprochen hat, Ruhe um jeden Preis. Und als seine nächsten Verwandten diese Ruhe stören, den Aufruhr in Stadt und Land tragen, den Bürgerkrieg entflammen, da schleudert er den Fluch vor allen Flüchen gegen diesen Aufruhr (wie dies mit denselben Worten der Kaiser Rudolf im Bruderzwist thut), da scheidet er sich von seiner Familie, und weil seine Kraft nicht ausreicht zu wehrhaftem Widerstand, so muß er seine Zuflucht nehmen zu Winkeltreppen und Blendlaternen, zum Verstecken und Ver-

kriechen. Weib und Kind hatte er seinem Herrn zu hüten versprochen. Er muß sie hüten um jeden Preis, schützen, retten mit Gefahr seines Lebens. Und es gelingt ihm wenigstens mit dem Sohn, mit dem Erben des Thrones, der Hoffnung des Landes, während die Königin (fälschlich für den Herzog gehalten, dessen Mantel und Schwert gleich der Leonore im Fiesko sie an sich genommen) durch Zufall ums Leben kommt. Durch einen Zufall, den wir aber mit Bancban als des höchsten Gottes Boten, als Vertreter der Gerechtigkeit auffassen dürfen. Denn sie büßt für den, dessen Schuld sie auf sich genommen.

Auch bei Grillparzer mußte der letzte Act der Rückkehr des Königs und dem Gericht gewidmet sein. Auch die Unterdrückung des Aufruhrs war Bancban endlich gelungen; nicht seinem Schwerte, aber seiner Rede. Hatte der Herzog spottend von ihm gesagt, Wohlredenheit fließe von seinen Lippen; seine flammende Ueberzeugung macht Bancban wirklich beredt und eine besiegte Stadt kann er seinem Könige überliefern.

Alles kommt nun darauf an, wie Bancbanus seinem erzürnten Herrn gegenübertritt, der an seiner Treue zu zweifeln alle Ursache hat, der mit den biblischen Worten, die dem Stücke den Titel gegeben haben, ihn bereits als untreuen Knecht gescholten hat. Nur als Statthalter? Nur als Unterthan? Er verletzt die königliche Würde nicht, er beugt demüthig seine Knie vor ihm; aber er redet nicht blos als Unterthan zum Könige, nicht blos als Diener zu seinem Herrn, er redet zu ihm als Mensch zum Menschen, als Witwer zum Witwer, als Kinderloser zu dem, der Vaterangst im Herzen trägt. Darin liegt der Schlüssel zu Bancban's Charakter. Nicht verloren ging ihm der Mensch ob seiner hohen Berufspflicht; sondern hier nach erfüllter Pflicht im letzten, im entscheidenden Augenblick drängt das rein Menschliche alles Übrige zurück. Und auch an Genugthuung für ihn fehlt es nicht. Man hat es getadelt, daß Bancban nicht selbst die Ehre seines Weibes

wieder herstellt, daß seine Verwandten für ihn eintreten. Ursprünglich wollte der Dichter auch wirklich den Bancban selbst die Fragen an Otto stellen lassen. Das hätte aber sein Verhältniß zu diesem verschoben. Tief symbolisch aber hat Grillparzer die Stimmung Bancban's ausgedrückt. Hatte im ersten Act ihm die Königin die Hand verweigert und hatte dies ihn bis zu Thränen geschmerzt, so bringt er es jetzt nicht über sich, dem guten Mörder die Hand zu reichen. Sie haben gleichsam ihre Rolle, ihre Würde, ihre Stellung getauscht. Aber noch mehr. Nicht bloß Pflichterfüllung, nicht bloß Treue hatte der König am Schluß des ersten Actes Bancban eingeschärft, auch Selbstbeherrschung hatte er von ihm verlangt; ein Vertrag war zwischen ihnen geschlossen worden, der auf Gegenseitigkeit beruhte. Was man von ihm verlangt, das muß auch von denen verlangt werden, die an des Königs Statt zurückbleiben, von der Königin und von jenen, mit welchen diese sich identificirt. Hier ist auf die bedeutsame Stelle im zweiten Acte hinzuweisen, wo Bancban den Supplicanten vorhält, daß der König trotz seiner Abwesenheit zugegen sei:

»Hat dich der König nicht schon abgewiesen?
Nun glaubst du wohl, weil er vom Lande fern?
Der König ist noch da. Hier, siehst du, steht er;
Und drinnen —
Nu, weiß Gott! drinn hüpft und tanzt er.«

Was Bancban hier leise, für sich selbst andeutet, spricht er am Schlusse laut vor seinem Könige aus. Die Pflichten, die von dem Unterthan begehrt werden, sind auch Pflichten für den Herrscher. Das Knie gebeugt vor dem Prinzen, der das schuldlose Unterpfand künftigen Glückes für das Reich unter so vielen Schuldigen ist, sagt Bancban zu diesem:

»Glück auf! Glück auf! Du hohes Fürstenkind,
Bestimmt, dereinst zu herrschen hier im Lande!
Ein alter Mann, der lang dann nicht mehr ist,
Wenn du als Fürst gebeutst in diesem Lande,

Er heißt willkommen dich und ruft dir zu:
Sei mild, du Fürstenkind, und sei gerecht!
Auf dem Gerechten ruht des Herren Segen.
Bezähm' dich selbst, nur wer sich selbst bezähmt,
Mag des Gesetzes scharfe Zügel lenken.
Laß dir den Menschen Mensch sein, und den Diener
Acht' als ein Spargut für die Zeit der Noth.«

Trifft da unser Dichter nicht in derselben Lehre zusammen mit Hans Sachs? Ist so Grillparzer's treuer Diener nicht ein Fürstenspiegel wie so viele französische und deutsche Romane des achtzehnten Jahrhunderts, wie Wieland's »Goldener Spiegel«, nur ohne fremdländische orientalische Maske! Und wer noch zweifeln wollte daran, daß das Stück nicht eine Verherrlichung übertriebenen, hündischen Servilismus, einseitiger Loyalität ist, der höre, wie diese Schlußworte in anderer Fassung lauten, deren schroffere Form Grillparzer nicht beibehielt und sie dadurch allerdings mit dem Gang des Stückes mehr in Einklang brachte:

»Gedenk' als Mann der Zeit, da du ein Kind,
Wie deine Nächsten dich dem Unheil weihten,
Weil sie nicht hielten, beugten das Gesetz,
Das Gott gegeben, daß es Alle halten.
Sei du ein König und ein Mensch; denn wahrlich,
Das Schönste, was die weite Schöpfung kennt,
Ist eines Königs Kron' auf eines Menschen Scheitel.
Richt' auf den Schwächern, halt' im Zaun den Kühnern,
Das Gute thu' und thu' es rasch und gern.
Sei ein getreuer Herr erst deinen Dienern,
(mit der Hand auf den König zeigend)
Dann sind sie treue Diener ihres Herrn.

Ist hier nicht das Fürstenideal Friedrich des Großen, der sich den ersten Diener seines Volkes und Staates nannte, als Richtschnur hingestellt? Von da aus fällt neues Licht auf Bancban's Charakter. Wie er sich nicht zwingen kann, an eheliche Untreue zu glauben, wie er in der ersten Scene des Stückes vergleichsweise darüber seine Ansicht vorträgt:

»Der Ungar trägt im Frieden auch den Stahl,
Zückt er ihn gleich nicht ohne herbe Wahl;
Wie denn der Ehemann den Reifen, den er trägt,
Auch in der Fremde nicht vom Finger legt.
Der Säbel an der Hüfte soll nur kunden,
Daß Ungar und Gefahr, wie Mann und Frau, verbunden.«

so kann er — bis er vom Gegentheil überzeugt wird — sich zu dem Gedanken nicht zwingen, daß die königliche Familie die Pflichten gegen die Unterthanen verletzen werde.

Und ist König Andreas selbst ganz ohne Schuld? Er legt sich auch einen Theil der Schuld an diesem Unglück bei und hier stoßen wir auf einen neuen Gedanken, der gleichfalls das Stück wie der goldene Faden das Gewebe durchzieht. Als ihm die Genossen Herzog Otto's vorgeführt werden, die fertigen Schuldgenossen von dessen lasterhafter Jugend, da weist er sie fort aus dem Lande:

»Wie gräbt Erinnerung mit blut'gen Zügen
Und zeigt, was ich versehn, wie ich gefehlt.
Unsittlichkeit! Du allgefräß'ger Krebs,
Du Wurm an alles Wohlseins tiefsten Wurzeln,
Du Raupe an des Staates Lebensmark!
Warum ließ ich beim Scheiden dich zurück?
Warum zertrat ich nicht, verwies dich nicht?
Wie schlecht verwahrtes Feuer gingst du auf
Und fraßest all mein Haus, mein Heil, mein Glück!«

Diese Worte des Königs sollten auf der Bühne niemals gestrichen werden. Erst sie lassen das Ende des Stückes im richtigen Lichte erscheinen, erst sie zeigen uns, wie bedeutsam, wie symbolisch es ist, wenn dem Herzoge am Schlusse von seinen Begleitern ein dunkler Mantel umgeworfen wird und mit ihm der Anstoß alles Übels gleichsam verhüllt und entfernt wird, erst sie zeigen, daß Grillparzer's Stück auch gegen die Unsittlichkeit seine Spitze kehrte.

Zahlreiche Pläne waren in Grillparzer's Seele um die Zeit, als er am »Goldenen Vließe« und am »Ottokar« arbeitete, aufgetaucht und eine Fülle von Gestalten lebte vor seinem

geistigen Auge, sich gegenseitig verdrängend und verdunkelnd, oft in einander verfließend. Eine römische Lucretia beschäftigte ihn im Jahre 1819, und Tarquinius, wie er sich ihn dachte, blos von Sinnenlust getrieben, von beleidigtem Stolz über Lucretiens Geringschätzung, von Ingrimm über ihre ihm zum stillschweigenden Vorwurf gereichende Sittenreinheit, wozu sich dann doch halb unbewußt eine gewisse Verehrung ihrer hohen Tugend gesellt, welche Verehrung er, so oft sie ihm deutlich wird, durch Spott und Hohn niederzukämpfen sucht: dieser Tarquinius hat wesentliche Züge auf Herzog Otto übertragen. Eine deutliche Spur dieses Zusammenhanges, der auch in dem fast gleichzeitig mit dem Bancban entworfenen »Bruderzwist« (Don Cäsar und Lucretia) erkennbar ist, läßt sich in einer älteren Fassung des Stückes nachweisen: wo die Scene im ersten Act vor den Fenstern Erny's mit den Worten schließt:

»Kommt! die Belagerung ist aufgehoben,
Vielleicht krönt neuen Feldzug beff'res Glück.
Und du, Lucrezia, schlaf wohl ein Weilchen,
Und träum' indeß von meinem, deinem Sieg.«

Auf die nahe Verwandtschaft unseres Stückes mit dem geplanten Marino Falieri wurde schon hingewiesen. Der Doge hätte seiner jungen Gattin ganz ebenso gegenübergestanden wie Bancban seiner Erny und Steno wäre als derselbe aimable roué geschildert worden, als den Grillparzer seinen Herzog Otto selbst bezeichnet hat.

In einem geplanten Saul wäre die Verfinsterung des Gemüthes bei dem Helden in ähnlicher Weise dargestellt worden wie beim Herzog Otto, und die biblische Scene, in welcher Saul nach David den Speer wirft, ist im treuen Diener nachgebildet, wenn Otto nach dem Arzte den Dolch wirft, daß er daumentief in der Wand stecken bleibt. Das Bild haftete als solches in des Dichters Seele. In dem Plan zu einem Herodes (»Die letzten Könige von Juda«) hätte Salome,

die Schwester des Königs, ebenso in der Liebe zu ihrem Bruder aufgehen sollen, wie dies Gertrude in unserem Stücke thut.

Aber nicht bloß das Erbe eigener Pläne Grillparzers trat der treue Diener an, kein Zweifel, daß der in der Weltliteratur weithin belesene Dichter manches in sein Werk mit überfließen ließ, was er sich von anderen Dichtern zu eigen gemacht hatte. Wir wollen nicht eine ängstliche Parallelenjagd anstellen, nicht dort eine Reminiscenz an den Hamlet und hier eine an den Othello aufstechen, oder Ähnlichkeiten in den Situationen mit dem Coriolan, mit der Emilia Galotti und anderen Stücken aufdecken, bei mehr oder minder gutem Gedächtniß thut das jeder Leser selbst, und nichts findet sich in unserem Stücke von fremdem Gute, was der Dichter nicht in langer Beschäftigung und Umformung zu seinem eigenen Wesen gemacht hätte. Wohl aber müssen wir auf das hinweisen, wodurch dieses Stück von den früheren Werken Grillparzer's sich unterscheidet.

Jede der großen Tragödien, von der Ahnfrau bis zur Hero, bedeutet eine neue Epoche in der Entwicklung von Grillparzer's Stil. Von dem in Dunkel und Düster getauchten Balladenstil der Schicksalstragödie, die aus romantischem Geiste geboren ist, über welche die Sonne Calderons ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen ausgegossen, war Grillparzer vorgeschritten zur Einfachheit der Sappho, in der die Renaissancetragödie, ihm durch Goethes Iphigenie und Tasso vermittelt, wieder auflebt. Pathetisch rauschen die herrlichen Jamben dahin und tausendfach spiegelt sich das ewige Meer in den Bildern und Vergleichen dieser Tragödie wieder. Eine Mischung beider Stilgattungen bietet das goldene Vließ dar! Classicismus und Romantik vermählen sich hier mit einander; aber ein Neues tritt bereits hinzu. Schärfer als in den früheren Stücken hebt der Dichter die Personen von einander ab. Nicht alle sprechen sie dieselbe Sprache. Wie ihre Gedanken, so ist auch ihre Rede verschieden. Markiger und kräftiger als früher

individualisirt und charakterisirt er. Auf dieser Bahn schreiten die Tragödien aus der modernen Geschichte mit Riesenschritten vorwärts. In der Technik des Ottokar kehrt der Dichter zurück zur historischen Tragödie Schiller's; aber Shakespeare's Kunst der Charakteristik hat ihn zum Wettstreit herausgefordert. Als Historiker hat er sich in die Quellen versenkt und das Rüstzeug sich da hervorgeholt, um diese Personen lebensgetreu vom Scheitel bis zur Sohle zu schildern und gerade durch kleine halbverstohlene Züge das Leben abzumalen. Und wenn auch die langen Reden, die breiten Monologe des früheren Stiles nicht fehlen; auf dem Höhepunkte des Dramas waltet ein Laconismus, der anfangs Befremden erregt, und der erst durch die Darstellung, durch die Verbindung des Wortes mit der Geberde zur vollen Wirkung gelangt.

Zwischen die Vollendung des Ottokar und die Conception des treuen Dieners fällt das wichtigste Ereigniß in Grillparzer's dichterischer Entwicklung, das in allen seinen späteren Tragödien Spuren zurückgelassen hat, das Studium Lope de Vegas. Zum erstenmal zeigt sich der Einfluß seines spanischen Lieblingsdichters im treuen Diener. Nicht nur, daß der Grundgedanke entschieden auf Lope's Demetriusdrama hinweist, wo Lamberto wissentlich seinen eigenen Sohn opfert, um seines Königs Sohn zu retten, dabei sein Hab' und Gut einbüßt, in dem Drange der Flucht sein Weib zu Grunde gehen sieht und für alle diese Opfer am Ende seines Lebens nichts weiter von seinem Herrn verlangt, als daß dieser auch im Glücke des alten Mannes gedenken möge; nicht nur daß Reminiscenzen an die um jene Zeit von ihm gelesenen Stücke Lope's sich aufdecken lassen, sondern — was wichtiger ist — die wesentlichen Eigenschaften der Lope'schen Poesie, Anschaulichkeit und Fülle, der gesunde Realismus, die lebendige Charakteristik, die er mit Shakespeare theilt, alles das was sich mit Grillparzer's eigener Anlage und Vorliebe bereits deckte, spornte ihn an auf dem einmal eingeschlagenen Wege entschieden fortzufahren. Er nähert sich daher nun in der Darstellung noch mehr dem Bunten, Sprunghaften, Ver-

wirrenden, Zufälligen des Lebens, ohne dabei die hohen Grundgedanken aus dem Auge zu verlieren. Er vermeidet es, lange Monologe anzubringen; ein Satz, ein Wort, ein Ausruf, eine Geberde muß genügen. Mit allen Marotten, mit dem ganzen Eigensinn, mit allen Schwächen stellt er seine Menschen hin. Ja, er wagt es, denjenigen, den man als den Helden des Dramas zu bezeichnen pflegt, so wenig heldenhaft, mit einem humoristischen Anflug sogar zu zeichnen, die Kluft zwischen Komik und Tragik zu überbrücken. Er leiht jeder Person ihre eigene Farbe, ihre eigene Sprache; das Drama ist ein Meisterstück der Charakteristik.

Vor allen Bancbanus selbst, den wir uns als kleines, hageres, etwas gekrümmtes Männlein, mit starkem Schnurrbart und ziemlich grauem Haar zu denken haben. Mehr als Geschäftsmann denn als Krieger tritt er uns entgegen. Ein feinfühliges, tiefes Gemüth verbirgt sich in dem scheinbar vertrockneten Actenmenschen. In einem harten Leben hat er es gelernt, sich in sich selbst zurückzuziehen; aber wenn ihm die Zunge einmal mit dem Herzen durchgeht, dann blicken wir auf dessen goldenen Grund. Die ungarische Gewohnheit des Fluchens ist ihm zur zweiten Natur geworden; aber sie ist bei seiner stockenden Redeweise nicht mehr als ein bequemes sprachliches Mittel. An Selbstverleugnung und Aufopferung gewohnt, stellt er an die anderen dieselben strengen Anforderungen wie an sich selbst. Das kleinste Rädchen, das sich am Uhrwerke verschiebt, bringt dieses aus dem Gange. Er besitzt das etwas pedantische Pflichtgefühl, das Grillparzer's Vater besaß und das Grillparzer selbst von diesem überkam. Wie der ehrsame Advocat Wenzel Grillparzer haßt auch Bancban alle Redensarten; das einfache Ja ist ihm lieber als das gezierte und überflüssige Jawohl; die kleinste Abweichung von der Wahrheit und vom geraden Wege ist ihm wie jenem, ist ihm wie dem Bischof Gregor in »Weh' dem, der lügt«, der Anfang des Schlechtesten und Ärgsten. Den hohen Pflichten, die sein König trotz seiner Abwehr ihm aufladet, ist er keines-

wegs gewachsen. Geschmeidigkeit, diplomatisch vermittelnde Klugheit, höfische Vorsicht, die seine Stellung verlangt, ist mit seinem Sittencodex unvereinbar. Er läßt außer Acht, was jedem anderen natürlich schiene; er begehrt, was jeder andere zu verhindern trachten würde. Ein unerschütterliches Vertrauen auf die Güte der menschlichen Natur beseelt ihn, und der bodenlosen Verworfenheit muß er sich gegenübergestellt sehen. Das ihm anvertraute Gemeinwesen will er erretten und muß das Glück und die Ehre seines Hauses in Trümmer gehen sehen, die Ehre, die er zeitlebens peinlich bewahrt hatte, das Glück, das ihm erst im Alter nach langer Sehnsucht, nach langer Entbehrung so schön zu Theil geworden war. Der tiefste Schmerz kann seiner herben Verschlossenheit keine lauttönende Klage entringen; ja ein Wort mehr an Ernys Leiche und wir hätten nicht mehr den Bancban Grillparzer's vor uns. Darin besteht das Eigenthümliche seines Charakters, daß er ächzend zusammenbricht wie ein ins Innerste getroffenes Edelwild.

Am meisten nach der Geschichte gezeichnet sind König und Königin. Die letztere vornehm, stolz. Graf oder Gräfin Stadion haben einige Züge für sie geliehen. Sie beherrscht ihren Gemal. Ihre fast männliche Sicherheit und Festigkeit hebt sie in einem älteren Manuscript kräftig hervor, wenn sie sagt:

»Auch kennt Ihr wohl Gertruden gut genug,
Die immer zwar in Liebe Weib gewesen,
In Sorg' um Euch, in andern Dingen nicht.
Ihr wißt, daß festen Augs sie schaut und sichtet,
Und festen Sinns, was sie erkannt, vollführt.«

Ihrem Bruder ist sie leidenschaftlich, bis zur Verliebtheit und Eifersucht zugethan. Sie fühlt sich vereinsamt am Hofe. Ihr Bruder ist der einzige, der aus glücklicher Kinderzeit ihr geblieben ist. Aus diesen beiden Gründen kann sie ihm nicht widerstehen, gibt sie nach. In einer früheren Fassung wird sie sogar als die erste Urheberin des Frevels hingestellt.

Gegen ihre Leidenschaftlichkeit contrastirt die Kühle im Wesen Erny's. Wollte man Gewicht darauf legen, daß die Königin eine Deutsche und Erny eine Ungarin ist, so könnte man sagen, der Dichter hat die beiden Nationalitäten hier vertauscht. Jung und schön, mit hoher schlanker Gestalt und vollen Formen stand sie ihm vor Augen; weiße Haut, gefärbt, mehr regelmäßige als interessante Züge. Man kann sich die Erny gar nicht anders als blond, als hellblond denken; es fällt, wenn man dieses außer Acht läßt, ein wesentliches Element ihrer Charakteristik weg. Die Kühle und gewissermaßen die Unveränderlichkeit ihres Wesens hat Grillparzer ausgezeichnet in einer früheren Fassung geschildert. Wohl habe sie sein Bild wohlgefällig betrachtet, sagt sie zu Otto:

»Mir ist vergönnt zu schau'n, denn nur das Gute,
Der Neigung Schlimmes ward mir nicht zu Theil.
Mir ist vergönnt zu schau'n, denn was ich schaue,
Es ändert nicht, bewegt nicht dieses Herz.
Wie im Gesangbuch man nach Bildern blättert,
Beseh' ich mir die Dinge dieser Welt,
Und Eures Pferdes Schmuck und Eure Diener
Sie theilten sich in meinen Blick mit Euch.«

Als sie, die verlassene Waise, dem Bancbanus sich vermählt, da achtet sie ihn aufs höchste; sie hat ihn in ihrer Ehe aber auch lieben gelernt. Trotzdem gelingt es dem Prinzen, sie aus dem Gleichgewichte ihres Wesens zu bringen; aber schon die wenigen Worte ihres Gatten geben ihr ihre Gelassenheit und Ruhe wieder zurück und von nun an ist auch der kleinste Rest von Wohlgefallen an dem jugendlichen Prinzen bei ihr getilgt. Es scheint nach Grillparzer's Aufzeichnungen, daß ihm eine Dame aus der Wiener Gesellschaft, deren Name nicht bekannt ist, für das Aeußere und für die wesentlichen Charakterzüge Erny's vorschwebte; denn nach Goethe'scher Art pflegte er das Leben in die Dichtung zu übertragen und so der Dichtung die Farben des Lebens zu verleihen.

Am großartigsten zeigt sich Grillparzer's Charakterisirungstalent im Herzog Otto von Meran, der schwierigsten, der am leichtesten dem Vergreifen ausgesetzten Rolle des Stückes, mit der dieses steht und fällt. Grillparzer selbst hat sich über diesen Charakter ausführlich ausgelassen in einem wichtigen Briefe, der wahrscheinlich für Ludwig Löwe bestimmt und an dessen Schwester gerichtet war, von dem aber nicht sichergestellt ist, ob er wirklich abgesandt wurde. Uebermuth sei der Grundzug dieses Charakters aus zweifacher Quelle: als Prinz und als Liebling der Frauen. Von Kindheit an gewohnt, allen seinen Neigungen gehuldigt zu sehen, bringe ihn jeder Widerstand außer sich. An den Hof seiner Schwester gekommen, in ein Land, dessen Bewohner er verachte, von Langeweile gedrückt, sei ihm das Zeichen einer aufkeimenden Neigung in Erny, bei der er eines leichten Sieges gewiß zu sein meint, willkommen; als er statt Liebe Verachtung findet, breche das Ungestüme seines Wesens übermächtig hervor und Wuth, Trotz, Racheburst, ja die Spuren einer durch den Widerstand erst mehr zum Bewußtsein gekommenen Neigung für die Widerstrebende versetzen ihn in jenen Zustand, in welchem wir ihn vornehmlich zu Anfang des dritten Actes sehen. In der Scene mit Erny durchlaufe er alle Tasten der Empfindung, durch die er Eindruck auf die Eingeschüchterte zu machen hoffe. Trotz eines alle seine Reden begleitenden schadenfrohen Lauerns sei er aber in dieser Scene doch nur ein Heuchler; wenn Erny ihn erhört hätte, würde er durch längere oder kürzere Zeit an ihrer Seite mit allem Behagen eines Feinzünglers die halbvergessenen Genüsse der Unbefangenheit und Unschuld geschmeckt haben, bis Langeweile oder ein stärkerer neuer Reiz ihn in die alte Wüstheit zurückgezogen hätten. Bei ihrem Widerstande erwache sein Grimm wieder, durch das demüthigende Gefühl, wie viel er sich vergeben, aufs Aeußerste gesteigert.

Für den schwierigen vierten Act sah Grillparzer die Gefahr voraus, daß unter zehn Schauspielern neun den

Prinzen als einen eigentlich Wahnsinnigen geben würden, was er aber nicht wäre. Fast — meint er — würde vorübergehender Blödsinn eher seinen Zustand bezeichnen. Es sei eine dumpfe Abspannung, die nothwendig eintritt, wenn im Zustande der höchsten Aufregung ein entsetzliches Ereigniß die Lebensgeister, die den höchsten Grad der Steigerung bereits erreicht haben, von diesem Gipfel in den entgegengesetzten Zustand hinabwirft. Ein guter Mensch würde vielleicht wahnsinnig geworden sein. Otto werde stumpf, was jedoch einzelne Fieberanfälle von Schreck und Reue nicht ausschließe. Das Vorhergegangene schwebe ihm nur wie im Traume vor, und nur das Gefühl der gegenwärtigen Gefahr sei in ihm lebendig. Eine klanglose Stimme, ein dumpfes Vorsichhinstieren, im Sitzen den Kopf zwischen die Schultern gezogen, würde die beste Haltung nach außen hin sein. Wenn sein Schreck sich bis zur Gespensterfurcht steigere, werde er klagend, hilflos, fast kindisch.

Die Ereignisse am Schlusse des vierten Actes und in dem Zwischenraum bis zum fünften gäben dem Herzog die Besinnung wieder. Mit Hunger und Kälte kämpfend, von Feinden verfolgt, in Feld und Weinbergen umherirrend, werde sein Geist genöthigt, das Faulbett des gedankenlosen Brütens zu verlassen und selbstthätig das Bewußtsein zurückzurufen. So erscheine er denn im fünften Acte zertreten, zerknirscht, aufs Aeußerste herabgekommen. Keine Spur von Irrsinn mehr. Das bezeichnet Grillparzer als die Grundbedingung der Zulässigkeit des letzten Actes. Wie könnte Bancbanus einem bösartigen Wahnsinnigen das Kind anvertrauen und wenn er hundertmal der einzige Mensch in der Nähe und der nahe Verwandte des Kindes wäre.

In diesem letzten Act hat der Herzog nur wenige Worte zu sprechen. Es bleibt alles der Maske und dem stummen Spiel überlassen. Mit unbedecktem Haupt, mit bloßen Füßen, mit zerrissenen Kleidern muß er auftreten. Das darf kein Schauspieler übersehen. Sein früheres Prunkgewand muß er

mit einem einfacheren schon im vierten Acte vertauscht haben. Ein einförmig schwarzes Gewand thut die ungeheuerste Wirkung.

So aufgefaßt, ist der Herzog eine der glänzendsten Virtuosenrollen des deutschen Repertoirs, die viel zu wenig geschätzt und gespielt wird. Ich habe vor einigen Wochen die Freude erlebt, daß ein ausgezeichneter junger Künstler des Prager Landestheaters, an diese Analyse Grillparzer's sich anlehnend und die Zeit Ludwig Löwe's wieder zurückführend, diese Rolle in hinreißender Weise zur Darstellung brachte und einen vollen Triumph damit errang.

Man sollte nun meinen, daß dieses Stück, so großartig in Entwurf und Aufbau, so bis ins Kleinste und Feinste ausgearbeitet und vollendet, so meisterhaft in der Charakteristik, so edel, entschieden und klar in der Tendenz, daß ein solches Stück vor jeder Verkennung sicher gewesen, von allen Seiten mit Jubel begrüßt worden wäre, daß es seinem Verfasser nur Freude und Dank hätte einbringen können. Dem war aber durchaus nicht so.

Grillparzer hat uns in seiner Selbstbiographie das grausame Schicksal des Werkes erzählt. Noch am Abend der ersten Vorstellung hatte der Kaiser ihm durch den obersten Leiter der Theater Graf Czernin die allerhöchste Zufriedenheit mit dem Stücke ausdrücken lassen und ihm die Erlaubniß ertheilt, sich bei dem nicht enden wollenden Applaus dem Publicum auf der Bühne zu zeigen, was er sonst als kaiserlicher Beamter nicht gedurft hätte. Des nächsten Vormittags sei er zum Präsidenten der Polizeihofstelle, Graf Sedlnitzky, berufen worden. Der Graf habe ihn sehr freundlich, aber in einiger Verlegenheit empfangen. Er wiederholte, daß das Stück dem Kaiser sehr wohl gefallen habe, so sehr, daß er alleiniger Besitzer davon zu sein wünsche. Grillparzer sollte das ursprüngliche Manuscript abgeben, dem Theater würden die Souffleurbücher und die einzelnen Rollen abgefordert und das ganze in der Privatbibliothek des Kaisers aufgestellt werden. Jeder Vortheil, der Grillparzern aus der Aufführung

auf anderen Bühnen oder aus der Drucklegung zufließen könnte, sollte ihm ersetzt werden; man sei sogar zu Opfern bereit. Auf des Dichters Entgegnung, man werde ihn doch nicht für so erbärmlich halten, daß er eine seiner Arbeiten für Geld vom Erdboden verschwinden lassen wollte, erwiderte man ihm: die Frage ob? wünsche Seine Majestät ganz außer der Verhandlung gelassen; es handle sich nur um das Wie? Da man ihm nun das Stück im Nothfalle auch ohne seine Einwilligung ganz wegnehmen konnte, so war er auf ein Auskunftsmittel bedacht und hob deshalb hervor, daß er gar nicht mehr Herr über sein Stück wäre; er hätte sein Manuscript abschreiben lassen; beim Theater sei es wiederholt copirt worden; jedermann wisse, daß die mit der Copiatur betrauten Souffleure der Theater einen heimlichen Handel mit widerrechtlich genommenen Abschriften trieben; der Kaiser könne sein Geld ausgeben, ohne daß das Stück, und zwar ohne Grillparzer's Schuld, der Oeffentlichkeit entzogen werde. Sedlnitzky habe diese Aeußerung mit großer Freude aufgenommen und ihn aufgefordert, diese seine Bemerkung schriftlich aufzusetzen.

Grillparzer fügt in der Selbstbiographie hinzu, was dem Kaiser an diesem zum Uebermaß loyalen Stücke mißfallen habe, sei ihm immer Geheimniß geblieben und auch der Polizeipräsident sei darüber im Dunkel gewesen. Auch wir müssen zuerst die Frage aufwerfen, was dem Kaiser an dem Stück mißfallen habe.

Zuerst: Der ganze tumultuarische Vorgang des Stückes war dem Pacificator von Europa, dem Mitglied der heiligen Alliance unsympathisch. Ihm, dem Leidenschaftslosen, war Leidenschaft ein Greuel, jede Darstellung der Leidenschaft zuwider. Wie er auf die Nachricht von der Ermordung des Sultans Selim im Jahre 1808 einfach resolvierte: »Diese ganze Geschichte ist ein sehr böses Beispiel für Unterthanen in Ansehung ihres Betragens gegen ihre Fürsten«, so mag er sich etwas Aehnliches auch bei diesen Vorgängen auf der

Bühne gedacht haben. Und da war nun eine Königin von Ungarn, die ihrer fürstlichen Würde so sehr vergaß, daß sie sich zur Gelegenheitsmacherin ihres Bruders hergab; da war der Bruder einer Königin als Wüstling, als Libertin in so drastischer Anschaulichkeit geschildert, die Sittenlosigkeit eines Hofes mit so grellen, schreienden Farben gemalt, der Wahnsinn eines fürstlichen Familiengliedes in den tollsten Ausbrüchen auf offener Scene vorgeführt! Das mochte dem Legitimitätsgefühl des Kaisers auch dann anstößig sein, wenn sich nähere Beziehungen zur eigenen Familie nicht ergaben. Als Herzog von Meran war dieser Wüstling bezeichnet. Der Kaiser mochte sich erinnern, daß man ihm, als es sich um einen Titel für seinen Enkel handelte, neben dem Titel des Herzogs von Reichstadt auch den eines Grafen von Meran in Vorschlag gebracht hatte. Und wer möchte behaupten, daß Eingeweihte auf das Urbild dieser so lebenswahr geschilderten Gestalt nicht vielleicht mit Fingern weisen konnten? Die Unsittlichkeit wurde in dem Stücke aus königlichem Munde verurtheilt. Hieß das nicht darauf hindeuten, daß auch in der Gegenwart dieser Krebs noch weiter um sich greife? Gerade um jene Zeit liefen beim Kaiser zahlreiche Klagen (besonders aus Böhmen) über die zunehmende Unsittlichkeit der Landbevölkerung ein. Was insgeheim des Kaisers Unwillen erregte, durfte das offen auf die Bühne gezerrt werden? Alles das mag dem Kaiser durch den Kopf gegangen sein; aber alles das ließ sich schwer in Worte fassen. Alles das war nicht darnach angethan, das Verbot eines Stückes zu begründen. Aber es war doch zugleich die Darstellung einer Revolution, zwar einer gedämpften, von dem Helden des Stückes verurtheilten und niedergeworfenen Revolution; aber immerhin ein Aufruhr und noch dazu in Ungarn, wo es um diese Zeit wieder gährte, wo der Kaiser dem Landtag seine volle Unzufriedenheit aussprach. Und da, wo ein wirkliches Staatsinteresse in Betracht kam, ließ sich anknüpfen. Es ergieng daher die Anfrage an Sedlnitzky, ob

es ihm nicht gerathen schiene, daß das Stück überhaupt und insbesondere für die ungarische Bühne verboten werden solle. Es ist mir gelungen, die ungemein interessanten, diese Verhandlungen betreffenden Briefe und Acten aufzufinden.

Grillparzer's Brief an Sedlnitzky, worin er seine mündlich gestellten Forderungen fixirt, ist ebenso würdig als diplomatisch, gehorsam ohne Unterwürfigkeit, dabei voller Spitzen und Stacheln. Er weist nach — wobei er auf die bekannte Sparsamkeit des Kaisers rechnet und die Ansätze ziemlich hoch greift — daß ihm seine bisherigen Stücke circa je 3000 fl. getragen haben und gibt an, daß er sich auch vom treuen Diener so viel erhoffe. Bei ganz freier Wahl würde er tausendmal die ungehinderte Verbreitung seines Stückes, wenn auch nur bei halbem Geldgewinne, jedem möglichen Gewinne vorziehen. Ganz auf die Einnahme zu verzichten, das gestatteten ihm seine pecuniären Umstände nicht, weil er die Familie seines Bruders (Carl) zu unterstützen hätte. Aber auch so; wenn Seine Majestät für gut fänden jede seiner Erwartungen zu erfüllen, würde er immer nur durch die Hoffnung aufrecht erhalten, daß, nach dem Vorübergehen gebietender, ihm unbekannter Umstände, die Verbreitung seines Stückes ohne weitere Umstände werde erfolgen können. Der Tadel Esau's — fügt er hinzu — würde gleich groß sein, wenn er seine Erstgeburt, statt um ein Linsengericht, um Tonnen Goldes hingegeben hätte. Er gibt dann sein Ehrenwort, wenn der Befehl an ihn gelange, niemandem sein Stück weiter mitzutheilen; lehnt aber die Verantwortung für heimlich genommene Abschriften ab, setzt es als natürlich und billig voraus, daß ein genau zu verwahrendes Exemplar in seinem Besitze verbleibe und schließt mit den Worten: »Diese meine Gesinnungen bitte ich Seiner Majestät zu Füßen zu legen, mit der Versicherung, daß, wie schwer mir auch manches in der Erfüllung dieses höchsten Befehles fallen mag, mir doch die milde, schonende Art, in der er gegeben ward, ewig unvergeßlich sein wird.«

Sedlnitzky legte diesen Brief dem Kaiser vor. Aus seinem umfangreichen, sehr sorgfältig gearbeiteten Bericht ergibt sich, daß er sich arg in der Klemme befand. Es war vorgekommen — z. B. bei Grillparzer's Ottokar — daß Sedlnitzky und Metternich ein Stück für unaufführbar erklärt hatten, und daß es der Kaiser dann aus eigenem Antriebe frei gab. Den treuen Diener hatte die Censur passiren lassen. Da das Stück nun dem Kaiser anstößig schien, so fiel jedenfalls auf Sedlnitzky's Thätigkeit ein Schatten. Darum bemüht er sich auf alle mögliche Weise, es dem Kaiser gegenüber als ungefährlich hinzustellen. Es sei ihm nicht entgangen, daß der Gegenstand nicht glücklich gewählt sei, und daß einzelne Charaktere darin greller, als es zu wünschen wäre, gezeichnet erschienen; aber es seien viel grellere Stücke wie Ottokar, Wilhelm Tell aufgeführt worden. Uebrigens gehöre das Stück an und für sich zu den schwächsten Arbeiten des Verfassers. Ferner werde darin die poetische Gerechtigkeit, d. i. die abschreckende Bestrafung des Lasters, welche die Zulässigkeit eines Theaterstückes immer wesentlich bestimmen solle, auf eine dem Moralprincip entsprechende Art gehandhabt, und sowohl diesem Princip als auch dem patriotischen Gefühl werde in mehreren wohl gelungenen Stellen gehuldigt. Er meint daher, daß die weitere Verbreitung und Aufführung des Stückes keinen nachtheiligen Eindruck hervorzubringen im Stande sei. Aber auch die Aufführung in Ungarn könne seiner Meinung nach durchaus keinen dem Interesse des Kaisers oder der Dynastie schädlichen oder sonst nachtheiligen Eindruck hervorbringen; denn der so grell und nachtheilig gezeichnete Prinz von Meran stehe mit der kaiserlichen Familie in gar keiner directen oder indirecten verwandtschaftlichen Beziehung. Daß dieser fremde Prinz Unthaten in Ungarn begehe und von seiner schwachen Schwester allzu nachgiebig behandelt werde, könne der mit Ungarn so lang und so eng verbundenen Dynastie absolut nicht schädlich sein. Wenn ferner zwar anzunehmen sei, daß die Darstellung dieses Stückes in

Ungarn vorzüglich wegen des altungarischen Costümes, in welchem es gleich mehreren anderen spiele, anfangs mit Enthusiasmus aufgenommen werden würde, so dürfte auch darin nichts liegen, was gegründete Besorgnis zu erwecken geeignet wäre. Dagegen würde aber der bessere Theil der Ungarn es als einen Beweis des allerhöchsten Mißtrauens schmerzlich empfinden, wenn das in Frage stehende Trauerspiel, nachdem es im Burgtheater aufgeführt worden sei, der Darstellung im Königreiche Ungarn auf eine Art entzogen werden sollte, deren eigentlicher Zweck im In- und Ausland nur zu bald errathen werden dürfte. Sedlnitzky trägt daher auf die uneingeschränkte Freigebung des Stückes an.

Da der Kaiser darauf nicht sogleich resolvirte, so ließ Sedlnitzky, der bei diesen Verhandlungen gegen Grillparzer wohlwollend gesinnt erscheint, diesem durch einen Bekannten den Wink geben, daß er die Erledigung der Angelegenheit bei ihm urgiren möge. Grillparzer thut dies mit Berufung auf Zuschriften von auswärtigen Theatern, welche das Stück aufführen wollten, und denen er keine bestimmte Antwort zu geben in der Lage wäre. Sehr fein sagt er: Durch diese peinliche Stellung und die Ausflüchte, die er zu nehmen gezwungen sei, dürfte endlich leicht ein im Publicum dumpf herumgehendes Gerücht, als seien neuerdings Bedenken über sein Stück entstanden, eine scheinbare Bestätigung erhalten, und wenn die Menge nach solchen bedenklichen Stellen erst suche, so sei zu fürchten, daß es deren durch falsche Deutung endlich auch *finde*, und das Stück könnte — wenn jene Gerüchte nicht bald durch die That widerlegt würden — am Ende aufhören anstandslos zu sein, blos weil man es beanständet glaube.

Diesen freimüthigen dringlichen Brief legte Sedlnitzky mit einem dringlichen Bericht dem Kaiser vor, und nun gab dieser allsogleich das Stück frei, auch für die ungarischen Bühnen, auf denen es später in der That aufgeführt wurde.

In der Geschichte des literarischen Eigenthums steht dieser Handel um den treuen Diener einzig da. Es ist vorgekommen, daß Bücher vernichtet, verbrannt, vom Erdboden vertilgt wurden, es ist vorgekommen, daß Manuscripte geraubt, gestohlen, ihrem Eigner Jahre lang vorenthalten wurden. Der deutsche Bundestag verbot nicht nur die bereits vorhandenen Schriften des jungen Deutschlands, sondern auch alle künftigen Werke Heinrich Heines. Aber unerhört ist es, daß einem Dichter zugemuthet wurde, zur Vernichtung seines Werkes, gleichsam zum geistigen Selbstmorde die Hand zu bieten, sich sein Werk zum Zwecke des Verschwindens abkaufen zu lassen. Es ist die mildeste Tyrannei, die je vorgekommen ist, sagt Grillparzer selbst. Es setzt dies eine Geringschätzung aller geistigen Thätigkeit sonder Gleichen voraus, es setzt voraus, daß die Achtung vor geistigem Eigenthum, die Ahnung, daß es auch innere Güter gebe, gänzlich verloren gegangen sei. Es ist einer der dunkelsten Flecken in der Geschichte des geistigen Lebens im vormärzlichen Oesterreich.

Grillparzer war — wie sein Bancban — bis ins Innerste getroffen und verletzt. Er, der ohnehin unter seinem schwerblütigen Naturell, unter den Zweifeln an seinem Talent so viel zu leiden hatte, den so schwere Familiensorgen drückten, der so viel Unglück im Leben bereits erfahren hatte, und der, um glücklich zu sein, nach seinem eigenen Bekenntnisse eine warme, milde Luft gebraucht hätte, gepflegt, gehätschelt hätte werden müssen, er, der schon bei der Ahnfrau mit der Censur zusammengeprallt war, dem das Gedicht auf die Ruinen des Campo Vaccino eine scharfe Rüge, die Androhung, bei einem Rückfall aus dem Staatsdienst entlassen zu werden, eingebracht hatte, er, der um seinen Ottokar mit der Censur einen erbitterten Kampf geführt hatte, er sah nun das Ärgste über sich hereinbrechen; seine Lust am Schaffen war dahin, seine Freude am Leben tief erschüttert. Damals schrieb er in sein Tagebuch: »Die unsichtbaren Ketten klirren an Hand und

Fuß; ich muß meinem Vaterlande Lebewohl sagen oder die Hoffnung auf immer aufgeben, einen Platz unter den Dichtern meiner Zeit einzunehmen. Gott! Gott! wird es denn jedem so schwer gemacht, das zu sein, was er könnte und sollte.« Und einige Tage später: »Ein österreichischer Dichter sollte höher gehalten werden als jeder andere; wer unter solchen Umständen den Muth nicht ganz verliert, ist wahrlich eine Art Held.«

Ein solcher Held war unser Dichter. Bewundern müssen wir ihn, daß er trotz alledem fortschritt auf der Bahn seines heiligen Berufes, daß er wieder Ruhe und Sammlung fand, um seine eigenthümlichste und innigste Dichtung: »Des Meeres und der Liebe Wellen« zu vollenden, daß er an seiner Heimat trotzdem festhielt, daß er im Dienste des Vaterlandes verblieb, daß er fortfuhr, der gute Österreicher zu bleiben, der er zeit seines Lebens gewesen.

Aber es ist, als ob das Werk bestimmt gewesen wäre, zwischen lauter Mißverständnissen zerrieben zu werden. Was den Einen Aufreizung zum Aufruhr war, erschien den Anderen als übertriebener Servilismus, als Liebedienerei, als knechtische Unterwürfigkeit. Die liberale Partei sah in diesem Stück einen Ausbund der conservativen Gesinnung und verpönte es darob. Die Generation von 1848 warf Grillparzer kaum etwas so sehr vor, als diese Verherrlichung des Königthums, diese Apotheose der Unterthanentreue. Wie wenig man dabei dem Stücke ins Herz blickte, wie wenig man auf die Grundgedanken eingieng, über wie Vieles man unachtsam hinweglas, glaube ich gezeigt zu haben. Man verdarb dem Dichter die Freude an diesem Werke zum zweiten Male, und als es unter Laube wieder ins Repertoire des Burgtheaters aufgenommen wurde, hatte Grillparzer nur harte Worte darüber, die blos beweisen, daß er gegen sich selber am ungerechtesten war.

Aber nicht mit diesem trüben Ausblick wollen wir unsere Betrachtung schließen. Denn Grillparzer's Dramen sind, wie alle großen Dichtungen der Weltliteratur, über momentane

Zeitströmungen erhaben. Sie tauchen immer wieder aus der über sie zusammenschlagenden Flut empor. Und so ist uns auch der treue Diener seines Herrn ein unverlierbarer Schatz, ein Besitz für immer. Wenn auch eine Zeit lang verhüllt, verdunkelt, verborgen, wird er immer wieder in neuer Schönheit erstrahlen. Und je verständlicher uns Grillparzer's Wesen und Wirken wird, um so deutlicher wird es uns, daß er diesen Stoff gar nicht anders auffassen und behandeln konnte.

Unter den zahlreichen kritischen Stimmen, die im weiteren oder engeren Kreise über dieses Stück sich haben vernehmen lassen, möge daher nur eine hier Gehör finden. Grillparzer's edler, feinsinniger, geistesverwandter Freund Ernst von Feuchtersleben hat in einem Privatbriefe über den treuen Diener so schöne und beherzigenswerthe Worte der Anerkennung geäußert, daß sie uns wie eine Prophezeiung der allgemeinsten künftigen Werthschätzung erscheinen können:

»Wie sehr freut es mich, daß Sie den Werth meines Lieblingswerkes von Grillparzer, ein treuer Diener seines Herrn, besser zu schätzen wissen, als ein Publicum, dem freilich Gefühle und Gesinnungen, wie sie hier gefordert werden, weder geläufig noch bequem sind. Ich glaube Sie wohl zu verstehen, wenn Sie diese Gesinnung, die das Ganze durchwaltet, als besonders werthgebend hervorheben; aber auch der praktische Werth des Dramas scheint mir weit entschiedener, als jener der früheren Werke; wenn nämlich das Poetische nicht in Worten und Bildern, sondern in der Lebendigkeit der Darstellung besteht. Ich weiß wenige dramatische Werke, die so ganz dramatisch sind, wie dieses: wo Alles so ganz sich selbst darstellt, Alles Charakter, Handlung, Wirklichkeit ist — wo, mit der kunstvollsten Ökonomie, ohne rhetorische und lyrische Behelfe der ganze, reiche und tiefe Gehalt an Verstand und Empfindung in Ereignisse umgewandelt, ganz eigentlich verkörpert ist. Nur das Wesentliche und Individuelle (der Kern aller dichterischen Wirkung) ist gegeben, mit einer Entsagung alles leeren Nebenschmuckes gegeben, die dem Kenner

Ehrfurcht einflößt; denn dieser will die Gedanken und die Gesinnung des Dichters sich selbst aus dem Werke entwickeln; er will sie nicht in moralischen Phrasen sich wie conventionelle Münze ausbezahlt sehen. So waren alle die großen, immer lebenden Werke des Alterthums, so werden alle sein müssen, die immer leben wollen, — denn Poesie ist nichts Anderes als wahre, lebendige Darstellung und beruht auf dem, was die Menschen ewig und überall, sie mögen sprechen, denken und phantasiren wie sie wollen, ohne daß sie es wissen, ergreift und erhebt.«

Anmerkungen.

Der vorstehende Vortrag wurde hier in derselben Form abgedruckt, in der er im Februar 1891 unter dem Eindrucke der Jubiläumsfestlichkeiten sowie der Wiener und Prager Aufführungen des treuen Dieners niedergeschrieben wurde. Im Folgenden stelle ich die benützte Literatur übersichtlich zusammen, ohne dabei irgendwie Vollständigkeit anzustreben.

Stoffgeschichte. G. Heinrich, Bánk-Bán a német költészetben. Budapest 1879. Einen deutschen Auszug verdanke ich Herrn Johann N. Batka, Stadtarchivar in Preßburg. — Eduard von Lakfalvy an Schiller: Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit, S. 392 ff.; Heinrich, S. 132. — L. H. v. Nicolay, Vermischte Gedichte, VII, S. 432; VIII, S. 141; Heinrich S. 89. — Hans Sachs, außer den Ausgaben auch bei Heinrich, S. 41; Lichtenheld, Grillparzerstudien, Wien 1886, S. 24; 1891, S. 41. — Josef Katona: Bánk-Bán, Drama in fünf Acten, aus dem Ungarischen metrisch übersetzt, Leipzig, Brockhaus, 1858. Vgl. Ungarische Revue 1882, S. 266. Den Wienern wurde Kátona's Drama während der Theaterausstellung des laufenden Jahres im Original vorgeführt. — Das geschichtliche Factum kritisch untersucht von A. Huber, Archiv für österreichische Geschichte, 65 (1884), S. 163. Grillparzer's Quellen, außer Feßler's Geschichten der Ungarn, II, 403 ff., besonders Bonfinius, rerum hungaricarum decades quatuor (Basel 1568, S. 306); deutsche Uebersetzung von Hieronymus Boner, Basel 1554. Anonymi austriacum Chronicum Rhythmicum, Rauch, Script. rer. austr., I, 149, 156; Schier, Reginae Hungariae primae stirpis. Viennae 1776, S. 181 ff. Besonders das dort S. 187 f. citirte Chronicon metrorhythmicum.

Entstehungsgeschichte: Werke 4. Aufl., XV, 154. Tagebuch der Sophie Müller bei Mailáth (Wien 1832), S. 40, 25. März 1825. Bei Benzur: »Mit Grillparzer sprach ich viel wegen Ottokar und dem Publicum, und einem neuen Stücke, das er auf Verlangen der Kaiserin aus der ungarischen Geschichte zur Krönung in Preßburg schreiben soll. Er scheint noch unentschlossen, da diese Geschichte nicht genügenden Stoff darbietet, und die Aufnahme des Publicums ihn nicht ermuntern kann.« — Grillparzer's Tagebücher, 20. März 1826, Sept. 1827, 28. Februar 1828, Anfang März 1828, 22. December 1831. Vgl. ferner Werke XI, 94; XIV, 64. Das älteste vollständige Manuscript beginnt am 10. März 1826. Das spätere datirt vom 31. October bis 5. December 1826. Carl Meisl's Stück: Gisela von Bayern, erste Königin der Magyaren. Historisches Schauspiel in drei Aufzügen. Mit einer historischen Vorrede von Johann Schön. Wien, 1825, Wallishausser.

Verwandte Pläne. Der blinde Jaromir, Werke XI, 116; Lucretia, XI, 19; Marino Falieri, XI, 27 (vgl. den gleichen Plan Otto Ludwig's); Saul XI, 89; Herodes XI, 55.

Der Brief an Julie Loewe: Jahrbuch I, 213, 340.

Die Acten über das Verbot des Stückes befinden sich im Archiv des k. k. Ministeriums des Innern. Die erste Vorladung zu Sedlnitzky durch Hofrath Ohms: Jahrbuch I, 255; in der Anmerkung dazu S. 348 eine Schilderung der Unterredung nach dem Tagebuch. — Die zweite Eingabe Grillparzer's wurde durch seinen Verwandten Paumgarten vermittelt, dessen Brief Jahrbuch I, 38, abgedruckt ist.

Aufführungen in Ungarn kann ich bis jetzt nur an zwei Orten nachweisen: In Preßburg 16. Mai 1829 mit Nestroy (dessen Stück: »Der Einsilbige oder ein dummer Diener seines Herrn« eine Parodie auf Grillparzer ist) in der komischen Rolle des Janos, des lustigen Raths des Königs. Necker, Nestroy, S. 115; in Hermannstadt 1831: Archiv für siebenbürgische Landeskunde, XXIII, 1891, S. 337.

Den Vorwurf des Servilismus erhob in älterer Zeit am stärksten Menzel, allerdings in weiterem Zusammenhang (Reise nach Oesterreich, Stuttgart 1832, S. 168): »So dürfen wir uns denn über die servile Tendenz in dem treuen Diener seines Herrn von Grillparzer, in dem Stern von Sevilla von Zedlitz, in Hans Sachs von Deinhardstein 2c. nicht wundern. Was thaten die Dichter und Maler unter Ludwig XIV. Anderes? Auch sie malten alle Tugenden und Künste allegorisch zu den Füßen des Thrones. Nur, — und das spricht für den feinen Geist der österreichischen Dichter — nur etwas raffinirter ist der letztern Schmeichelei. Unter Ludwig XIV. legten die Minister dem Könige ihre Talente zu Füßen. Grillparzer läßt den treuen

Diener seinem Herrn seine Tugend zu Füßen legen. Unter Ludwig XIV. brachten die Generale dem Könige ihren Ruhm zum Opfer, Zedlitz läßt seinen Ritter dem Könige die Ehre zum Opfer bringen. Unter Ludwig XIV. machten sich die Künstler ihre Geschicklichkeit bezahlt, Deinhardstein läßt seinen Hans Sachs sein Herz bezahlt machen. Die französischen Schmeichler sagten etwas plump: Es gibt keinen König ohne Talent, Ruhm und Kunstglanz; die österreichischen Schmeichler sagen viel feiner: Es gibt keine Tugend, keine Ehre und keine Kunstbegeisterung ohne König. Das kommt daher, weil in Frankreich nur der Verstand schmeichelt, in Deutschland aber das Herz.« Und S. 170 ist Grillparzer mitgerechnet unter die »neuern vornehmern« Dichter, denen die alte Weise der Schmeichelei zu gemein erscheint, und »die sich nun mit den gesuchtesten Apotheosen des Despotismus abquälen.«

Gleichzeitige Recensionen: Archiv für Geschichte 12. und 14. März 1828, Nr. 31 und 32 (Graf Mailáth); Wiener Zeitschrift 13. März 1828, Nr. 32 (Hebenstreit); sehr spät im Sammler 3. bis 12. April 1828 Nr. 41 bis 45 (Ermin). Gesellschafter 26. April 1828. — Literaturblatt zum Morgenblatt 1830, Nr. 77. — Wiener Jahrbücher 1840, Band 92, S. 110 (Enk). — Der Brief von Feuchtersleben an Metzerich, zuerst in der Grazer Wochenschrift für Kunst und Literatur von Aimé v. Wouwermans 8. October 1850, Nr. 8; dann in den Werken VII, 297. — Am abfälligsten unter den Zeitgenossen hat sich der junge Tiroler A. Flir geäußert (Briefe S. 34) 12. März 1828: »Ich habe bereits Grillparzer's Stück gesehen und berichte Dir hiemit, daß es keine Letter werth ist. Keine tragische Idee, keine Einheit, keine Phantasie, keine Sprache.«

Grillparzer als Lustspieldichter

und

„Weh dem, der lügt“.

Von

J. Minor.



Nicht erst als reifer Vierziger, sondern seit seiner frühesten Jugend hat sich Grillparzer mit dem Lustspiel eingelassen. Fragmente, ja sogar fertige Stücke sind kürzlich aus seinem Nachlaß ans Licht getreten. Ein kleines Alexandrinerstück, mehr im Stile der Körnerischen und Müllnerischen Lustspiele, als in dem derberen der Göthischen Mitschuldigen, an die der Titel (»Wer ist schuldig«) erinnert, spielt in Wien und in der Gegenwart, d. h. in den Zeiten der Franzosenkriege. Gegen das modische Franzosenthum, das aus dem deutschen Mann einen Monsieur gemacht hat, gegen die gelehrten und schöngeistigen Frauen, die in den Salons zu Berlin und zu Wien eine so hervorragende Rolle spielten, fällt mancher Seitenhieb. Den Dialog mit Anspielungen auf unsere classische Literatur (z. B. auf Schiller's »Würde der Frauen«) zu würzen, gilt wie in den Lustspielen Müllner's als geistreich. Inhaltlich aber erhebt sich das Stück kaum über die Sphäre Kotzebue's. Wie in Kotzebue's »U. A. W. G.« wird die Adresse eines Briefes an M. H. von dem Mann auf die Frau (Marie Holm), von der Frau auf den Mann (Monsieur Holm) bezogen. Der Brief gehört aber natürlich dem Kammermädchen, das im Verein mit dem Gärtner das zweite Paar bildet und allen Eifersüchteleien der Ehegatten ein erwünschtes Ende bereitet.

Auch die »Schreibfeder« ist eine jugendliche, fast eine kindliche Arbeit; aber sie behandelt doch schon das Thema von Grillparzers einziger reifen Dichtung auf diesem Gebiete, von »Weh dem, der lügt.« Zwei Brüder haben ihrem längst verstorbenen Vater den Schwur geleistet, niemals mit einem Lügner Gemeinschaft zu pflegen. Jeder von beiden

sucht den Schwur zwar seinerseits steif und fest aufrecht zu halten, zugleich aber seinem Bruder durch eine mildere Auffassung und Beurtheilung die Befolgung zu erleichtern oder gar zu ersparen. Die Handlung selbst ist wieder unbedeutend, ja kleinlich. Der eine der Brüder vermißt eine Schreibfeder; er will den Bräutigam seiner Tochter damit schreiben gesehen haben — dieser läugnet, und mit dem Lügner will der Schwiegervater, seines Schwures eingedenk, nichts mehr zu thun haben. Die Feder findet sich, alles klärt sich auf, der strenge Wahrheitsfreund behält Unrecht und wird durch die Thatsachen widerlegt. Wie wenig der Dichter damals noch das Motiv auszunützen verstand, das fällt namentlich im Gegensatz zu »Weh dem, der lügt« ins Auge, wo er am Schlusse mit Wahrheit und Lüge so kühn und geistreich zu spielen und jede unwahre Regung in Wort und Geberde geschickt als Lüge aufzugreifen versteht. Hier aber hilft Hannchen ihrem Vetter Wilhelm, den ihr Vater der Lüge zeiht, recht ungeschickt mit der folgenden Erinnerung an seine brave Jugendzeit heraus: »Wie des Gärtners Niklas ihm einst im Spiele mit einem Steine ein großes Loch in den Kopf schlug, zitterte der arme Bube aus Angst und Furcht vor der Strafe. Da sagte Wilhelm zum Oheim, er sei beim Klettern von einem Baum herabgefallen und er ertrug ohne Murren den Verweis über seine Unbesonnenheit, ertrugs ohne Murren, daß er zur Strafe drei Tage lang nicht in dem Garten spielen durfte.« Der Bischof in »Weh dem, der lügt« würde nicht mit Franz Moser gerührt ausrufen: »Als Knabe war er gut, sehr gut!« sondern dem jungen Lügner sein »Weh dem, der lügt« entgegenhalten.

In späteren Versuchen auf dem Gebiete des Lustspieles tritt uns wenigstens Eine Figur aus »Weh dem, der lügt« in ihren Anfängen entgegen. In den »Großen und Kleinen« wollte Grillparzer 1812 den Adelsstolz durchhecheln, der sich später durch den köstlichen Atalus so tief beleidigt fand. Dann ließ er den französischen König Heinrich IV. sich in Pilgerstracht unter seinen Feinden so resolut herum-

schlagen, wie später den französischen Koch Leon; und der alberne, eingebildete und adelsstolze Eusebio weist wiederum auf Atalus hin, von dem sich in Grillparzers-Quelle blos der Name, nicht der Charakter findet. Bei Shakespeare und den Spaniern dagegen fand Grillparzer den eingebildeten, junkerhaften Edelmann mit Vorliebe zu scenischer Wirkung und selbst als Karikatur verwendet.

Grillparzer war wie Lessing ein genauer Kenner des europäischen Lustspieles. Zu der Bearbeitung von Moreto's Donna Diana hat er seinem Freunde West Vorschläge gemacht und Rathschläge ertheilt; er stand Pathe, als unser Theater um dieses Juwel bereichert wurde, fast das einzige spanische Lustspiel, das sich auf dem modernen Repertoire behauptet hat. Bruchstücke von Übersetzungen aus Gozzi's »Raben«, aus Shakespeare's »Widerspenstiger« und aus einem Lustspiel von Farquhar bezeugen sein Interesse an der italienischen und englischen Komödie. Den Stoff, den später Halm in seinem »Wildfeuer« bearbeitet hat, zeichnet sich Grillparzer auf, gewiß, um ihn in einem romantischen Lustspiel zu verwerthen. Aber auch in dem modernen Salonlustspiel, bei den »Bekenntnissen« von Bauernfeld, hat er seine Hand im Spiele gehabt; der dritte Act ist nach Bauernfeld's eigenem Geständniß eine Arbeit Grillparzer's. Und nicht zu vergessen, wie viel mehr Grillparzer dem Humor auch in den Situationen und Charakteren des ernsten Drama Zutritt gestattet hat als unsere Classiker! Die Zeitgenossen Grillparzer's standen vor einem großen Räthsel, als ihnen der Theaterzettel am 6. März 1838 ein Lustspiel von Grillparzer ankündigte; für uns ist dieses Fragezeichen längst geschwunden, und »Weh dem, der lügt« eine so nothwendige Frucht an dem Baume Grillparzer, als irgend eine andere, die er getragen.

Den Stoff zu »Weh dem, der lügt« hat Grillparzer bekanntlich aus einer Erzählung Gregors von Tours geschöpft, die heute durch Grimm's Sagen und durch Freytag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit zur Kenntniß aller Gebildeten

gelangt ist. Wir lassen dahingestellt, ob der Dichter nicht vielleicht einer abgeleiteten Quelle folgt, den Lettres sur l'histoire de France von Augustin Thierry, dessen Recits des temps Merovingiens er manchen Zug für die Charakteristik der Zeit und der Völker verdankt. Gregor von Tours erzählt in der Hauptsache Folgendes:

Gregor, der Bischof von Langres, hat einen Neffen, Atalus, der als Geißel bei einem Deutschen in Trier lebt und auch nach dem Friedensschluß widerrechtlich zurückgehalten und als Roßhirte verwendet wird. Die Kundschafter des Bischofs kehren mit dem Bescheid zurück, für einen Jüngling aus so vornehmem Geschlecht verlange der Deutsche zehn Pfund Lösegeld. Da erbittet sich Leo, einer aus der Küche des Bischofs, Urlaub, um den Neffen zu befreien. Ein heimlicher Entführungsversuch mißlingt; um sich offen Zutritt zu verschaffen, läßt sich Leo durch einen Fremden im Hause des Deutschen verkaufen. Gefragt, wozu er zu brauchen wäre, streicht er seine Kunst recht tüchtig heraus: er könnte selbst für einen König kochen, und gewiß keiner besser als er. Um eine Probe seiner Kunst zu haben, lädt der Deutsche seine ganze Sippe auf den kommenden Sonntag (»wie die Fremden«, d. h. die Christen, »sagen«) in sein Haus. Leo läßt sich Hühner bringen und macht sich flugs an die Arbeit, seine Leckerbissen finden Beifall und setzen ihn bei seinem Herrn in so hohe Gunst, daß er ihm alle seine Vorrathskammern anvertraut. Erst nach einem Jahre wagt es Leo, den Atalus beim Rosseweiden anzureden, wobei er ihm vorsichtig, um jedes Aufsehen zu vermeiden, den Rücken zukehrt. Er möge sich Nachts zur Flucht bereit halten. Als Leo am Abend desselben Tages dem Eidam seines Herrn den üblichen Schlaftrunk reicht, fragt ihn dieser zufällig scherzend: wann er sich denn einmal mit den Rossen des Schwiegers in seine Heimat aufmachen werde? Darauf antwortet Leo, aufrichtig zugleich und doch wieder unaufrichtig, scheinbar im Scherz und doch im Ernst: »Noch in dieser Nacht!« Da Atalus keine Waffen besitzt als einen kurzen Speer, muß

Leo in die Schlafkammer seines Herrn, um dessen Schild und Speer zu rauben; den aus dem Schlafe Erwachenden beruhigt er mit der Lüge, daß er nur den faulen Atalus zu wecken vorhabe. Gottes Gnade öffnet ihnen das Thor des Hofes, und sie machen sich mit den geraubten Rossen und Kleidern aus dem Staube. Am Moselfluß werden sie angehalten; sie lassen Rosse und Kleider zurück und schwimmen auf ihren Schilden hinüber. Beim Anbruch der dritten Nacht werden sie von den verfolgenden Deutschen eingeholt; unter einem Brombeerenstrauch versteckt hören sie ihre Flüche und Drohungen. In Rheims gewährt ihnen ein christlicher Priester Obdach und Schutz; er bewegt die nachforschenden Deutschen durch falsche Auskunft zur Heimkehr. Nach weiteren zwei Tagen sind die Flüchtlinge zu Hause, und der Bischof weint am Halse seines Neffen Freudenthränen. Leo erhält die Freiheit und ein Stück Land; er lebt nun als freier Mann mit Weib und Kind glücklich bis an sein Ende.

Grillparzer hat fast den ganzen Gang der Handlung beibehalten, aber poetisches Leben und künstlerischen Zusammenhang gewinnt die abenteuerliche Fabel erst durch seine Zuthaten und die feinere Motivirung. Der alte Deutsche verlangt Lösegeld; nicht 10 Pfund, sondern 100 Pfund. In der Quelle wird nicht gesagt, daß der Bischof diesen Betrag nicht auftreiben kann. Grillparzer aber läßt es den Bischof sagen: er will sich die Summe vom Munde absparen, daher seine Knauserei. Bei Gregor von Tours gelingt die Flucht erst nach einem Jahre; Grillparzer hat die ganze Handlung am Hofe des deutschen Reichsgrafen auf Einen Tag concentrirt und auf einen prägnanten Moment verlegt. Edritas Hochzeitstag steht morgen bevor, ein Koch ist also doppelt willkommen, und Leo hat von vorn herein leichteres Spiel. Andererseits aber soll Atalus morgen mit der jungen Frau fort ins Innere des Landes: die Zeit drängt, heute muß die Flucht gelingen, oder alles ist verloren. Grillparzer kennzeichnet die Gefahr, welche die Flüchtlinge umgiebt. Kattwald erzählt,

daß ein anderer Geißel eines Fluchtversuches wegen den Pfeilen seiner Verfolger als Ziel diente. Wie in der Erzählung des Gregor von Tours der Schwiegersohn spaßend die wahre Absicht des Franken erräth, so vermuthet Kattwald, als Leon sich den Atalus zum Gehilfen für seine Küche ausbittet, ganz ernsthaft und richtig, daß er sich nur einen Genossen zur Flucht suche. Auch dadurch hat Grillparzer die Situation interessanter und darum dramatischer gestaltet, sich selber aber die Aufgabe keck erschwert, daß er den zu befreienden Atalus Widerstand leisten, also retardieren läßt. Alle diese Hindernisse aber, die in der Quelle gegebenen und die von Grillparzer dazu erfundenen, werden überwunden: erstens durch das zuversichtliche und kecke Auftreten Leons und zweitens durch das Eingreifen Edritens, einer weiblichen Helferin, welche durchaus Erfindung des Dichters ist und zugleich auch der Liebe den Zutritt ins Drama gestattete. Nur durch Edrita wird Leon sogleich am ersten Tage mit Atalus zusammengeführt, den er sich sogleich als Gehilfen in der Küche zugesellt. Dann aber schafft sich der listige Koch ein leichteres Spiel, indem er die Gäste durch stark gepfefferte Speisen zum Trunk verleitet. Er hindert die Verfolgung, indem er die Pfeiler der Brücke untergräbt. Er sucht dann im Schlafzimmer Kattwald's nicht Schild und Schwert, sondern den Schlüssel zur Pforte, die in der Quelle durch ein Wunder Gottes geöffnet wird. Hier kommt ihm Edrita zu Hilfe, die den Schlüssel ins Loch steckt und ihm auch das Losungswort der Wächter verräth. Die Waffen aber nimmt Leon erst im Fortgang der Flucht, wiederum durch die List Edritens unterstützt, dem Galomir ab; der Schwiegersohn tritt hier also an die Stelle des Herrn in der Quelle und wird enger mit der Handlung verflochten. Nur den Schluß, die Scene am Strom und die Heimsendung der Verfolger, hat Grillparzer aus der Idee des Stückes heraus ganz neu gestaltet: die Quelle bot ihm hier kaum mehr als das bloße Local. . . Wer die Fäden so geschickt zu verknüpfen weiß, dem mag man

einen beiläufigen Widerspruch im Nebensächlichen gern nachsehen. Wie kann Edrita den Leon als den ersten Franken begrüßen, den sie gesehen habe, da doch Atalus unter ihren Augen die Pferde weidet?

Halten wir hier einen Augenblick still, so fällt uns die Ähnlichkeit des Stoffes mit dem Goldenen Vließ ins Auge, die schon von Anderen mit Recht hervorgehoben wurde. In der That hat Grillparzer fast dem gleichen Stoffe hier eine komische, dort eine tragische Behandlung angedeihen lassen. In beiden Fällen handelt es sich um eine Expedition, von Culturmenschen in das Land der Wilden unternommen, um ihnen ein widerrechtlich vorenthaltenes Gut wieder abzunehmen. Der Gegensatz zwischen Civilisirten und Barbaren wird dort tragisch, hier komisch verwerthet. Franzosen und Deutsche, Christen und Heiden stehen sich hier gegenüber, wie dort Griechen und Kolcher. Auch hier gelingt das Unternehmen nur der überlegenen Cultur, die in dem Lustspiel durch die Kochkunst repräsentirt wird. Ein Weib, die Tochter des Gegners, leistet den Culturmenschen Hilfe im feindlichen Lande (Edrita, Medea). Wie Medea so trägt auch Edrita die Sehnsucht nach einer höheren reineren Menschheit in ihrer Brust: die eine sehnt sich nach dem Griechenthum wie die andere nach dem Christenthum. Beide fühlen eine Abneigung gegenüber ihren barbarischen Verwandten (»Sie triebens auch zu arg«, Edrita) und folgen schwereren oder leichteren Herzens den Fremden. In beiden Stücken begegnet uns ganz die gleiche Situation: die Tochter mit dem Fremden auf dem abstoßenden Schiff, der rasende Vater am Ufer.

Aber Grillparzer hat nicht blos die Fabel interessanter zu gestalten gewußt, er hat den Schwerpunkt überhaupt verlegt. Das Interesse beruht bei ihm überhaupt nicht darauf, ob die Flucht gelingt, sondern wie sie gelingen wird. Der Stoff ist derselbe, aber das Thema ein ganz anderes als bei Gregor von Tours. Dort sagt Leon dem Eidam seines deutschen Herrn gelegentlich die Wahrheit, daß er bei Nacht ent-

fliehen wolle; und doch verhüllt er gerade dadurch seine wahre Absicht, weil der andere die Wahrheit für bloßen Spaß nehmen muß. Aus diesem anekdotischen Zug hat Grillparzer sein »Weh dem, der lügt!« herausgesponnen und nach dem Muster der Spanier die Idee in dem Heischesatz des Titels vorangestellt, der wie ein Refrain durch das ganze Stück wiederkehrt. Das Interesse beruht nun darauf, ob die Flucht wirklich *ohne Verletzung der Wahrheit* gelingen wird, ob Leon mit dem Gebot des Bischofs bestehen wird oder nicht? Die Aufstellung des Themas und seine Durchführung sind beide ein Meisterstück unseres Dichters.

Man beobachte zunächst, wie so gar nicht theoretisch und abstract des Thema aufgeworfen wird. Es ergiebt sich mit Nothwendigkeit aus der erfundenen Situation und aus den Charakteren; es wirft sich, so doctrinär und ausgeklügelt es scheinen mag, doch wie von selbst auf. Wie immer erweist sich Grillparzer auch hier als ein Meister in der Kunst der Exposition. Wir wissen, wie unser Dichter den Bericht des Gregor von Tours gewendet hat: Leon, der kecke Koch, will den Bischof wegen seiner Knauserei zur Rede stellen; der kecke Koch und der knauserige Bischof schienen ihm nothwendig zur Motivirung des Gregorianischen Berichtes, und die verwegene Absicht Leons, den bischöflichen Herrn zur Rede zu stellen, gab eine geschickte Veranlassung, die beiden Hauptcharaktere zwanglos zu exponiren. Unmittelbar nach Leon tritt der greise Bischof auf mit seiner Predigt über die Wahrheit; er ist von seinen Gedanken ganz gefangen genommen, er erörtert sie ganz theoretisch. Aber seine Predigt hat doch einen individuellen Hintergrund: er züchtigt sich selbst, weil er aus bloßem Stolz dem König gegenüber jüngst die Unwahrheit gesprochen hat. Er hat trotz seiner doctrinären Strenge in der Praxis selber gegen das Gebot der Wahrheit gefehlt. Denn der König hat ihn wohlmeinend gefragt, ob er etwas bedürfe? Darauf hat er stolz abweisend geantwortet: »Nicht ich bedarf dein Gut, den Schmeichlern gieb's, die sonst dein Land bestehlen.«

Daß er seinen Neffen um jeden Preis befreien möchte, hat er verschwiegen. Daß Atalus noch nicht befreit ist und weiter in der Gefangenschaft schmachtet, ist also nur eine Folge seiner Lüge, der inneren Unwahrheit gegenüber dem König. Und nun tritt ihm der leichtfertige Koch gegenüber und leckt an dem Stachel, ohne daß er es weiß! Der Braten, den der Bischof sich selbst nicht gegönnt hat, und den Leon selber herbeigeschafft hat, sei ein Geschenk von frommen Leuten — so macht er ihm kecklich vor! »Weh dem, der lügt!« ruft der Bischof zum ersten Mal — aber er muß sich selber gleich darauf wiederum auf einer unwahren Handlung ertappen. Er glaubt von dem zu sparen, was ihm gehört. Aber was gehört ihm denn, als was er zu seinem Lebensunterhalt braucht? Das Geld aber, das er für die Befreiung seines Neffen zurücklegen kann, das braucht er eben zu seinem Leben nicht! Und nun erbietet sich Leon dem immer scrupulöser gewordenen, mit ernsten Wahrheitsgedanken beschäftigten Greise gegenüber keck und dreist: »Wär' ich nur dort, ich lög' ihn schon heraus!« Die Lüge ist sein nächster Gedanke, denn »mit der Wahrheit geht es nicht!« Gerade mit der Wahrheit soll er es nun nach dem Willen des Bischofs und im Vertrauen auf Gottes Hilfe unternehmen; des Bischofs Wahlspruch: »Weh dem, der lügt!« soll auch der seine werden. Leon, den es wie ein Blitz erleuchtet, ist doch nicht gleich zum Paulus bekehrt. Er will es versuchen — aber er zweifelt noch, er behält sich selbst dem gestrengen Bischof gegenüber ein bischen Trug vor. Und noch, als er im Hause des wilden Deutschen sich seinen Wahlspruch vor Augen hält: »Weh dem, der lügt!«, fügt er achselzuckend hinzu: »So mindstens will's der Herr. *Man wird ja sehen!*«

In diesem »*Man wird ja sehen*« liegt das Lustspiel. Das Trauerspiel erfaßt seinen Stoff von der moralischen Seite. Hier herrscht der strenge Kantische Imperativ der unbedingten Wahrhaftigkeit, wie ihn Ibsen in dem modernen Drama vertritt. Der tragische Held ist entweder wahrhaftig,

oder er geht wie Esther an seiner Unwahrhaftigkeit zu Grunde. Das Lustspiel behandelt seinen Gegenstand von der theoretischen Seite: wie kommt man mit dem Grundsatz der Wahrhaftigkeit durch das Leben? Wie wird es unserem Leon bei seinem Unternehmen mit diesem Grundsatz ergehen? Wird er das Unternehmen oder wird er seinen Grundsatz im Stiche lassen, wenn sich die beiden nicht mit einander vertragen?

Hier nun, bei der Durchführung des Themas, hat Grillparzer sich die reinste und edelste Überraschung vorbehalten. Er vertieft das Thema im Verlaufe der Handlung vor seinen Zuschauern und Lesern. Leon geht von der buchstäblichen, wörtlichen Befolgung seines Grundsatzes aus; aber je mehr er sich den Buchstaben vor Augen hält, um so mehr wird er von der Wahrheit selber abgeführt. Von der äußeren Wahrheit dringt er zu der inneren Wahrhaftigkeit vor, indem er erst hinterher gewahr wird, wie sehr er im Buchstabendienst gegen den Geist des Gebotes gefehlt hat. Von dem starren und pedantischen Festhalten an dem Wortlaut des Satzes entwickelt er sich zu dem echten Sinn der Wahrheit fort, den endlich auch der strenge Verkündiger des Gebotes willig anerkennt.

So tritt Leon im Hause Kattwald's von vornherein mit derber, grober Wahrheitsliebe auf. Er macht gar kein Hehl aus seiner Verachtung der Barbaren — aber sich selber bleibt er das Bekenntniß schuldig, daß er die Wahrheit nur mißbraucht, um sie zu betrügen, daß er durch seine rücksichtslose Offenheit ihnen nur zu imponiren sucht, um seine geheime Absicht desto sicherer ins Werk zu setzen. Wie der Koch bei Gregor von Tours, so antwortet auch Grillparzer's Leon auf den Verdacht Kattwald's hin, daß er sich nur einen Genossen zur Flucht suche, mit der wahren Lüge: »Ja, zu zweien läuft sichs schneller«; und halb im Scherz und halb im Ernst steht er immer auf einem Fuße, in Bereitschaft durchzubrennen. Daß er die Gäste durch gewürzte Speisen zum Trunke reizt, daß er die Pfeiler der Brücke aufgraben läßt, betrachtet er als

kein Vergehen gegen das Gebot der Wahrheit. Als er aber im Schlafzimmer Kattwald's sich auf eine Lüge besinnt, um den Erwachenden in Sicherheit zu wiegen, wie der Koch bei Gregor von Tours sogleich eine Ausrede in Bereitschaft hat: da scheut er vor dem lügnerischen Wort zurück, ohne an der That einen Anstoß zu nehmen. Er wirft in buchstäblicher Befolgung des Gebotes den gestohlenen Schlüssel vor sich hin und hält sich für berechtigt zu sagen: »Ich hab' ihn nicht.« Als dann Edrita die beiden Schlüssel vertauscht, hält er sich wieder durch das Gebot verpflichtet zu bekennen: »Es ist derselbe Schlüssel nicht!«; da aber Kattwald nichts von einem anderen Schlüssel wissen will, hat er wiederum mit dem Munde seiner Pflicht genug gethan. Nun erst wird der aufrichtige Lügner durch das Naturkind Edrita über sein Thun und Reden aufgeklärt. Edrita ist nicht minder listig als Leon; aber sie ist in demselben Grad wahrer als Leon, als sie sich ihrer List bewußt ist und ihren Betrug nicht für Wahrheit gibt. »Es lügt der Mensch mit Worten nicht allein, auch mit der That!« Leons ganzes Thun war Lüge, von dem ersten Augenblick an, als er sich das Vertrauen seines neuen Herrn erschlich, um es zu seiner Flucht zu mißbrauchen. Auch in seinem Verhältniß zu Edrita zeigt sich Leon doppelzüngig, ohne daß er es weiß und will. Erst erweckt er ihre Liebe und ist auch hier der engherzige Schüler des strengen Bischofs; »der Mann des Rechts, des trocknen, dürren, der eben nur den Gegner nicht betrügt, allein durch ungekünstelt künstliches Benehmen Vertrauen erweckt, Wünsche weckt, denen sein wahres Wort dann polternd widerspricht.« Dann hat er doch wieder nicht den Muth, sich zu ihr zu bekennen; er weist sie zurück und läßt durch Galomir ihrem Vater sagen, daß nicht Er sie entführt habe. Auch hier scheut er die reine Wahrheit und zugleich auch die Consequenz seiner halben Wahrheit; dem Vater will er nicht die Tochter rauben, und doch hat nur Er es durch sein Gebahren dahin gebracht, daß sie mit ihm fliehen muß. Immer mehr zeigt es sich, daß Betrug und List das Werk

nicht zu Ende führen können. Edritens Lüge, daß sie Knechte Kattwald's seien, hat bei dem jetzt christlich gesinnten und Kattwald feindlichen Fuhrmann gerade den entgegengesetzten Erfolg; sie bringt anstatt der Sicherheit nur neue Gefahren, aus denen in Leon allmählich das echte Gottesvertrauen und eine edlere Wahrhaftigkeit erwächst, und ihr verdanken die Flüchtlinge zuletzt die Rettung. Leon lernt endlich einsehen: »Man ist nicht klug, wenn man nur klügelt!« Als er sich dann von den Feinden zu Metz eingeholt glaubt, da wendet er sich in seiner höchsten Noth abermals an seinen Gott und, jener blitzartigen Erleuchtung gedenkend, die ihn bei dem Gebot des Bischofs erfüllt, nimmt er nun auch Gott selber beim Wort: »Weh dem, der lügt!« So kommt die Lösung zuletzt doch durch Eingreifen von außen, durch einen deux ex machina zu Stande, und, wie den ihr Christenthum verleugnenden Flüchtigen am Ufer des Stromes aus vermeintlichen heidnischen Freunden christliche Gegner erwachsen sind, so werden den Gottvertrauenden die gefürchteten heidnischen Feinde zu christlichen Rettern. Denn wie die Fuhrmänner am Ufer so ist auch die Stadt Metz inzwischen christlich geworden, und nicht Feinde, sondern Freunde halten ihren Einzug in die Stadt. Leons List und Klugheit sind zu schanden geworden, nur sein Gottvertrauen hat zuletzt gesiegt, wie auch Rudolf von Habsburg das eigene Verdienst ablehnt und den Sieg einem Größeren zuschreibt: »Groß ist nur der dreimal einige Gott.«

Darum muß Leon achselzuckend vor dem Bischof bekennen: »Nun, gar so rein gings freilich immer nicht«, wie auch Bankban mit den Worten Rechenschaft ablegt: »Je gut und schlimm, wie's eben ging.« Wie sich in diesen Worten Leons eine höhere Erkenntniß der Wahrheit ausspricht, so bricht sich auch in dem Bischof der tröstlichere Glaube Bahn: »Am Ende zwingt die Wahrheit jeden doch, sie braucht nicht äuß're Helfer und Beschützer.« Wie aber das Thema sich im Eingang ungesucht eingestellt hat, so wird es auch jetzt, nach dem Schluß der Handlung, nicht als erledigt fallen gelassen, sondern

es begleitet uns bis an den Schluß des ganzen Stückes. Treiben wir doch auch im Leben mit dem, was uns zu schaffen gemacht hat, unseren Muthwillen, wenn Sorge und Angst vorüber sind! Quälen sich doch auch die Personen im letzten Act von Shakespeare's »Kaufmann von Venedig« gegenseitig mit den verschenkten Ringen, nachdem die Bosheit des Juden zu Schanden geworden ist! So häuft auch unser Dichter, aus dem Ernst der letzten Scenen wieder in den Scherz einlenkend, muthwillig die scherzhaften Warnungen: »Weh dem, der lügt!« Leon will seine Liebe zu Edrita nicht bekennen; er muß sie gestehen, denn »weh' dem, der lügt!« Edrita will nicht heiraten, das heißt: den ihr zugedachten Atalus nicht — an Leon denkt sie erst auf die Mahnung: »Weh dem, der lügt!« Atalus belügt sich selbst, indem er an die Liebe Edritens glaubt. Sie reden alle die Wahrheit, und doch betrügt jeder sich selbst oder die anderen. Darum schließt auch der Bischof den Streit mit den über Erwarten milden Worten: »Das Unkraut rottet man nicht aus; Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber.« Mit Humor erhebt sich so der rigorose Verkündiger des strengen Wahrheitsgebotes über seinen eigenen Standpunkt. Die innere Wahrhaftigkeit gilt mehr als die äußere Wahrheit; die Wahrheit reden weniger als wahr handeln. Das Prinzip der Wahrheit hat über den Buchstaben gesiegt.

So hat Grillparzer sein Thema zuletzt doch nicht mehr blos von der theoretischen Seite genommen, sondern nach dem Bedürfniß seiner Natur ihm eine tiefere moralische Wendung abgewonnen. In demselben Grad aber, in dem sich das Thema vertieft, entfernt sich auch das Drama von dem Charakter des Lustspieles, trägt der Ernst über den Scherz den Sieg davon. Eine heitere Wirkung dieser letzten Scenen vermögen auch die köstlichen komischen Charaktere, Atalus und Galomir, nicht mehr durchzusetzen, deren passive Komik sich um so wirksamer geltend macht, je mehr der immer ernster in sich gehende Leon von seinem geistreichen Humor und seinem quecksilbernen Übermuth

verlassen wird. Eine Lustspielhandlung leicht und spielend durchzuführen, dazu besaß Grillparzer ein zu schweres Blut und ein zu tiefes Gemüth. Aber dank seinem Studium der Spanier hat er eine so reiche Galerie von Lustspielcharakteren ersonnen und durchgeführt, wie sie, von der übersprudelnden geistigen Lebendigkeit und Beweglichkeit bis herunter zum halbthierischen Phlegma, selbst in dem romanischen und Shakespearischen Lustspiel kaum reicher sich findet.

Leon ist der von unserem Dichter zu individuellem Leben entwickelte Typus des Grazioso bei Lope und Shakespeare. Eine der keck verwegenen Figuren, wie sie Grillparzer mit ernsten und heiteren Zügen so oft gezeichnet hat: Rustan und Jason sind solche Abenteurer; näher steht noch der übermüthige Zawisch; nächstverwandt aber ist der leichtherzige, frohsinnige und unternehmungslustige Naukleros. Dem theoretischen und darum unpraktischen Bischof gegenüber ist Leon eine durchaus praktische Natur. Er wird, wie Naukleros, mit der Welt immer leicht fertig, er weiß sich in jeder Lage geschickt zu helfen: »Das muß man anders packen!« Große Dichter haben ein reges Gefühl und einen scharfen Blick für das, was ihnen fehlt. So malt auch der weltscheue Grillparzer in Leon das, was er selber nicht besaß: die Weltläufigkeit. Der wortkarge Dichter macht seinen Helden zu einem Meister des Witzes und der geschwätzigen Rede: das sprudelt nur so aus seinem Munde heraus, und wie Naukleros hat er auf alles eine Antwort in Bereitschaft. Der Heide steckt dem jungen Franken noch im Leibe, mit der Lüge ist er anfangs schneller bei der Hand als mit der Wahrheit, und der Teufel ist ihm geläufiger als der Christengott, zu dem er erst in der Noth ein felsenfestes Vertrauen gewinnt. Wie keck er sich nur sogleich bei seinem Auftreten einführt; der Koch will seinen Bischof zur Rede stellen! Nur dieser kecke Patron wird das unmöglich scheinende Wagniß vollführen. Und wie verwegen er dann bei dem Feinde auftritt! Er behandelt die Barbaren von vorn herein mit Verachtung, aber gerade dadurch imponirt er ihnen aufs

höchste. Er bestimmt als Waare seinen Kaufpreis selbst und läßt keinen Heller davon nach. Er thut apart und läßt sich suchen, obgleich er selber der Suchende ist. Er tritt als Künstler in seinem Fach, in der Kochkunst, auf, mit allen den Prätensionen und Launen eines echten Künstlers. Echt wienerisch ist die Kochkunst und die Eßlust geschildert; aber man vergesse nicht, wie in der Zeit des Wiener Congresses auch die romantische Literatur, z. B. Tieck in den Rahmengesprächen seines Phantasus, romantische Symposien den Lesern mundgerecht zu machen wußte und das Essen als eine Kunst zu lehren suchte. So beschreibt auch Leon die Wirkung eines guten Bratens aus seiner Küche vor dem enthaltsamen Bischof, und dem wilden Kattwald macht er den Mund wässerig nach seinen Leckerbissen, noch ehe er eine Probe seiner Kunst gegeben hat. Er schildert die fränkischen Feinschmecker, die mit zurückgebogenem Haupt den Nachgeschmack genießen, und so sollen durch ihn auch die Barbaren essen lernen. Der Geruch der guten Wiener Küche dampft uns hier entgegen, und echt wienerisch ist auch die Abneigung, die Leon wie einen physischen Ekel vor der Knauserei empfindet. »Pfui, Schande über alle Knauserei!« ruft er ein über das anderemal, weil ihm, wie dem echten Wiener, die »Schmutzerei« über alles geht. Mit Rücksicht auf seine spätere Entwicklung zu höherem Ernst hat der Dichter den lustigen Koch von vornherein etwas zu heben gesucht, indem er ihm wenigstens andeutend den Trieb zu höheren Dingen und ernstere Eigenschaften beilegt. Wie der junge Mehrenberg in Ottokar, so sieht auch der Koch Leon in seinem Herrn das Urbild alles Großen, das durch keinen kleinen Makel, wie die Knauserei, entstellt sein darf. Um den Widerspruch zwischen seinem Berufe, der Kochkunst, und seinen späteren heldenmüthigen Thaten einigermaßen auszugleichen, wird gleich anfangs seiner Lust erwähnt, im Heere des Königs zu dienen: es steckt also doch etwas von einem Helden in dem Burschen. Man mag zweifeln, ob diese ernsteren Züge zu dem ganzen Bilde stimmen oder überhaupt nöthig

waren. Meisterhaft gelungen aber ist dem Dichter, diese Voraussetzungen einmal zugegeben, die weitere Entwicklung seines Charakters: wie er anfangs blos dreist und keck, nicht wählerisch in den Mitteln, immer nur dreingreifend, später immer nachdenklicher, besonnener und ernster wird, aus dem Knaben ein reifer Mann, welcher der Verantwortung seiner Thaten sich bewußt wird.

Dieser geistbelebten Figur stehen die Vertreter der passiven Komik gegenüber. Wie sich Leon allen Verhältnissen anzupassen versteht, so behauptet Atalus umgekehrt seine Junkernatur und seinen Adelsstolz auch in der Erniedrigung der Sklaverei. Er ist der rechte Typus des herabgekommenen, jeder Arbeit abgeneigten Adeligen, der bekanntlich gerade im vormärzlichen Oesterreich gedieh. In kleinen Verhältnissen wird auch seine Figur kleinlich. Mißtrauen gegen jeden, selbst gegen seinen liebreichen Oheim, und Eigensinn entstellen ihn; immer freut er sich, wenn einem Andern etwas mißlingt, auch wenn der Schaden des Andern zugleich sein eigener ist. So fordert Atalus überall die Neckerei heraus, während Leon immer selber der Neckende ist. Atalus ist nirgends zu brauchen; Leon weiß sich und anderen immer zu helfen. Den Frauen gegenüber ist Atalus blöde und doch seiner Wirkung immer gewiß; Leon so gewandt wie sein Zwillingsbruder Naukleros, aber Edriten gegenüber bald schüchtern und verzagt! Atalus stößt durch seine dünkelhafte Zurückhaltung ab, Leon gewinnt durch seine zuversichtliche Keckheit. Und wie Leon, so wird auch Atalus durch die Ereignisse gereift. Er erkennt endlich, wem er sein Glück zu verdanken hat; er lernt seinen Dünkel und Stolz überwinden und verzichtet vor seinem Retter auf die Liebe Edritens. Als er wiederum ein Schwert in der Faust schwingt, ist er sogleich ein ganz anderer. Denn auch in ihm steckt ein guter Kern, und an dem rechten Platz stellt auch er seinen Mann.

Um viele Stufen tiefer, hart an den Grenzen der Menschheit und des Thierreiches, steht der »dumme Galomir«.

Er hat in Shakespeare's Kaliban und in den Wilden Lopes seine von Grillparzer genau studirten und oft gerühmten Vorbilder; auch die köstliche Figur eines Tölpels, die ihm einmal bei seinem spanischen Liebling begegnet ist, hält er einer auszeichnenden Erwähnung werth. Schon vor Grillparzer hat übrigens Tieck in seinem »Fortunat« den stotternden Theobald solchen romanischen Vorbildern nachgedichtet. Aber unser Dichter war empört, als der erste Darsteller, der sonst nur rühmlich genannte Lukas, einen Cretin aus seinem Galomir machte. »Naturmenschen sprechen nicht in Sätzen, sondern in abgerissenen Worten. Galomir ist so wenig dumm wie die Thiere; er denkt nur nicht, und deshalb kann er auch nicht reden. Er ist thierisch, aber nicht blödsinnig«. Auch in ihm steckt etwas von einem Helden: »in einer Schlacht würde er den richtigen Angriffspunkt instinctmäßig herausfinden.« So hat sich Grillparzer selbst über seine Absichten geäußert, deren schwierige Ausführung er dem Schauspieler überlassen mußte, weil er als Dichter die Naturlaute seines Helden wohl andeuten, aber nicht deutlich fixiren konnte. Diese Absichten sind aber keineswegs grillenhaft, sondern tief aus seiner Natur geschöpft. Wie er sonst in seinen Dramen, z. B. in der »Libussa« und im »Bruderzwist«, das Leben nach bloßen Instincten feiert und auch in seiner Lyrik den bewußtlosen Zustand des Träumens und Sinnens als den der eigentlichen inneren Klarheit des Menschen betrachtet, so war ihm sein Galomir keineswegs eine abstoßende, sondern eher eine sympathische Figur. Auch hier nährt sich die Komik des Dichters aus dem heimatlichen Boden: das gedankenlose Phlegma, dessen Passivität oft hart an das Thierische grenzt, stellt sich, in Verbindung mit der sprichwörtlichen Gutmüthigkeit der Wiener, oft wirklich von einer humoristischen Seite dar. Darum hat der Wiener seit undenklichen Zeiten bis auf unsere Tage an dem thierisch gefräßigen, dickköpfigen, dummschlauen Hanswurst seine Freude. Mit dem naiven Sinn, mit dem wir heute noch, unsere »Bildung« auf kurze Zeit bei Seite

setzend, den Späßen eines Hanswurst oder eines Clown zuhören, werden wir auch an dem Galomir Gefallen finden, so wenig wir ihm in der komischen Literatur unserer Zeit Nachfolger wünschen möchten.

Zwischen Leon und Galomir in der Mitte steht das reizende Naturkind Edrita; vielmehr sie ist Leon und Galomir in Einem, so klug wie der schlaue Franke und so instinctiv aus ihrer Natur heraushandelnd wie ihr Bräutigam Galomir. Wie weit entfernt ist sie von dem Typus der sentimentalen Gurly Kotzebue's, der Ahnfrau aller dieser liebenswürdigen Wildlinge! Und wie weit steht sie andererseits von dem Rollenfach der Ingénues ab, die in den französischen Komödien ihr Herz entdecken, um es sogleich wieder zu verlieren! Dann Kattwald, der kräftigste Vertreter des Barbarenthums, maßlos in der Arbeit und im Genuß, einen Schuh über Lebensgröße, aber in den richtigen Umrissen mit Humor gezeichnet.

Auch von Seiten der Technik betrachtet, stellt sich endlich »Weh dem, der lügt« als ein echtes Werk unseres Dichters dar. Er liebt solche Themen- oder Thesenstücke. Der Anfang und der Schluß bilden gewissermaßen den Rahmen um das eigentliche Stück: in dem ersten Act wird das Thema aufgeworfen, dem Helden eine Aufgabe gestellt; in dem letzten Act wird von der handelnden Person Rechenschaft abgelegt und das Thema gelöst. Das eigentliche Stück, die Durchführung der Aufgabe, fällt in die Mitte. So ist es im »Traum ein Leben«, so auch im »Treuen Diener seines Herrn«. Darum war »Weh dem, der lügt« keine aparte Grille des Dichters, sondern in jedem Sinne Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleische.

Ernst Freiherr v. Feuchtersleben,

der Freund Grillparzer's.

Eine Charakterstudie von Dr. **Moritz Necker.**

Unter den Freunden Grillparzers nimmt der Arzt und Dichterphilosoph Ernst Freiherr von Feuchtersleben eine besondere Stellung ein. Er hat allerdings niemals so wie ein Stadion oder ein Schreyvogel in das äußere oder innere Leben des Dichters irgendwie maßgebend eingegriffen, es knüpft sich für die Geschichte Grillparzers kein besonders merkwürdiges Factum an seinen Verkehr mit dem Freiherrn; dieser hat dem Dichter auch niemals etwa so viel wie der ihnen beiden gemeinsame Freund Bauernfeld zu schaffen gemacht, man kann nicht von einer förmlichen Geschichte ihres Verkehrs sprechen, wie uns eine solche in dem Verkehre der zwei Dramatiker vorliegt, der damit anfing, daß Grillparzer an dem einen oder anderen Stücke Bauernfelds freundschaftlich mitarbeitete, und damit schloß, daß er sich in seiner hypochondrischen Stimmung vom leichtblütigeren Lustspieldichter abwendete und ihm in seinen Erinnerungen aus dem Jahre 1848 gar hart zusetzte. Wir wissen überhaupt nicht viel über den Verkehr Grillparzers mit Feuchtersleben; da er nur mündlich stattfand, sind keine Briefe erhalten; Memoiren hinterließ der Freiherr nicht, obzwar er sich mit dem Gedanken trug, sie zu schreiben, und einzelne persönliche Notizen aufzeichnete. Die ausgezeichnete Stellung, die wir dem Freiherrn von Feuchtersleben im Freundeskreise Grillparzers zuerkennen, beruht einzig und allein auf der Bedeutung seiner eigenen Persönlichkeit. Es fehlt ihr zwar der Glanz staatsmännischer Größe, der eine Gestalt wie die des Grafen Stadion, des ersten österreichischen

Finanzministers, umgiebt; sie ist nicht so volksthümlich wie die Gestalt Bauernfelds, nicht so berühmt wie jene Schreyvogels geworden. Aber sie besitzt doch ihre eigene Größe, die bisher so ganz gerecht noch nicht gewürdigt worden ist. Feuchtersleben gehörte zu den wenigen Menschen, vor denen Grillparzer eine unbedingte Hochachtung empfand. Das allein wäre schon Grund genug, ihm näher zu treten, wenn man auch nicht das Bedürfniß hätte, den in der Stille manches einsamen Lesestübchens vielverehrten Verfasser der »Diätetik der Seele« der Gegenwart wieder ins Gedächtniß zu rufen.

In einem Stammbuchblatt, das Grillparzer im Jahre 1837 der schönen Frau des Freiherrn von Feuchtersleben widmete, kommt seine hohe Schätzung des Mannes zum artigsten Ausdrucke. Es lautet folgendermaßen:

Nur halb zu wissen, ist, man weiß, bedenklich.
Doch wer die Eine Hälfte kennt von einem Ganzen,
Das einzig ist und Eins, kennt auch die zweite.
Nun hab' ich den in meiner Brust erkannt,
Von dem Du bist die eine, sel'ge Hälfte,
Und darum, schein' ich gleich nur halb berechtigt,
Erkühn ich mich, dich zu verehren ganz.

Denkt man daran, wie sparsam Grillparzer mit dem Ausdruck seines Lobes von mitlebenden Männern war, dann wird man in diesen Stammbuchversen, die an die Frau gerichtet sind und den Gatten meinen, keine blos äußerliche Artigkeit erkennen; der Ausdruck: »Nun hab' ich den in meiner Brust erkannt« ist auch von einer besonderen Innigkeit und schließt das Bekenntniß herzlicher Zuneigung zum Gatten der schönen »sel'gen Hälfte« in sich ein.

Grillparzer sollte noch einmal Gelegenheit haben, seiner Liebe und Hochschätzung Feuchtersleben's Ausdruck zu geben, und zwar in ausführlicher Weise, in einem Aufsatze, der ein unvergängliches Denkmal seiner Freundschaft für den Philosophen bildet. Feuchtersleben, der fünfzehn Jahre nach Grillparzer geboren wurde (1806), starb schon am 3. September 1849:

»vom Geiste aus«, wie der Dichter schrieb. Friedrich Hebbel besorgte die Ausgabe seiner gesammelten Schriften und schrieb die Biographie. Auch Grillparzer wurde zu Mittheilungen über den Heimgegangenen eingeladen, und er folgte dieser Einladung, indem er ein Charakterbild von Feuchtersleben entwarf, das Hebbel in seine Darstellung aufnahm. Dieses Bild wird uns nun beschäftigen, zuvor aber wollen wir zwei ungedruckte Briefe des Philosophen mittheilen.

Im Juli 1848 war Feuchtersleben, dem Rufe der öffentlichen Meinung folgend, in das Ministerium Doblhoff eingetreten. Es galt damals, das österreichische Unterrichtswesen vom Grund aus neu zu gestalten, da es unter der Regierung Metternichs mit Absicht vernachlässigt worden war. »Das Ministerium des Cultus — sagte ein Correspondent der »Allgemeinen Zeitung« am 11. Juli 1848 — soll neue Studienpläne schaffen, die Elementarschulen, welche namentlich in den Provinzen nur auf dem Papier bestanden, oder die nur von Pfaffen geleitet wurden, einrichten oder reformiren, es soll an einem Ende die Aufhebung des Cölibats, am anderen die fernere Verbindung mit Rom befürworten, es soll die Hochschulen mit Beistimmung und Genehmigung der Studenten auf den neuen Fuß der Zeit stellen und die jungen Herren ihre Professoren wählen lassen«. Es hatte also die unmöglichsten und widerspruchvollsten Pläne und Ansprüche zu erfüllen und bedurfte einer besonders begabten Persönlichkeit zu seiner Leitung.

Feuchtersleben wurde als eine solche bezeichnet. Er war Director der medizinischen Studien in Wien, angesehen als Arzt und als Schriftsteller. Seine »Diätetik der Seele« hatte in mehreren Auflagen viel Erfolg erlebt. Er war ein Mann von umfassender Bildung. Seine Kritiken über Literatur und bildende Kunst hatten ihm auch als Aesthetiker Autorität erworben. Er hatte sich insbesondere durch seine Begeisterung für Goethe hervorgethan, dessen Größe er mit einem Eifer wie kein anderer im damaligen Wien zu verkünden bestrebt

war. Er war hier ein Priester des Goethecultus, ungefähr in demselben Maße wie zur selben Zeit Rahel und Bettina in Berlin. Er hatte insbesondere für die Anerkennung Goethes als Naturforscher Propaganda gemacht; sich ebenso wie Schopenhauer, dessen Schrift über die Farben er kannte, für die Goethe'sche Farbenlehre gegen die Newton'sche Lichttheorie ausgesprochen, und in seiner Begeisterung für Goethes Metamorphose der Pflanzen, für seine Morphologie und Lehre von der Fortbildung der Wirbelsäule zum Schädel bei den höheren Thieren u. s. w. ging Feuchtersleben so weit, Goethe als den Begründer der Naturkunde als Wissenschaft überhaupt zu bezeichnen. Auch mit pädagogischen Fragen hatte er sich vertraut gemacht. Die seltene Vereinigung von naturwissenschaftlicher und philosophischer Bildung in Feuchtersleben hatte zur Folge, daß er auf der Höhe seiner Zeit stand und mit ahnungsvollem Blick in die Zukunft schaute. Er erlebte noch den Anfang des Eisenbahnzeitalters, der Maschinenindustrie, des Zeitalters der Erfindungen und war sich klar über die Umwälzungen in der Cultur, die bevorstanden. Darum ergriff ihn die schon damals auftauchende Frage der Gymnasien und Realschulen, der Gegensatz von humanistischer und realistischer Schulbildung aufs lebhafteste, und er nahm mit gedankenvollen Aufsätzen an diesen Debatten theil. Auch die Geschichte des Unterrichts studirte er und entwarf eine kurze Uebersicht davon.

Er schien also in der That der berufenste Mann, das schwierige Werk der Reform des Unterrichts im neuen constitutionellen Oesterreich zu leiten, und er übernahm diese Aufgabe. Unterrichtsminister selbst zu werden, lehnte er ab, und das ist gleich sehr charakteristisch für ihn und deutet auf die besondere Merkwürdigkeit seiner so reich ausgebildeten Persönlichkeit hin. Als echtem Philosophen, war es Feuchtersleben nur um die wirkliche That, um die Arbeit als solche, nicht um die äußere Ehre und Würde, die mit ihr verbunden war, zu thun. Als Minister hätte er weitaus mehr als in

einer zweiten, minder exponirten Stellung sich in das Getriebe der politischen Parteien einlassen müssen, und das war nicht nach dem Geschmacke des nach außen hin sehr bescheidenen, innerlich aber sehr aristokratisch fühlenden Diätetikers der Seele. Sein (von Hebbel mitgetheiltes) Tagebuch aus dieser Zeit enthält dazu einige bezeichnende Anmerkungen. So z. B. lautet eine:

Der Minister dem Interpellanten:

»Sie können meine Antwort nicht verstehen;« — oft vielmehr: »Sie sind nicht unterrichtet genug, mich passend zu fragen.«... Wehe dem Volke, das einem Minister vertraut, der es mit schnellen, stets bereiten, stets befriedigenden Antworten abfertigt, — der immer für den Reichstag schlagfertig dasteht, nach Außen, statt nach dem Innern seines Gebietes gewendet! Wozu habt Ihr ihm Euer Vertrauen gegeben? zum Reden oder zum Handeln? wofür ist er verantwortlich? wem? dem Interpellanten?«

Eine andere Aufzeichnung lautet:

»Ich bin für keine Aufgabe des Streites gemacht. Ich kann mich nur dann entwickeln, zeigen und wirken — wenn man mir vertraut. Vor einem Publicum, welches dich hören will, spricht sich's gut und kräftig; vor einem mißtrauenden wird Geist und Zunge gelähmt. — Ich bin für keine Aufgabe gemacht, die nicht mit langsamer oder doch besonnener Folgerichtigkeit gelöst werden kann. Das Hetzen, das Ueberstürzen macht jeden wahren Fortschritt unmöglich.«

Diese und ähnliche Geständnisse lassen erkennen, daß Feuchtersleben selbst sich zum politischen Kämpfer nicht berufen fühlte, und wir können zunächst begreifen, warum er wohl aus Patriotismus die Stellung eines Unterstaatssecretärs im Ministerium des Unterrichts anzunehmen sich entschließen konnte, die äußere Vertretung aber, den Ministertitel und Rang seinem Freunde Doblhoff überließ.

Aber selbst in dieser Stellung blieb Feuchtersleben nicht lang. Der verhängnißvolle 6. October, der der ganzen Revolution eine neue Wendung gab, bewog Feuchtersleben zum Rücktritt, den er in der Form einer Bitte um Urlaub an seinen Freund und Minister Doblhoff einleitete. Der bezeichnende Brief ist im Archiv der Wiener Stadtbibliothek erhalten und lautet folgendermaßen:

Geehrtester Minister

und Freund!

Der gestrige Tag scheint über mein Schicksal entschieden zu haben. Ich bitte, mich vor Allem wissen zu lassen, was mit dem Ministerium geschieht. Ich werde jedenfalls bei S. Majestät um Enthebung von dem mir anvertrauten Amte ansuchen. Ich fühle, daß ich es um meiner Aufgabe und meiner Gesundheit willen thun muß. Letztere ist tief erschüttert, und ich muß jedenfalls auf einige Zeit Wien verlassen. Zu diesem letzteren Zweck bitte ich um Urlaub; jetzt ist ohnehin keine Möglichkeit zur Arbeit gegeben, Sie erinnern sich, daß ich ihn schon bei meiner Uebernahme ansuchte; Sie waren so freundlich, ihn zu gewähren. Ich that das Aeußerste und blieb. Nun aber bitte ich um schleunige Erwiderung dieser Zeilen; denn ich muß, so fühle ich, in kürzester Frist Wien verlassen.

Seien Sie gewiß, wie ehrlich und treu, mit dem Vaterlande und mit Ihnen es gemeint hat

Ihr

Feuchtersleben.

Wien, 7. October 1848.

Der Brief ist am Tage unmittelbar nach der Katastrophe im Kriegsministerium geschrieben, die die Herrschaft der Anarchie bezeugte und darum zu der späteren Militärherrschaft führte.

Wie Feuchtersleben über den Minister und Freund dachte, an den er den eben angeführten Brief richtete, erzählt uns ein werthvoller Aufsatz über ihn, der von seinem Mitarbeiter Friedrich W. Ebeling in den »Grenzboten« (1850, I) veröffentlicht wurde. Darin heißt es:

»Mehr als irgend ein Anderer erkannte Feuchtersleben die Schwäche Doblhoffs. Mehr als einmal sagte er zu mir: »Sehen Sie sich diese Erscheinung an, seine persönliche Haltung, und verkehren Sie mit ihm 24 Stunden, und Doblhoff wird auf Sie den Eindruck einer zu sanft schattirten Geradheit und Ritterlichkeit hervorrufen, die im Kampfe zwischen der Anerkennung der Volksrechte und den Forderungen der Diplomatie außer alles Gleichgewicht geräth«. In der That, Doblhoff ist ein biederer Mensch, aber er war ein unfähiger Minister. Ich glaube auch, daß das Gefühl einer am Ende gänzlich fruchtlosen Arbeit Feuchtersleben oft beschlichen und seine Schwungkraft gelähmt hat. So schien es mir.«

Es war in der That so, wie es Ebeling schien, dies wird aus vielfachen öffentlichen Erklärungen und privaten Aufzeichnungen klar, die Feuchtersleben hinterließ, und Hebbel mittheilte, auch aus den folgenden an den befreundeten Ministerialrath von Bergenstamm gerichteten Briefen, die die Kenntnis Feuchterslebens zwar nicht wesentlich bereichern, aber doch für ihn zu charakteristisch sind, als daß man sich enthalten könnte, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der erste Brief ist vor, der zweite ist kurz nach der Flucht des Freiherrn aus dem stürmischen Wien geschrieben worden.

Geehrter Herr!

Die Zeit drängt in einem Grade, daß es mir nicht mehr möglich wird, in's Bureau zu kommen, unabweisliche Umstände nöthigen mich zu einer schnellen Abreise von Wien. Der Minister ist in Kenntniß gesetzt, allein ich kann das Weitere nicht abwarten und werde mir erlauben, von Aussee

in Ober-Steiermark aus (wo ich meine Brüder finde) an Sie zu schreiben. Die Adresse meiner Wohnung in Wien (wo meine Dienstleute jetzt einziehen) ist: Weihburggasse Nr. 909.

Die Ereignisse wälzen sich unwiderstehlich über unser Vaterland hin; die Wirksamkeit auch der Bestmeinenden und Thätigsten ist unmöglich geworden. Ich fühle es im tiefsten Innern, meine Gesundheit, im Grunde erschüttert, verlangt Schonung. Rückstände sind nicht da. Sie werden im Einvernehmen mit dem Minister das Nöthigste verfügen.

Noch habe ich meinen herzlichsten Dank zu sagen für die gütige Aufmerksamkeit, mit welcher Sie neulich meine Frau durch Lechner über meine Rückkehr aus dem Bureau beruhigten.*) Gott erhalte Sie und alle, die es mit unserem armen Vaterlande treu meinen!

Achtungsvollst

Feuchtersleben.

Wien, 7./8ber 1848.

Aussee, den 24. und 25. October (1848).

Geehrtester Herr Ministerial-Rath!

Ihr Schreiben vom 20. verpflichtet mich abermals, wie Alles, was mir von Ihnen kam, zu dem aufrichtigsten Danke, indem ich daraus die wahrhaft wohlwollende Gesinnung ersehe, mit der Sie mich beurtheilen und behandeln. Meine Lage war und ist eine ganz eigenthümliche; und es wäre ein vergebliches Bestreben, sie mit wenigen Worten darstellen zu wollen. Halten Sie mich nicht für anmaßend, wenn ich sage: Ganz oder gar nicht. Ich habe bei dem Antritte meiner Stellung eine Aufgabe übernommen und öffentlich ausgesprochen, deren Lösung, nach ehrlicher und genauer Prüfung

*) Von Bergenstamms Hand: »Dafür wollten mich die Leute ermorden.«

meiner Kräfte, mir möglich schien. Nicht das Nachlassen dieser Kräfte — sondern äußere Ereignisse, Verhältnisse, welche jedes gewissenhafte Fortwirken lähmten, haben sie unmöglich gemacht. Meine Person könnte in derselben Stellung fortbestehen — meine Wirksamkeit nicht. Allein — in einem vertraulichen Briefe darf ich es sagen, ohne zu prahlen — mir war es nicht um die Stellung, mir war es um die Sache zu thun. Der Schein genügte mir nicht — und daß das Wesen unter den Verhältnissen des 6. und 7. Octobers und ihren nothwendigen Folgen nicht mehr zu verwirklichen war, gibt wohl Jedermann zu. Ich muß also eine Thätigkeit aufgeben oder wenigstens unterbrechen — für einen Zeitraum, in welchem sie ein Betrug gegen den Staat wäre. Sie zum Scheine fortzuführen, um die damit verbundene Besoldung zu behalten, — oder mit einem Minimum von Wirksamkeit zufrieden zu sein — schiene mir unwürdig. Sei'n Sie versichert, daß ich die Bedeutung meines Schrittes ganz fühle, mehr fühle, als mir die Bescheidenheit das zu sagen erlaubt. Ihnen darf ich es wohl vertrauen, daß ich nur mit tiefer Wehmuth von einem Platze scheide, den ich allmählig vollkommen auszufüllen die stolze Hoffnung hegte, von einer Aufgabe, die vielleicht die einzige meinem Wesen, meinen Kräften, meinen Wünschen ganz angemessen war. Ihnen darf ich es sagen, daß, nach den unangenehmen Schritten, die der Anfang der Reform (wie bei jeder Reform, und zwar bei dieser schnell) erfordert — ich meine: nach den Schritten des Niederreißens, — die angenehmeren Schritte des Aufbauens folgen sollten; daß sie bereits im Ganzen beschlossen, im Einzelnen vorbereitet waren. Ich überlasse nun das begonnene Werk der Fortführung durch Andere, die den Plan nicht inne haben und einen neuen entwerfen müssen. Kann ich — dürfte man fragen — ein solches Zurückziehen verantworten? Vor meinem Gewissen vollkommen, muß ich antworten, und gerade die schmerzliche Selbstverläugnung, die mich ein solches Aufgeben dessen kosten muß, was mir als

das schönste Ziel meines Lebens vorschwebte, wird dem Unbefangenen die Nothwendigkeit dieser Resignation fühlbarer machen. Mich aber muß die bescheidene Überzeugung trösten: daß andere nachfolgende Kräfte nicht fehlen werden, die einen anderen — vielleicht besseren — Weg zur Erreichung des Zieles finden und gehen werden; und daß es mir vielleicht in glücklicheren Tagen gegönnt sein könnte, durch Rath und Mitwirkung abermals zum Besten der großen und guten Sache beizutragen. Gestehen Sie selbst; kann das Studienjahr — wie wir es versprachen — bereits eröffnet werden? kann in diesem Augenblicke das Wiener Ministerium des Unterrichtes mehr thun als das ungarische, d. i. seine Thätigkeit suspendiren? und zu diesem Zwecke soll der Leitende seine Stelle behalten? und — setzen wir den Fall, die Ruhe stelle sich für den Augenblick in Wien so weit wieder her, daß überhaupt an eine ämtliche Thätigkeit wieder zu denken wäre — denken wir an die großen europäischen Entwicklungen, welche noch die Zukunft in ihrem Schooße birgt! Lassen Sie mich die Hoffnung fortnähren, vielleicht einst wieder an dem schönen Werke theilnehmen zu können; gestatten Sie mir aber für jetzt das beruhigende Gefühl: in einem Zeitpunkte, wo man nicht mit Ehre fortwirken konnte, — wenigstens mit Ehre abgetreten zu sein und sagen zu können: Ich habe das Meinige gethan. Ihnen darf ich es ohne Anmaßung wohl sagen: Sie haben nur den Anfang gesehen und würden mit dem Fortgange zufrieden geworden sein. Gebe der Himmel, daß ein gesetzlicher Zustand wieder den Fortschritt möglich macht!

25. October 1848.

Mitten im Schreiben dieser Zeilen erhielt ich Ihre werthe Zuschrift vom 21. d. M. — Ich kann nicht sagen, wie sehr Ihre Theilnahme, Ihre gütige Gesinnung, Ihre männliche und pflichtgemäße Denkart mich bewegt; und gewiß — wenn irgend Etwas auf Abänderung meines Entschlusses hinwirken könnte, so wären es die Gründe, die Sie anführen

und — lassen Sie mich hinzufügen: das Gefühl, solche mitwirkende Beamte an der Seite zu haben. Allein — nehmen Sie zu den in diesem Briefe angeführten Reflexionen auch noch meine wirklich sehr schwankende Gesundheit hinzu, die einer gewaltsamen Anstrengung (contra votum) erliegen würde, — so werden Sie mir den traurigen Trost gönnen: diese Zeit ist für mich — ich bin für sie verloren! Das längere, vergebliche Warten auf Nachrichten aus Wien, die hier circulirenden Gerüchte u. a. haben mich bestimmt, nichts zu verschieben; Ihre Briefe und mein Ansuchen kreuzten sich; mein Demissionsgesuch liegt nun bereits beim Ministerium; ich erwarte, wie man es erledigt! . . . . unter den allergünstigsten Verhältnissen wäre vielleicht ein längerer Urlaub das einzige, das beste Auskunftsmittel; aber ich zitt're auch vor diesem! vielleicht, daß ich allzu finster sehe. Erstrecken Sie Ihre Güte noch so weit, mich von dem weiteren Erfolge meiner Eingaben u. s. w. in Kenntniß setzen zu wollen. Herrn Minister Baron Kraus bin ich für seine freundliche Gesinnung sehr dankbar — glaube aber, daß wohl die Verfügungen für das künftige Ministerium von der Zusammensetzung dieses letzteren abhängen dürften. Vielleicht wären diese noch abzuwarten gewesen.

Hochachtungsvollst

Feuchtersleben.

Wer Feuchtersleben noch nicht kennt — und solcher gibt es mehr, als der Kenner — der lernt ihn aus diesem Briefe kennen, so wie er war: als den Mann, der klar wußte, was er wollte, der sich seiner übernommenen Aufgabe mit ganzer Seele hingab, nach außen hin aber sich der größten Bescheidenheit befliß, keinen Vorwurf ängstlicher vermied, als den der Unbescheidenheit, und dessen Selbstprüfung bei allem Thun und Lassen an Peinlichkeit streift. So wie Feuchtersleben in diesem Briefe spricht, äußert sich mehr die ethische, als die politische Natur. Es fehlt ihm keineswegs der politisch richtige

Blick für die augenblickliche Lage, die Geschichte hat ihm ja auch in der That Recht gegeben; aber da er so gewissenhaft war, so wird man ihm auch die richtige Schlagkraft des Politikers, der rasch sich entschließen und handeln muß, nicht zumuthen können. Der früher angeführte Friedrich W. Ebeling hat demnach im Ganzen das Rechte getroffen, wenn er in der Charakteristik Feuchterslebens Folgendes sagt:

»Feuchtersleben war als Unterstaatssecretär des Unterrichtsministeriums nicht in der Sphäre, in die er gehörte. Wohl widmete er sich mit seltenem, aufopferndem Fleiße der neuen Berufsthätigkeit, allein, durch und durch poetischer Charakter, taugte er nicht dahin, wo auf Tritt und Schritt die nüchternste Prosa ihm die Bahn hemmte. Man kann ihm nicht Thatkraft absprechen; doch er begann seine neue Wirksamkeit nicht, wie es nöthig war, gleich dem Schmied, der auf dem Ambos das erglühte Eisen in beliebige Formen schlägt, sondern wie die Bearbeitung einer größeren Dichtung. Und seinem ganzen Wesen nach sanft und nachgiebig, war er nicht geschaffen, Kabalen und Intriguen aller Art mit brechender Energie zu begegnen.«

Er hatte unter diesen Kabalen noch zu leiden, als er seine Berufsthätigkeit wieder aufnahm, das Professorencollegium wollte ihn nicht mehr als Director anerkennen. »Er sollte nun erfahren, — sagt Hebbel — welch' ein Fluch Denjenigen trifft, der eine Reformation nur halb, nicht ganz durchführen kann. Natürlich hatte er als Unterstaatssecretär durch die gebotenen Entlassungen und Ernennungen mannigfaltige Privatinteressen verletzt und gekreuzt, und man braucht nicht Staatsmann gewesen zu sein, um zu wissen, daß der Dank, den auch der Gerechteste in solchen Fällen auf der einen Seite erntet, den Haß, den er auf der anderen aussät, niemals aufwiegt. — Ich glaube nicht, bemerkt Hebbel weiters, daß in dieser herben Kränkung (in dem Proteste der Professoren gegen seinen Wiedereintritt in das Collegium als sein Director) eine Mitursache seines Todes gesucht werden darf; daß sie

ihm das ohnehin schmerzliche Krankenlager bis an sein Ende noch mehr verbitterte, ist gewiß, denn er kam immer wieder darauf zurück, und das noch zu einer Zeit, wo ihn das Irdische kaum mehr berührte. Er fing unmittelbar darauf zu kränkeln an und konnte bald das Zimmer, dann das Bett nicht mehr verlassen«, u. s. w. Aus diesen Mittheilungen Hebbels ist jedenfalls zu ersehen, daß Grillparzer mit Recht sagen konnte: Feuchtersleben starb »vom Geiste aus«, und sodann ist auch eine Tragödie durchsichtig, die sich mit dem Tode des Moralisten abspielte. Denn gerade einen Mann wie Feuchtersleben, der Zeit seines Lebens den höchsten sittlichen Idealen zustrebte, mußte ein Conflict mit den Collegen, die ihn eines an ihnen begangenen Unrechtes anklagten, furchtbar treffen. Er war zu zart für eine politische Stellung, und die vier Monate seines Staatssecretariates büßte er mit seinem theuersten Gute, mit dem Seelenfrieden, den er stets als das höchste und einzige Menschenglück pries.

Hebbel hatte natürlich das volle Verständnis für diese Tragödie und stellte sie auch in seiner Biographie Feuchtersleben's kunstvoll dar. Allein erst der Aufsatz Grillparzer's über den Freiherrn, den Hebbel abdruckte, sollte der vielfach verkannten Persönlichkeit volle Gerechtigkeit schaffen.

Mit der Art und Weise, wie ein Mensch über andere spricht, charakterisirt er unbewußt und unwillkürlich sich selbst. So ist es bemerkenswerth, daß Grillparzer in der Schilderung Feuchtersleben's — nach einer kurzen Einleitung über ihr Bekanntwerden — also fortfährt:

»Ich will aber nicht von mir reden, sondern von ihm. Von seinen Lebensumständen also ist mir nichts bekannt, als seine beispiellos glückliche Ehe. Mit einer Frau verbunden, die, bei freilich vortrefflichen Eigenschaften, doch an Lebhaftigkeit, an Gewohnheiten, von vornherein sogar an Bildung, das Gegentheil seiner selbst war, hatte er sich doch durch Nachgeben und Beharren, durch geistigen Einfluß und harmloses Sichgehenlassen, ein Musterbild von Ehe geschaffen, wie

es ein zweites Mal nicht leicht vorkommen wird, und indem es allein schon seinen Charakter verbürgt, ihn als das bezeichnet, was er war: als einen Weisen in der That«.

Wer denkt da nicht unwillkürlich an Grillparzer's eigenes verdorbenes Verhältniß zu Katharina Fröhlich? verdorben deshalb, weil der sich selbst weniger beherrschende Dichter kein »Weiser in der That« sein konnte, wie der Seelendiätetiker Feuchtersleben. Sie waren beide im Grunde tief verwandte Naturen, und Grillparzer erzählt auch, daß schon ihr erstes Gespräch dazu hinreichte, sie »in geistige Gemeinschaft zu bringen, obwohl er (Feuchtersleben) gewissermaßen in sich fertig, und ich nicht geneigt war, von meinen Ueberzeugungen, irgend Jemand zu Liebe, auch nur ein Haar breit nachzugeben. Wir waren Freunde, ehe wir's wußten; wobei der Unterschied der Jahre in keine Rechnung kam, da das Systematische seiner Bildung seinem Alter vorauseilte, indeß von meiner Seite die poetische Anschauung immer etwas Jugendliches mit sich führt«. Was war das nun, was diese zwei Menschen so lebhaft zu einander zog?

Grillparzer bezeichnet als die Grundlagen des Feuchtersleben'schen Charakters: »Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Bescheidenheit« und beleuchtet dann die Art, in der sich diese Tugenden des Freundes offenbarten. »Nie ist ihm ein Vortheil geworden, den er durch Aufgeben einer Ueberzeugung oder durch Abweichen von dem streng gezogenen Pfade der Rechtlichkeit sich erworben hätte. Manche sind zwar in der letzten Periode seines Lebens irre an ihm geworden, aber da war er nicht mehr bloß Feuchtersleben, der Mensch, sondern mit der Sorge für Andere betraut; und auch der pflichtgetreue Schiffer wirft im Sturme anvertraute Ballen über Bord, wenn er dadurch das Fahrzeug zu retten hofft.«

Das Wohlwollen des Freundes beleuchtet Grillparzer mit folgenden Worten: »Seiner Begeisterung für die Kunst machte er — da er sich die eigene Begabung unbilliger Weise selbst absprach — dadurch Luft, daß er sich dem Streben Anderer

auf das Innigste anschloß Nicht auf jene in Deutschland beliebte Weise, daß man sich in irgend einen Dichter hineinbegibt, und nun von der fremden Höhe auf alles Andere mit wegwerfender Verachtung herabsieht. Gerade das Gegentheil. Er war mit der hingebendsten Liebe vorzugsweise dem Streben seiner Zeitgenossen, ihm näher Stehenden zugewendet. Auf die Bildung junger Talente einzuwirken, aber auch bei Werken, die ganz unabhängig von ihm entstanden waren und eine solche Hingebung nur irgend vertrugen, jede gute Seite hervorzukehren, jede Wendung, jeden Gedanken zur Geltung zu bringen, überall ein Tieferes vorauszusetzen, zu suppliren, zu ergänzen, sich ganz in das Fremde hineinzuleben; er war unermüdet in solch' liebevollem Anerkennen. Diese seine Weise hatte für Einzelne seiner Freunde sogar etwas Gefährliches, und ich selbst mußte auf der Hut sein, seine optimistischen Deutungen in Bezug auf meine eigenen Arbeiten bei mir selbst auf ihre wahre Geltung zurückzubringen.

»Das ist, was ich das Wohlwollen des Mannes nannte. Und diese selbstvergessende Liebe war es, was ihm, verbunden mit seinen übrigen Vorzügen, den Stempel der vollkommensten Liebenswürdigkeit aufdrückte.« Wir kennen keinen anderen Mann, den Grillparzer so warm und herzlich gelobt hätte.

Das Wichtigste jedoch ist, was Grillparzer zur Beleuchtung der Wahrhaftigkeit Feuchterslebens erzählt:

»Wenn ich von seiner Wahrhaftigkeit sprach, so meinte ich dabei nicht die gegen Andere, denn diese ist wohl schon an sich in der Rechtschaffenheit mitbegriffen, ich meinte die in unseren Zeiten, besonders in Deutschland, selten gewordene Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Er hat sich nie große Ideen angelogen, Ueberzeugungen erkünstelt oder Bedürfnisse eingebildet. Nicht nur sein Denken, auch seine Empfindung war einig mit sich und wahr. Er kannte die Grenzen seiner Begabung, und nie ist es ihm eingefallen, darüber hinauszugehen, wenn ihm auch hundert Journale dafür eine papierne Geltung angeboten hätten.

»So war das erste Streben seiner Jugend ein poetisches. An Verstand und Gefühl stand er so manchem Dichter voran, aber die Phantasie ging nicht gleichen Schritt. Darauf haben ihn nicht Andere aufmerksam gemacht, sondern er selbst hat es bei reiferen Jahren erkannt, und er war ein so strenger Richter seiner selbst, daß er sich geradezu jedes poetische Talent absprach. Hundertmal mochte ich ihm sagen: Das Reflective und Gnomische sei zwar nicht die Poesie, aber auch Poesie; er blieb unerschütterlich und verurtheilte sich selbst.«

An diesem Punkte gelangen wir dort an, wo mit der Verschiedenheit der zwei Freunde auch ihre tiefe innere Verwandtschaft erkennbar wird. Ein Dichter war Feuchtersleben ohne Zweifel; wer das mit wenigen Varianten zum Volkslied gewordene Lied: »Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man, was man am liebsten hat, muß meiden«, gedichtet hat, ist ein Lyriker, wenn auch das Talent begrenzt ist. Der Mangel an genügender Begabung der Phantasie gab nun der dichterischen Kraft Feuchtersleben's eine andere Richtung als bei Grillparzer. Dieser konnte freie Gebilde gestalten und sie vor sich und die Welt als ein vom Schöpfer losgetrenntes Ganzes hinstellen. Bei Feuchtersleben warf sich der plastische Trieb des Dichters auf seine eigene Persönlichkeit. Ihm schaffte keine Phantasiekraft Material zum Gestalten herbei, darum hatte er den mächtigsten Trieb, seine eigene Persönlichkeit zum Kunstwerk auszubilden. Er war das Muster eines Bildungsmenschen, er hatte das unersättliche Bedürfnis nach einer harmonischen Ausbildung aller Geisteskräfte und Anlagen, er studirte alle Wissenschaften, vergötterte den größten Meister in dieser eigentlichen Lebenskunst: Goethe, und selbst auf Kosten der größeren Leistungsfähigkeit in einem Fache, die nothwendiger Weise eine ausschließliche Beschäftigung damit fordert, gehorchte er seinem Bildungstriebe. Wie sehr die Poesie und der künstlerische Genius seine ganze Thätigkeit beherrschten, erhellt auch daraus, daß er mit großem Nachdruck seinen eigentlichen ärztlichen Beruf als Kunst auf-

faßte. In seiner Schrift »Aerzte und Publicum« sagt er, von den Vorurtheilen des Publicums gegen die Medizin sprechend:

»Es ist wahr, er ist als Mensch nicht viel werth; aber, das muß man ihm zugestehen, er ist ein vortrefflicher Arzt.« So hört man mit Unwillen hie und da sprechen, und es erscheint als Pflicht gegen einen ehrwürdigen Stand, als Pflicht gegen ein zu warnendes Publicum, einer so unwürdigen Distinction, einem so verderblichen Vorurtheile zu begegnen. Man kann ein vortrefflicher Mensch sein und doch nur ein mittelmäßiger Arzt (und das kaum, wenigstens kein schlechter; denn der gute, also gewissenhafte Mensch wird alle seine Kräfte, und wären sie auch sehr gering, anstrengen, um den Pflichten seines einmal gewählten Standes zu genügen) — aber man kann kein schlechter Mensch sein und doch dabei ein guter Arzt. Glaubt man, die Heilkunde sei nichts als eine mit dem Gedächniß festzuhaltende Sammlung von Krankheits- und Arzeneimittelsnamen? Eine durch Übung zu erwerbende mechanische Fertigkeit? Da irrt man sehr! Sie ist eine Wissenschaft, und zwar eine solche, die nach dem prägnanten Ausdrucke eines Kenners »den ganzen Menschen beschäftigt, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt;« sie ist mehr: sie ist eine Kunst. Eine Kunst aber ist ein in That verwandeltes Wissen, und die That erfordert immer den ganzen Mann — den sittlichen, wie den sinnlichen und intellectuellen. Ein schlechter Mensch wird es in keiner Kunst weit bringen . . . Jedes Geschlecht, jeder Stand, jede Beschäftigung hat ihre Rücksichten und Zustände; der Priester, der Beamte, der Soldat, der Gelehrte, wollen verstanden sein; und welcher halbgebildete Arzt wird es z. B. wagen, die geistigen und anderen Verhältnisse eines Goethe, eines Kant, einer Rahel zu durchschauen und zu beurtheilen? Und doch, wehe dem körperlichen Wohle dieser hochbegabten Naturen, wenn ihr Hausarzt nicht im Stande ist, sie in ihrer Individualität zu begreifen. Die geistige Einwirkung ist nebst der diätetischen in der Heilkunst die wichtigste«.

Diese Sätze genügen, um zu zeigen, daß Feuchtersleben auch in die Heilkunde seine dichterische Anschauung hineintrug, die ihn dazu trieb, immer das gesammte geistig-sinnliche Wesen des Menschen, nicht bloß ein Stück von ihm ins Auge zu fassen. Und von dieser Betrachtungsweise konnte er sich nirgends trennen. Diese ist es auch, die ihn zum Parteigänger Goethes im Streit um die Theorie der Farben machte. Denn Goethe forderte vom Naturforscher, daß er sich als ganzer Mensch der Natur gegenüberstelle, und nur, was er als solcher erfahre, sollte als wissenschaftliche Erkenntniß gelten. Wenn Newton den Beweis für die Zusammengesetztheit des weißen Lichtes dadurch führte, daß er das zerstreute Sonnenlicht nicht in seiner vollen Breite in die Untersuchung zog, sondern im verdunkelten Zimmer einen dünnen Strahlbüschel mit einem Glasprisma auffing und aus der Thatsache des also entstandenen Spektrums seinen Schluß zog — so wehrte sich Goethes Künstlernatur gegen dieses Experiment, das der Natur mit Schrauben ihre Geheimnisse abfragen wollte. Und darin ward Feuchtersleben ein Anhänger und Schüler Goethe's, auch in ihm war die dichterische Weltanschauung herrschend. Grillparzer mit seinem eminenten kritischen Verstande blieb nüchterner und hielt mit der absoluten Begeisterung Feuchterslebens für Alles, was Goethe schrieb und dichtete, nicht gleichen Schritt. Einig waren sie dagegen in der Begeisterung für Kant und in der Ablehnung der jungdeutschen Literatur.

Aber nicht bloß die künstlerische Seele war den beiden Freunden, jedem freilich in verschiedenem Maße gemein, sie hatten auch ähnliche Schmerzen, gleiche Schwächen, und das dürfte noch ein stärkeres Band der Freundschaft zwischen ihnen gebildet haben. Und damit gelangen wir auf den, unseres Erachtens, tiefsten Kern der zwei Persönlichkeiten.

Man weiß, wie leicht zur Hypochondrie Grillparzer geneigt war, und welche Bedeutung sie für sein ganzes Leben gewonnen hat. Sie machte ihn ängstlich, muthlos, unfähig zur großen Lebensführung, weil sie ihn zum Schwarzseher

machte, der auch dort, wo ihm Freunde nahten, zurückhaltend, mißtrauisch blieb. »Hypochondrie ist es nicht bloß, sich ein Leiden, das man nicht hat, einzubilden, — sondern Leiden, die man hat, aufmerksam zu betrachten.« (F.) Aus dieser Eigenthümlichkeit seines Charakters lassen sich manche künstlerische Eigenschaften Grillparzer's erklären. Gleich seine scharfe Trennung zwischen naiver und sentimentaler Poesie gehört dazu; denn keiner mehr als ein Selbstbeobachter weiß den Unterschied zwischen Selbstbeschauung, Reflexion und völliger Hingabe an ein fremdes Object zu unterscheiden; denn es sind grundverschiedene Zustände, Gefühle und Stimmungen mit beiden Formen der Beschaulichkeit verbunden. Die andauernde Selbstbetrachtung macht stets mürrisch, verdrießlich, führt immer zur Selbstverurtheilung; die Hingabe an ein fremdes Object, sei's in wissenschaftlicher oder in künstlerischer Art, macht heiter, glücklich, unter Umständen begeistert sie. »Die genaue, jammervolle Selbstschilderung des Hypochondristen — ach, sie schildert im Grunde nichts anderes, als den Zustand des Menschen überhaupt, den ein gemüthlich und körperlich gereiztes und geschwächtes Wesen nur schärfer und quälender empfindet!« (F.) Das sind altbekannte Thatsachen der inneren Erfahrung, die in jedem Menschenleben wiederkehren und z. B. auch in der Schopenhauer'schen Philosophie (bei der »willensfreien« Betrachtung, die zur Anschauung des Schönen, der platonischen Ideen führt) eine große Rolle spielten. Frei, glücklich ist der Mensch nur insolange, als er an sich selbst nicht denkt, so lange er sich vergißt, darauf beruht auch die große Freude, die wir bei dramatischen Vorstellungen haben, und die auch nur insolange besteht und ein rein künstlerischer Genuß bleibt, als man keinen Vergleich zwischen den auf der Bühne dargestellten Schicksalen und dem eignen zieht, wozu eben die Hypochonder besondere Neigungen haben. Grillparzer befand sich auch glücklich nur, so lange er künstlerisch schuf. Da war er begeistert, vergaß seiner selbst und fühlte sich wie Gott, wie man ja auch in der That sich nach platonischer Weise das

Leben Gottes als ein seliges Schauen auf seine Welt dachte, ein Schauen, das eo ipso zugleich ein Schaffen war. Damit übertrug man die dichterische Ekstase auf die göttliche Persönlichkeit, die man menschlich zu begreifen suchte. Auch Goethe kannte die Hypochondrie: er, der stärkste Geist unter den Dichtern; Feuchtersleben citirt von ihm in den seiner Diätetik der Seele angehängten »Tagebuchblättern« folgenden Satz: »Ein zu zart Gewissen, das eigene Selbst überschätzend, macht auch hypochondrisch, wenn es nicht durch große Thätigkeit balancirt wird.«

Für die Hypochondrie kann kein Mensch verantwortlich gemacht werden; sie ist eine Naturanlage, wahrscheinlich im physischen Organismus begründet. Man kann sie bekämpfen, zurückdrängen, aber nicht ganz unterdrücken. Sie gibt jedem Geiste, der von ihr leidet, ein bestimmtes Gepräge; aber sie kann auch fruchtbar werden und zu mancher intimen Kenntniß des Seelenlebens führen, die demjenigen, der nur aus sich herauszuschauen gewöhnt ist, der die Selbstbetrachtung und Selbstprüfung gar nicht kennt, stets verschlossen bleibt. Darum bleibt sie keinem Philosophen, keinem Psychologen, keinem Dichter erspart, keinem, dessen Beruf ihn zur inneren Erfahrung nöthigt. Lichtenberg z. B. litt unter ihr und nützte sie zu den geistreichsten Beobachtungen aus; Kant litt unter ihr und entfloh ihr nur dadurch, daß er sich mit der ganzen Energie seines Willens in irgend einen Gegenstand vertiefte, wie er in seiner »Macht des Gemüthes« berichtet.

Und auch Feuchtersleben war eben solch' ein viel mit sich selbst beschäftigter Mensch, dem die Hypochondrie viel zu schaffen gab, ja so sehr zu schaffen, daß er seine beste und mit Recht berühmteste Schrift, die ihn unsterblich macht, die »Diätetik der Seele«, im Grunde gegen Niemand anderen schrieb, als gegen den bösen Feind, unter dem er selber am meisten litt: gegen die Hypochondrie, gegen die unselig machende Neigung seiner Seele sich selbst zu betrachten, was zur ewigen Unruhe im eigenen Innern führte. Daß dem in der That so

ist, lehrt einige Belesenheit in seinen Schriften. Bekanntlich zieht man gegen keinen Fehler der Mitmenschen so eifrig los, als gegen denjenigen, unter dem man sich selber leidend fühlt. Der Eitle verträgt die Eitelkeit der anderen am wenigsten. Feuchtersleben eifert in seiner Schrift über die Aerzte und Publicum gegen nichts so sehr als gegen die Hypochondrie der Patienten, die ihm geradezu verächtlich erscheint. In seinen Aphorismen kommt er auch häufig auf dieses Gebrechen zu sprechen. Ein Aphorismus, den man wohl auf seinen Freund Grillparzer beziehen darf, lautet folgendermaßen:

»Hypochondrie ist Egoismus. Dichter, gewohnt in den Tiefen ihres eigenen Busens zu wühlen, ihre Gefühle und inneren Zustände zu zergliedern, sich als den Mittelpunkt der Welt zu empfinden, fallen meist diesem Dämon anheim. Ich habe einen dieser schön und traurig Begabten gekannt, den nur das Studium der Geschichte, die reine Theilnahme an dem Weltganzen auf Augenblicke von solchen Qualen befreite. Diese Richtung würde ihn unfehlbar ganz geheilt haben, wenn es nicht zu spät gewesen wäre.«

Dieser Aphorismus steht ebenfalls im Anhange zur »Diätetik der Seele«. Und ebenda die folgenden:

»Es giebt eine unwillkürliche Hypochondrie (richtiger wäre: erworbene; denn alle Hypochondrie ist unwillkürlich), und das ist die, an welcher wir Ärzte manchmal leiden. Denn wenn Hypochondrie das Mikroskop ist, durch das man die sonst unsichtbaren, kleinen Leiden des eigenen Körpers sieht, so haben wir dies unabweisbare Mikroskop in unserer Wissenschaft, die uns alle möglichen Ursachen, Verkettungen und Folgen jedes Übels zeigt«. —

»Lichtenberg, der feinste Maler der Seelenzustände, der Columbus der Hypochondrie, liefert die nützlichsten Winke. »»Wir liegen oft — sagt er — mit unserem Körper so, daß gedrückte Theile uns heftig schmerzen: allein, weil wir wissen, daß wir uns aus dieser Lage bringen können, wenn wir

wollen, empfinden wir wirklich sehr wenig.«« — Er findet die bezeichnendsten Worte für die Hypochondrie, die er einmal »pathologischen Egoismus«, ein andermal »Pusillanimität« nennt. »»Mein Körper — heißt es an einer anderen Stelle — ist derjenige Theil der Welt, den meine Gedanken verändern können. Im ganzen übrigen All können meine Hypothesen die Ordnung der Dinge nicht stören.«« — »»Als ich — erzählt er — am 18. December 1789 in meiner Nervenkrankheit die Ohren mit den Fingern zuhielt, befand ich mich besser, weil ich nun das kränkliche Sausen für ein erkünsteltes hielt.«« — Wie der Hypochondrist aus allen Betrachtungen Gift saugt, so läßt sich aus diesen Balsam saugen.«

Feuchtersleben hat auch aus seinen Betrachtungen Balsam gesogen, und man darf annehmen, daß ihm keiner so sehr dazu verhalf, gesund zu bleiben, als sein vielgeliebter Goethe, der die Thätigkeit als das sicherste Heilmittel von der Hypochondrie bezeichnete. Thätigkeit um jeden Preis und von welcher Art immer — sie ist stets ein Segen für den Thätigen.

Ohne Hufeland's »Makrobiotik«, die in der »Glückseligkeitslehre« des berühmten Wiener Professors der Medicin Ph. C. Hartmann einen Nachfolger fand, wäre Feuchtersleben's »Diätetik der Seele« gewiß nicht geschrieben worden, und die Kenntniß Kant's und Goethe's haben den Autor gleichfalls bestimmt. In den »Tagebuchblättern« finden sich folgende Zeilen:

»Eine Kunst, das Leben zu verlängern? . . . Lehrt den, der es kennen gelernt hat, lieber die Kunst, es zu ertragen!«

Hier ist der Ausgangspunkt Feuchtersleben's erkennbar. Ist denn, fragte er sich, die Länge des Lebens ein so werthvolles Gut, daß man es mit allen Künsten der medicinischen Wissenschaften erstreben sollte? Von dieser Frage ging Feuchtersleben aus und seine zwiefache Eigenschaft als Arzt und Philosoph trat hier in Action, um die Frage zu beantworten. Hufeland's Lebensanschauung war von der seinigen so ver-

schieden, wie die des Philisters von der eines genialen Menschen. Hufeland hatte die Frage, ob es überhaupt wünschenswerth sei, lange zu leben, gar nicht in tieferem Sinne gefaßt; er ging von der Voraussetzung aus, daß alle Menschen ihr Leben so lange als möglich ausgedehnt sehen möchten; und daß nicht die Länge der Jahre, sondern der Reichthum von Handlungen das Menschenleben erst bedeutend und lebenswerth machen, kam Hufeland kaum in den Sinn. Darum läßt sich Feuchtersleben an der Stelle seiner »Diätetik«, wo er von der Bedeutung der Leidenschaften für das kräftige Leben spricht, die Fragen einwenden, in denen er das einzige Mal ironisch auf Hufeland reflectirt, da er einer directen Polemik aus dem Wege ging:

»,Aber', wendet Ihr mir ein, ,bewahrt ein leidenschaftsloses Leben nicht vor der Selbstaufreibung? erhält man nicht Insecten durch Jahre unter der Hülle ihrer Verpuppung? Pflanzen, im Keller versperrt, bleiben sie nicht länger am Leben, als die in der freien Atmosphäre, deren Säfte durch die mütterliche Wärme der Erde in steter Bewegung gehalten werden? Was sagst du vom Murmelthier, von in Steinen eingeschlossenen Kröten?' (die eben Hufeland in seiner Einleitung erwähnte). — Ich sage, daß ein langes Leben deshalb nicht ein gesundes ist, und daß Menschen keine Kröten sind.« . . .

Auf eine Analyse der »Diätetik der Seele« können wir uns hier, wo es uns nur um die Charakteristik des Freundes Grillparzer's zu thun ist, nicht weiter einlassen, so wenig als wir weiter verfolgen können, wie sich die Betrachtung der Hypochondrie bei Feuchtersleben noch in die fernsten Verzweigungen seiner Weltanschauung vertieft hat. Er selbst hat in einem Sprüchlein auf einem Dedicationsexemplar der »Diätetik« ihren Gehalt epigrammatisch zusammengefaßt:

Zwei kleine Verse schließen
Die ganze Lehre ein:
»Entsag' — um zu genießen,
Vergiß dich — um zu sein!«

Die »Diätetik« enthält einen Schatz unvergänglicher Lebensweisheit. Sie ist das Werk eines Dichters, der in die verborgensten Winkel des Menschenherzens hineinschaut, von einem großen und männlichen Lebensideal erfüllt ist, und eines Philosophen, der in der Analyse seelischer Zustände mit der schärfsten Klarheit vorzugehen gelernt hat. Wer diese »Diätetik« der Seele zu seinem Eigenthum gemacht und, wie der Verfasser wiederholt fordert, nicht nur sie zu lesen, sondern auch nach ihr zu handeln gelernt hat, der muß sich jene Harmonie seines inneren Wesens, jenes Gleichgewicht der Kräfte des Gemüthes schaffen, die das letzte Ziel der Seelendiätetik und die wahre, die richtig verstandene Glückseligkeit des Menschen auf Erden ist. Nicht mit Magenrecepten und anderen Vorschriften für das leibliche Wohl ist sie zu erreichen, sondern blos durch Thätigkeit, durch Arbeit, durch das selbstvergessene Hingeben des Einzelnen an die Gesammtheit. Die Vollendung der Menschen ist die That: das lehrt Feuchtersleben, der Schüler Goethe's und Freund Grillparzer's. Was den Erfolg der »Diätetik« ohne Zweifel mit begründet hat, ist der durchscheinende, ja oftmals durchbrechende, rein persönliche Antheil des Verfassers. Das Buch ist kein Lehrbuch, sondern ein Bekenntniß; Feuchtersleben hat es nicht blos für andere, sondern auch für sich selbst niedergeschrieben. Er hat seine eigensten inneren Erlebnisse darin verarbeitet. Darum wirkt sein Buch so warm, so hinreißend, jetzt nach sechzig Jahren, wie zur Zeit, da es geschrieben wurde. Es gehört in dieselbe Reihe der Bücher, wie Pascal's Pensées und Rousseau's Confessions, wie Larochefoucauld's Maximes, die niemals veralten. Es konnte nur von diesem einzigen Menschen geschrieben werden, der Leib- und Seelenforscher zugleich war, der als Arzt die hundertfache Erfahrung machte, daß die Krankheit seiner meisten Patienten nicht in den Knochen, Muskeln, Organen oder Nerven, sondern einzig und allein in ihrem schwachen Willen, im Mangel an Energie, in der langweiligen und abgeschmackten Hätschelei des eigenen

erbärmlichen Ich stecke, und der darum nicht müde wurde, dieses Ich, diese Energie, diesen Willen zur Selbsthilfe aufzurufen, durch alle moralischen Anreizungen zur Thätigkeit aufzustacheln. Das Buch ist aber auch ein Product seiner Zeit, insoferne, als es den nach Feuchtersleben's Tiefblick gewiß richtig herausgefundenen größten Mangel der Zeit tadelt: die Energielosigkeit, die allzu weit getriebene Gefühlsamkeit, den unfruchtbaren Weltschmerz und die Coquetterie mit ihm, die vielfach bei den Lyrikern jener Periode der deutschen Literatur zu Tage tritt. Weil der lyrische Weltschmerz die deutsche Poesie noch viele Jahrzehnte nach dem ersten Erscheinen der Diätetik (1838) beherrscht hat, blieb Feuchtersleben's Forderung noch lange zu Recht bestehen. Die deutsche Volksseele hat sich, wie man weiß, im Laufe des Jahrhunderts von der metaphysischen Speculation und vom lyrischen Schwelgen in Gefühlen ganz entschieden entfernt. Freiligrath rief: »Deutschland ist Hamlet«, und Gutzkow gab in seinen Romanen (zumal in den »Rittern vom Geiste«) die Losung aus: an die Arbeit. Die naturwissenschaftliche Forschung, die technischen Künste und Industrien nahmen einen gewaltigen Aufschwung, der Realismus zog in die Poesie und bildenden Künste ein und gelangte sogar bis in das entgegengesetzte Extrem des Naturalismus, so weit, daß wieder ein philosophischer Dichter aus Oesterreich, Robert Hamerling, seiner Gegenwart fünfzig Jahre nach der »Diätetik der Seele« den Mangel an Seele zum Vorwurf machte. Feuchtersleben lebte noch, als diese neue Zeit im Anzuge war, die er sehr wohl verstand. So sprach er am 20. April 1847 in der »Rede zum Restaurationsfeste und fünfzigjährigen Aufgebots-Jubiläum der Wiener Hochschule« bei der Schilderung der Zeit nach den Befreiungskriegen:

»Die materiellen Interessen, durch eine periodische Erhebung für eine Zeit lang unterdrückt, konnten nicht ermangeln, nach einer längeren Dauer des Friedens sich wieder geltend zu machen. Sie brachen sich desto gewaltsamer Bahn, je unbehutsamer man sie vergessen und verachtet hatte, und eine

arbeitvolle, nüchterne Gegenwart rächt nun den schönen Leichtsinn eines vergangenen Rausches. Die Zeit jener gläubigen Träume ist vorüber. Wir sind erwacht und sehen mit Bedauern, wie wenig wir durch Gebäude des Denkens und des Dichtens gewonnen haben. Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, enttäuscht durch die Illusionen der Vergangenheit, umgeben von tausend Erfindungen, Entdeckungen und mechanischen Behelfen der Gegenwart, hofft und will keine Zukunft, als die er sich durch die Macht seiner eigenen Industrie im großen und weiten Sinne des Wortes erstrebt und erwirbt. Zeit ist sein Capital, Kopf und Hände seine Mittel, reelle Ergebnisse seine Zinsen — und mit Unmuth und Widerwillen blickt er auf jene jugendlichen Stunden eines geistigen Luxus hin, die ihm ebensoviele baare Verluste in der Rechnungsbilanz seines Lebens scheinen. Er verklagt mit Bitterkeit vor dem Gerichte der Menschheit die Zeit, da man der heranreifenden Jugend Abstractionen statt nützlicher Kenntnisse und Anschauungen ins Leben mitgab; er ruft den alten Streit zwischen idealen und realen Studien wieder herauf, der, wie wir Alle wissen, jetzt sacheindringlicher gekämpft wird als je; er erklärt sich mit der Leidenschaft des Vortheils für die realistische Richtung, und wir sehen es wohl, er hat Gründe, lebhafte Gründe, er hat die Resultate bitterer Erfahrungen für sich. Daß nur der Genius der Geschichte nicht allzubald mit warnendem Finger ihn auf den kurz vorhergegangenen Umschwung verweisen müsse! Daß doch Eine Generation der Menschen nicht allzu schnell die Lehre vergäße, die ihr die vorige Generation hinterlassen hat! Ruhig steht der unbefangene Beobachter außerhalb, blickt auf die Wage der Nemesis und erkennt, wohin das Zünglein seiner Zeit schwankt; erkennt durch einen Blick auf die nach oben deutende Hand der Göttin, was seine Zeit bedarf. Denn nicht durch das, was ein Zeitalter wünscht, spricht sich ein wahres Bedürfniß aus, sondern durch das, was es — soll. Das unsere aber bedarf einer Erfrischung von der idealen Seite her — einer Verjüngung im Geiste

— nicht durch das Kinderspiel vergessener Träume, wohl aber durch die unüberwindliche Kraft des klaren, sittlichen Bewußtseins«.

So sprach Feuchtersleben vor fünfundvierzig Jahren, und uns muthet es an, als hätte er um eben soviele Jahre zu früh gesprochen. Jedenfalls aber beweist diese Stelle, daß er nichts weniger als ein »Vormärzler« war, sondern seiner Zeit weit voraneilte. Darauf muß insbesondere hingewiesen werden, weil Hebbel in seiner Biographie Feuchtersleben's diese Seite seiner Persönlichkeit nicht berührte und in der gewiß berechtigten Polemik gegen seine nicht immer stichhaltigen literarisch-ästhetischen Urtheile die Neigung hat, ihn auf das Niveau des Vormärzlers herabzudrücken, indeß uns Feuchtersleben jetzt — vierzig Jahre später — sehr oft so modern als nur möglich erscheint. Schon durch seine in den Naturwissenschaften wurzelnde Bildung, durch seine besondere Neigung — auf die Grillparzer hinweist — die Brücken zwischen Gehirn und Bewußtsein, Psychologie und Physiologie zu finden, ist er ein moderner Mensch, wie nur je einer. Und wenn er als Politiker unterging, so ist es nur durch die Ungunst der Zeit geschehen, in deren stürmischer Bewegtheit ein Mann von so ungewöhnlich reichem Seelenleben nicht zum Bootsmann taugte. An Thatkraft mangelte es ihm nicht, wie Ebeling bezeugte; hatte er sich doch selbst zur That erzogen; daß er keinen Beruf zum Politiker hatte, war eine Grenze seiner Natur, aber keine Schwäche seines Wesens. Dasselbe Herz, das sich empfindsam vor der politischen Oeffentlichkeit zurückzog, empfand auch tiefer als tausend andere, die sie aufsuchen. Er war dazu da, Einsichten zu verbreiten, nach denen die Menschen handeln sollten — das Handeln selbst mußte er Anderen überlassen.

Und nun begreift man auch, warum Grillparzer diesen Mann so innig lieben mußte, der so tief verwandt mit ihm und doch eine ganz selbstständige Persönlichkeit war. Der Gegensatz von Thun und Betrachten spielt ja in Grillparzer's

Geistesleben auch eine große Rolle. Unter der Schwermuth hatte auch er gelitten; er hatte sie nur zeitweilig im künstlerischen Schaffen überwinden können, er suchte ihr durch ein Sichvergraben in historische Studien zu entfliehen. An Feuchtersleben mußte er anerkennen, daß dieser mit der größten Macht der Selbstbeherrschung den Dämon der Hypochondrie überwand und in sich selbst ein Musterproduct jener Kallobiotik schuf, die er der Makrobiotik Hufelands entgegengestellt hatte.

Daß Feuchtersleben seinerseits an Grillparzer mit Verehrung, ja mit Begeisterung hing, beweisen viele Stellen in seinen Schriften, die wir zum Schluß hier noch anfügen wollen.

Im fünften Bande seiner sämmtlichen Werke steht eine Uebersicht über die »Moderne poetische Literatur«, die sich mehr mit allgemeinen Principien der Aesthetik, als mit den einzelnen Dichtern und Kunstwerken beschäftigt. Er polemisirt gegen das mißbrauchte Schlagwort der »Handlung«, deren das Drama bedarf, und weist nach, daß man unter Handlung nicht äußere Begebenheit verstehen dürfe, sondern einen Reichthum von inneren Vorgängen in den dargestellten Menschen. »Leben! Das verlangen wir vom Dramatiker«, solches Leben haben Raupach und seinesgleichen (auf die nur anonym hingedeutet wird) nicht geboten. Und nun fährt Feuchtersleben fort:

»Eine Oase in dieser Dramenwüste stehen Grillparzer's lebendige Schöpfungen da. Von der ‚Ahnfrau' bis zum ‚treuen Diener seines Herrn' — Alles wahr, bedeutend, erlebt. ‚Es sind nicht Griechen, die in der ‚Sappho' handeln' — wendet die gelehrtthuende Kritikasterei ein; gut! antwortet die lebendige Kritik: sind es nicht Griechen, so sind es Menschen. Man lese die empfundene Entwicklung der ‚Medea' (in den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, Jahrg. 1835, 77), und man wird mir eine weitere Analyse erlassen, sich des Großen, Aechten, Tiefen freuen, was auch unsere Zeit aus dem ewig

fruchtbaren Schooße des Lebens fördert, und mit dem Verfasser jener Abhandlung gerne einstimmen, wenn er sagt: Die geheimnißvolle Operation, wodurch das Wort zum Körper (zum vollständigen Ausdruck der Seele) wird, gehe im Reiche der Kunst seltener vor, als man denkt«. (S. 59.)

In einem dieser Abhandlung vorhergehenden, sehr schönen Aufsatze: »Die Kritik«, worin er als »erste Pflicht des Referenten Achtung: Achtung vor dem Verfasser, Achtung vor dem Publicum« bezeichnet, citirt Feuchtersleben einige Verse von Grillparzer im folgenden Zusammenhang (es kann gar nicht schaden, ihn hier zu wiederholen!):

»Ohne sie (die Achtung), wie soll er in Jenen (den Dichter) eingehen, wie soll er dieses (das Publicum) vertreten, daß es dem Autor nicht verächtlich werde? Wie soll das Publicum sich selbst respectiren lernen, wenn es nicht respectirt wird? Englische und französische Kritiker bekennen und befolgen diese edlen Maxime; warum gestatten nur wir Deutsche, daß Rezensenten uns für Narren halten? Daß der literarische Sansculottismus seine Fahne aufpflanze, und das Ehrwürdige, das Schöne beschmutze? daß soi-disants-Genies, die »Alles gleich weg haben«, die Frucht eines mühevollen, jahrelangen Reifens aufknacken, wie eine hohle Nuß? Warum müssen unsere Dichter mit Grillparzer klagen:

»War eine Wiese, wo ich Blumen pflückte,
— Die Rinderzucht d'rauf hingetrieben, frisch
Wo nur ihr Fußtritt in den Boden drückte,
Lag Schlamm und Gras in ekligem Gemisch:
Was nicht zu sagen, davon ging die Rede,
Was auszusprechen nicht, das sprach ihr Wort; u. s. w.«

Endlich sind im zweiten Bande der sämmtlichen Werke Feuchtersleben's, der seine nachgelassenen Gedichte enthält, mehrere größere und kleinere Strophen, die Grillparzer gelten. So darf man folgende Begleitverse: »Mit der Diät. d. S. an G.« auf unseren Dichter beziehen. Sie lauten:

Ruhe schafft nur die Erkenntniß,
Und im Willen liegt das Heil.
Kommen so sich durch Verständniß
Arzt und Leidender entgegen,
Findet Jeder seinen Theil:
Jener Dank und dieser Segen!

Nebenbei bemerkt, stimmen diese Verse sehr zu unserer Auffassung des Verhältnisses der Freunde.

Andere Begleitverse: »An G. (mit den Lebensblättern)« lauten:

Der Dichter schafft sich Wahrheit, baut sich Welten,
Wir Andern irren, weil wir suchend streben;
Wenn ich nur Halbes gebe, laß' es gelten:
Gelöste Theile sind's von meinem Leben.

Im Jahre 1844 brachte Feuchtersleben gelegentlich einen Toast für Grillparzer aus, der so recht bezeichnend für ihn ist, und da die Werke Feuchtersleben's selten geworden sind, so ist ein erneuerter Abdruck dieses Toastes wohl gerechtfertigt. Er lautet:

Da wir nun eben guter Dinge,
Und Eins im Rechten sind, erlaubt,
Daß ich denn auch mein Gläschen bringe!
Heut gilt's ein Lob, an das man glaubt;
Heut gilt's ein Lob nach meinem Herzen,
Und froh, den Fröhlichen vereint,
Bring' ich es, unter Lust und Scherzen,
Dem Einen, der's stets echt gemeint.

Dem Einen, der, bei allem Wechsel,
Treu blieb der eig'nen, großen Art,
Der, selbst bei uns'rem Reimgedrechsel,
Den Sinn für Poesie bewahrt;
Der keiner Einzelgilde zünftig,
Nicht klarer scheinen will als klar,
Vernünftiger nicht als vernünftig,
Und wahrer nicht — als eben wahr!

Ihm, dessen Kunstgebilde leben,
Dem sich das Wort zum Körper ballt,
Der, wo wir Andren schwatzend streben,
In's Dasein zaubert die Gestalt;
Der, hassend jede Übertreibung,
Das Maß erkennt und ehrt und übt, —
Doch wozu weiter die Beschreibung?
Dem Einen, den Ihr Alle liebt!

Ihm sei es herzlich angeklungen,
Ich weiß gewiß, er nimmt's nicht krumm:
»Sie haben mehr mich angesungen« —
So hör' ich ihn — »es sei denn d'rum!«
Spricht's und gedenkt beim Gold des Weines,
So oft der Tag ihm wiederkehrt —
(Recht oft, recht oft noch!) des Vereines,
Der, ehrend, heut' sich selber ehrt!

Nun aber hat dieses Gedicht noch eine »Nachschrift, als Grillparzer sich mündliche Vorträge verbat« und diese lautet:

Gewißheit war auch hier nur Schein,
Und es kam anders, als ich dachte;
Du willst nicht angesungen sein!

Auch gut! der Toast, den ich — nicht brachte,
Er ist darum nicht minder dein:
Die Wahrheit lag ja nicht im Wein!

Wien, 7. November 1892.

Aus dem Grillparzer-Archiv.

Tagebuchblätter.



Vorbericht.

Zur Selbstbiographie Grillparzers haben die ersten Herausgeber seiner Werke auch Beiträge aufgenommen, die aus dem damals nur flüchtig geordneten Nachlasse aufgelesen wurden. Diese lückenhaften Stellen hat August Sauer, soweit es die Umstände damals erlaubten, wesentlich ergänzt durch Einreihung der Reisetagebücher und Einschaltung mehrerer tagebuchartiger Notizen, die im ganzen Nachlasse, auf Blättern zerstreut, sich vorgefunden haben. Damit war aber der Vorrath an biographischen Aufzeichnungen noch nicht erschöpft; es sind deren noch viele aufgefunden worden, die wichtig und daher geeignet sind, den äußeren wie inneren Lebensgang des Dichters aufzuhellen. Außer einigen Heften, die auf ein wiederholtes Bestreben schließen lassen, ein fortlaufendes Tagebuch zu führen, sind noch zahlreiche Blätter vorhanden, auf denen unter Gedichten, Studien, Auszügen &c. auch biographische Notizen stehen, oftmals eilig hingeworfen, als wollte der Schreiber eines Gedankens los werden. Wir erfahren in diesen Tagebüchern auch die Ursachen ihres lückenhaften Charakters. Grillparzer reiht sich in dieser Hinsicht vielen seiner Wiener Zeitgenossen an, denen es ebenfalls nicht gelingen konnte, fortlaufend Rechenschaft zu geben über Alles, was anregend oder hemmend auf sie gewirkt. So hat auch Joseph Schreyvogel sein Tagebuch geführt: anfänglich mehr als eine moralische

Uebung, später nur dürftig und flüchtig, in streng gemessener Kürze, mehr verschweigend als mittheilend, wie Einer, der im rauhen Lebenskampfe die Waffen gestreckt hat.

Grillparzer ist zwar in bitteren Lebenstagen wiederholt daran gegangen, sein Tagebuch fortzusetzen, »um sich wenigstens à la hauteur des Gedankens zu erhalten«, aber ebenso oft hat er wieder abgebrochen, um nicht in die Gefahr der Selbsttäuschung zu gerathen. Er hat uns der Untersuchung enthoben, weshalb er in der Zeit des vollen Schaffens so sparsam mit seinen Aufzeichnungen gewesen, und warum er später in hypochondrische Grübeleien sich verloren. Man wird nicht ohne tiefe Empfindung den Dichter auf seinem Leidensweg geleiten, der ihn von einer düsteren Jugend in ein grämliches Alter geführt, in dem sich sein Urtheil über Zeit und Genossen zumeist nur in scharfen, beissenden Epigrammen zugespitzt hat.

Um vollen Eindruck zu gewinnen, müßten diese Tagebücher mit allen Eigenthümlichkeiten ihrer Form wiedergespiegelt werden, von der ersten Aufzeichnung an, die 1808 der siebzehnjährige Jurist geschrieben, bis zur letzten, die der gebrechliche Greis mit zitternder Hand eingetragen. Ein Jeder, der Einblick in den Nachlaß genommen, wird mir zugestehen, wie wesentlich diese Aeußerlichkeiten für die Beurtheilung der inneren Zustände Grillparzers sind. Leider konnten nicht alle Stellen nach des Dichters Handschrift gedruckt werden; ein großer Theil darunter stammt aus einer ungenauen Abschrift, die Freiherr v. Rizy anfertigen ließ, bevor das Original wahrscheinlich zu den Papieren gelegt wurde, deren Eröffnung erst 1920 geschehen soll. Anders läßt sich der Abgang dieser Handschriften nicht erklären. Da aber Freiherr v. Rizy diese Abschrift zur Benützung an Heinrich Laube übergeben hatte, der hievon auch, und zwar nicht immer discret, Gebrauch machte, so muß angenommen werden, daß Rizy aus den Geheimpapieren jene Stellen ausheben ließ, deren Veröffentlichung er als zulässig erkannte, indeß die Originale, vermuthlich noch mit anderen und zwar geheimen Aufzeichnungen vermengt, eingeschlossen wurden. Welch'

anderer Grund ließe es erklärlich scheinen, die Abschrift zur Benützung frei zu geben und das Original zu versiegeln!

Gleichwohl sind in der gegenwärtigen Veröffentlichung einige Abschnitte nicht abgedruckt worden, insofern ihr Inhalt sich auf Familienglieder noch lebender Personen bezieht. Dies sei erwähnt, um dem Vorwurfe willkürlicher Auslassungen zu begegnen.

Orthographie und Interpunction sind möglichst getreu wiedergegeben, die Datirung ist nach des Freiherrn v. Rizy Angabe erfolgt, die einige Male berichtigt werden mußte.

Die Tagebücher aus der Jugendzeit sind größentheils von Grillparzer selbst mit genauer Zeitangabe versehen worden; zweifellos fällt der Beginn in die zweite Hälfte des Jahres 1808, da gleich anfänglich (Nr. 7) der beiden Akte des Dramas »Robert von der Normandie« Erwähnung geschieht, das am 31. Mai 1808 begonnen wurde. Will man den Anfang noch näher bestimmen, so dürfte es richtig sein, ihn in die Zeit der Ferien zu setzen, da ziemlich früh (Nr. 15) der Monate gedacht wird, die während der Vacanzen voll Ueberdruß und langer Weile zugebracht wurden.

Ein Vergleich der vorliegenden Blätter mit den in Laube's »Lebensgeschichte Franz Grillparzer's« abgedruckten Tagebüchern wird ergeben, daß von den daselbst veröffentlichten Stellen nur wenige, weil nicht im vollen Zusammenhang mitgetheilt, in die gegenwärtige Ausgabe aufgenommen wurden, womit also mit Recht bemerkt werden kann, daß fast sämmtliche hier gesammelte Aufzeichnungen zum ersten Male zum Drucke gelangen. Damit ist aber beiweitem noch nicht das biographische Material aus Grillparzers Nachlaß erschöpft. Von den zahlreichen Bättern, die von den Studien und der Lecture des Dichters Zeugniß geben, sind nur wenige hier eingereiht worden; einen großen Theil davon hat bereits A. Sauer in die von ihm besorgte Gesammtausgabe aufgenommen. Man kann aus der aufgezeichneten Lecture so ziemlich auch den Einfluß feststellen, den diese auf die Abfassung der Tagebücher genommen: in der

Jugendzeit, wo ihm Lichtenberg ein Vorbild gewesen, und im Mannesalter, wo er sich in die Schriften Rousseaus vertieft hatte. Die Bemerkungen über das Traumleben gemahnen an Jean Paul und seine Lebensschicksale, die mit jenen Grillparzers vielfach verwandt sind, von der Jugend an bis in die Zeit, in der Welt und Menschen durch Bücher ersetzt wurden.

Im Zusammenhang mit der Selbstbiographie, den theils von Laube, theils von Sauer mitgetheilten Tagebuchblättern und den im ersten Jahrgange des Jahrbuches der Grillparzer-Gesellschaft veröffentlichten Briefen lassen uns auch die nachfolgenden Stellen tief einblicken in Grillparzers Seelenzustände und dürften daher von allen Verehrern des Dichters freudig begrüßt werden.

Wie reichhaltig im Einzelnen diese Beiträge zur Lebensgeschichte Franz Grillparzers sind, so bleibt doch der Forschung auch eine ernste, weitgreifende, schwierige Aufgabe. Und diese Aufgabe wird gelöst werden von einem Berufenen, der seit nahezu einem Jahrzehnt mit strengem Ernst, voller Hingebung und edler Begeisterung das Ziel anstrebt, dem Dichter ein würdiges literarisches Denkmal zu setzen.

Wien, im Januar 1893.

Carl Glossy.

1.

1808.

Ich zweifle sehr, ob ich Anlage zur dramatischen Poesie habe; der erste Act der Blanka von Kastilien [1]) überweist mich deutlich vom Gegentheil. Oder sollte ich vielleicht für diesen Zweig der Dichtkunst allzu jung sein?

* * *

2.

1808.

Auch für's Lustspiel habe ich wenig Anlage, wie ich glaube, ich habe zwar den Dialog so ziemlich in meiner Macht, auch wird er manchmal sogar etwas witzig, aber mir fehlt das Erfindungsvermögen. Auch ist das Festhalten der Karaktere eben nicht meine Sache. Ich bin zu flüchtig, um hierin zu exzelliren, doch glaube ich, daß »Die Schreibfeder« so übel nicht gelungen sei. [1])

* * *

3.

1808.

Ich bin unter einem unglücklichen Stern geboren; ich kann keinen Freund finden. — Es sagt irgendwo Jemand, ich weiß nicht wer, der, der ein für Freundschaft empfängliches Herz habe, werde leicht einen Freund finden; ich glaube dieß nicht.

Ich wenigstens bilde mir ein, daß mein Herz für die Gefühle der wärmsten innigsten Freundschaft geschaffen sei, und dennoch finde ich keinen wahren Freund. Ich glaubte einst einen in Mailler gefunden zu haben, aber unser Gefühl war weniger Neigung für uns selbst, als vielmehr Neigung zu einem und demselben wissenschaftlichen Zweig, für Poesie.[1]) Mailler konnte nie mein wahrer Freund sein; denn er war nie im Stande, mir seine Dichtereitelkeit aufzuopfern, was ich doch oft that. Mailler's Grundsätze harmoniren zu wenig mit meiner Denkungsart als daß wir Freunde sein könnten. Er fühlt selbst, daß ich mehr Anlage zur Poesie habe als er, und dieß erzeugt bei ihm Kälte, und diese seine Kälte macht auch mich kalt. Mailler war nie mein Freund und konnte es auch nicht sein. — Paumgarten's Prahlsucht und wirklich allzu mittelmäßiges Talent verdunkeln sein wirklich gutes Herz allzusehr. Er will herrschen in der Freundschaft, und dem Himmel sei es gedankt, über P. — fühle ich mich erhaben! Wenn Altmütter und Wohlgemuth meine Freunde sein sollten, so müßten sie gerade das nicht sein, was sie wirklich sind! Beinahe verzweifle ich, je einen wahren Freund zu finden.[2])

* * *

4.

1808.

Ich hatte neulich mit Wohlgemuth und Altmüller Streit über den Satz, den ich aufstellte: »Nur der Dichter kann den Dichter verstehen.« Ich bin innig überzeugt und werde es immer bleiben, daß der Satz wahr sei, daß nichts im Stande ist, mich davon abzubringen, obwohl alle meine Freunde sich verschworen zu haben scheinen, mir ihn streitig zu machen. Ich glaube, die Ursache des Nichtübereinstimmens liegt darin, daß sie unrichtige Begriffe mit den Worten »Dichter« und »verstehen« verbinden. Unter Dichter verstehe ich jeden Menschen, der eine genug lebhafte Einbildungskraft besitzt, um,

wenn er Anleitung gehabt hätte, ein Gedicht zu machen; dieser ist Dichter, und wenn er auch nicht eine Zeile in Prosa oder Versen geschrieben hätte. Und unter verstehen denke ich mir nicht das Errathen des Sinnes, sondern ich will damit sagen: das fühlen, was der Dichter fühlte, als er seine Dichtung schrieb. Ich glaube, jeder Mensch von Herz und Gefühl wird mich verstehen und mit mir einstimmen, obgleich ich mich zu schwach fühle, es mit Gründen zu beweisen. Aber ich fühle, was ich sagte.

* * *

5.

1808.

. . . Eifersucht schließt bei mir ganz den Gebrauch der Vernunft aus, und ich schäme mich, wenn ich zurückdenke an einige Beispiele, die mich wirklich zur Klasse der wilden Thiere herabsetzen. Ein eifriges Gespräch der Geliebten mit einem Fremden setzt mich in Wuth; ihr Lob aus einem fremden Munde macht mich den Lobenden hassen; wenn sie eines anderen Mannes mit einiger Wärme erwähnt, ist es um die Ruhe meiner Seele geschehen, ich weiß, was ich litt, als ich Theresen liebte; jene Zeit war zwar die süßeste, aber auch die qualvollste meines bisherigen Lebens. Jeder Blick eines Fremden erfüllte mich mit Wuth gegen den sie Anblickenden. Nie aber zeigte sich diese Leidenschaft bei mir fürchterlicher, verabscheuungswürdiger als wie einst K** Antoinetten küssen wollte. Ich vermag es nicht, meine Empfindungen damals zu beschreiben. Ich bebte und zitterte wie Einer, den das Fieber schüttelt, meine Zähne waren zusammengebißen, meine Hände geballt! — Ich wünschte sehr, ich könnte das Andenken jenes Tages aus meinem Gedächtnisse verwischen! — Ich bin überzeugt, daß ich eine Untreue der Geliebten blutig (obschon Muth nicht eben eine der hervorstechenden Eigenschaften meiner Seele ist) rächen würde. . . .[1]).

6.

1808.

Man wundert sich, wie so verschiedene Menschen, als Wohlgemuth und Altmütter sind, so enge Freundschaft schließen konnten. Ich wundere mich nicht. Denn einmal ist es noch eine große Frage, ob die Verbindung dieser Beiden Freundschaft genannt zu werden verdient! — Ich glaub' es nicht! Altmütter ist zu vielseitig, zu ränkevoll, zu sehr Egoist, als daß er je Jemands wahrer Freund sein könnte. Er besucht Wohlgemuth, weil er zu Hause Langweile und außer dem Hause fast keine Bekanntschaften hat, weil er Niemanden kennt, der so wie Wohlgemuth seine burlesken Einfälle, Inkonsequenzen, Paradoxen, Widersprüche, mit einem Worte seine Narrheit (er spricht wirklich sehr närrisch, ohne aber deswegen ein Narr zu sein) vertragen — aber nicht nur allein vertragen, sondern sogar anstaunen, bewundern und schafmäßig nachbeten würde. — Er erweist ihm kleine Gefälligkeiten, weil er wirklich von Natur gegen Jedermann gefällig ist, weil Wohlgemuth ein guter Mensch ist, und ihm wieder entgegen Gefälligkeiten erweist. — Er nennt ihn wohl auch zuweilen Freund; weil es überhaupt gewöhnlich ist, jeden, den man dreimal in seinem Leben besucht hat, seinen Freund zu nennen. — Was die Ursache dieser so wechselseitigen — Freundschaft, wenn man es schon so nennen will — ist, liegt am Tage. Altmütter ist ein sehr geschickter Mensch, der manche Kenntnisse hat und sich besonders gegen Schwachköpfe das Ansehen zu geben weiß, als hätte er noch einmal so viel. Sein Gehirn brütet nichts als Paradoxen; er findet ein Vergnügen darin, einer anderen Meinung zu sein, als es Andere sind (denn er glaubt dieß mehr interessant, obschon er nichts als widerlich ist), er prahlt mit chemischen Kenntnißen, obwohl er beiweitem nicht so viel besitzt, wie ich glaube, daß es nur der Mühe werth wäre, ihrer zu erwähnen, prahlt immer mit neuen Entdeckungen in jedem Reiche des Wissens und ist überhaupt ganz dazu gemacht, einem oberflächlichen Kopf zu imponiren. Glücklicher Weise ist,

trotz seines Sträubens, dieß nun Wohlgemuth gewiß, er verehrt daher Altmütter als einen Weisen, weil er mehr weiß, als er selbst, er bewundert Altmütter's Paradoxen, weil er weder Muth noch Scharfsinn genug hat, sie zu Boden zu werfen, kurz er huldigt in Allem Altmütter. —

Hier fällt mir eine Frage auf. Warum huldigt Wohlgemuth Altmütter mehr, als mir, da ich doch, von vielen Seiten betrachtet, mehr weiß, mehr verstehe als jener? Die Ursache ist leicht gefunden. Weil nämlich Altmütter, ohne etwas darüber gelesen zu haben, über Gegenstände schwadronirt, über die Wohlgemuth trotzdem, daß er ungeheure Werke unermüdet darüber gelesen hat, nichts, oder nur äußerst wenig zu stottern weiß. Altmütter kann durch keinen Einwurf in Verlegenheit gesetzt werden, verliert sich in Subtilitäten, wird dunkel und nie hat ihn sein Gegner überwunden, wenigstens hat er noch niemals über ihn triumphirt; alles dieß mangelt Wohlgemuthen; er sieht daher Altmütter für unendlich mehr an, als er ist, und halt das, was ihm in seinen Reden dunkel und nicht zu verstehen ist, weil es wirklich für Jedermann dunkel und nicht zu verstehen ist, weil es Unsinn ist — für Aussprüche der höchsten Weisheit — da hingegen das, was ich sage, er zu verstehen glaubt, obgleich er es nicht thut, da ich mich gewöhnlich auf das Gefühl berufe; und wo ist wohl ein Mensch, der sich überzeugen ließe, daß sein Gefühl falsch sei? Übrigens ist auch nicht meine Art, mit Worten zu prahlen, leeren Schall für Sinn auszugeben, ich will durchs Herz überzeugen, nicht betäuben, und das ist denn freilich hier am unrechten Ort.

Doch zurück von dieser Ausschweifung auf den alten Vorwurf. Nämlich warum Altmütter und Wohlgemuth Freunde sind, so glaube ich von Seite Wohlgemuths die Ursache darin gefunden zu haben, weil er stets einer Stütze bedarf, nicht allein fortschreiten kann. Er hat immer Einen neben sich nöthig, der ihn leitet, denn durch frühes Angewöhnen an die Machtsprüche fremder Autorität hat er die Selbstständigkeit des Willens und des Denkens verloren. An wen soll er sich nun anschließen?

An mich kann er es nicht, denn einmal harmoniren wir ein- für allemal zu wenig, im Gegentheil sind wir so disharmonirend als Feuer und Wasser, anderseits schämt sich wohl auch Wohlgemuth, sich von Jemandem, der um ein Jahr jünger als er, noch dazu um ein Jahr in seinen Studien hinter ihm ist, gängeln zu lassen, obschon er es in vielen Stücken dennoch thut. Auf wen soll er sich nun stützen? Etwa auf Kerschbaumer? Diesen verachtet er. An Kaufmann? Den habe ich ihm, Gott sei Dank, lächerlich zu machen gewußt und daher ist von der Seite nichts zu denken. Sonst kommt Niemand zu ihm, daher muß er sich wohl an Altmütter halten, um doch seine Herrschsucht einigermaßen befriedigen zu können.

* * *

7.

1808.

Ich habe gewiß Anlage zur dramatischen Poesie; die beiden Acte aus »Robert von der Normandie« sind, wie ich glaube, nicht sehr übel gelungen, obschon noch einige harte Stellen darin sind.[1])

* * *

8.

1808.

Ohne Zweifel ist die »Schreibfeder« das gelungenste meiner Gedichte. Zeichnung der Karakter, Haltung derselben, und vielleicht auch Sprache vereinigen sich, dasselbe zu einen nicht unangenehmen Ganzen zu machen. Ich werde es nie aufführen laßen, oder doch nur erst in einigen Jahren, wenn mir ein früheres größeres Werk schon einigermaßen Ruf erworben hat; denn es ist jetzt ja doch Mode, jedes Product der Muse bloß nach dem Namen des Autors zu beurtheilen, und dann fürchte ich auch, daß die Besetzung der Rolle des Peter Wiese vielen Schwierigkeiten unterworfen sein möchte.

* * *

9.

1808.

Ich weiß, ich bin beim ersten Anblicke nichts weniger als interessant; doch ich wünsche es auch nicht zu sein, wenigstens nicht so, wie man dieß Wort gewöhnlich nimmt. Man nennt gewöhnlich den Menschen interessant, deßen Witz und Vernunft eine solche Herrschaft über das Gefühl hat, oder der so viel Verstand und so wenig Gefühl hat, daß man in beiden Fällen das Dasein des Letzteren gar nicht bemerkt, er muß stets kalt bleiben wie Eis, über Alles, was Andere rührt, spotten, das verlachen, wobei Andere fühlen, daß sie Menschen sind, kurz er muß ein Mensch sein, der kein Mensch ist. Gott bewahre mich vor einem solchen Interesse . . . . . .

* * *

10.

1808.

Ich habe mich schon oft darüber geärgert, daß bei verschiedenen Personen, an verschiedenen Orten, in verschiedener Lage, mein Karakter immer verschieden scheint. Woher mag dieß kommen? — Ich wage es nicht, dieses Phänomen zu erklären? Meine Tante Therese [1]) und Wohlgemuth haben Beide dieß versucht und ich weiß nicht, wem ich glauben soll. Therese meint, es rühre daher, weil ich sehr viele Talente hätte, je nachdem nun die Objecte von außen auf mich einwirken, erwecken sie dieß oder jenes, in mir liegende Talent und daher käme diese Verschiedenheit — Wohlgemuth sagte: Meine glühende Phantasie mache mich geschickt, mich in jede Lage zu versetzen, ich stimmte mich daher leicht nach den mich umgebenden Objekten, und so wäre die Erscheinung erklärt. — Doch dieses Letztere ist offenbar falsch; denn nicht immer ist meine Stimmung harmonirend mit den äußeren Objecten und diese Verschiedenheit geht so weit, daß ich in einer sehr rauschend lustigen Gesellschaft gewöhnlich stumm, wenn Alles

witzig, abgespannt, wenn Alles ernsthaft, am fröhlichsten, muthwilligsten, witzigsten bin! — Sollten vielleicht beide Hypothesen zusammen genommen die Wahrheit geben?

* * *

11.

1808.

Es ist doch eine sonderbare Sache um das menschliche Herz. Ich liebte A** nie, oder wenn ich sie liebte, so waren es höchstens zwei Tage; sie ward mir mit jeder Stunde gleichgiltiger, und die Liebe erstarb mir wie eine erlöschende Lampe. Sie hatte mir öfter, ich ihr manchmal Bücher geliehen, und jedes, das ich von ihrer Hand erhielt, hatte den Duft eines Parfüms an sich, dessen sie sich zu bedienen pflegt. Nun sind es allbereits vier oder fünf Monate, daß wir einander ganz gleichgiltig sind, und nun erst schickt sie mir Schiller's »Don Carlos«, den ich ihr einst in jenen frohen Stunden geliehen. Kaum kommt mir der Duft des Buches entgegen, so kommt mein Herz in Bewegung, ich denke nur an sie, überall schwebt sie mir vor, und es hätte wahrlich in den ersten Momenten nur ihrer Anwesenheit bedurft, um meine Leidenschaft (zwar vermuthlich nicht auf längere Zeit), aber gewiß flammender, als je anzufachen. Jetzt, da ich dieß schreibe, ist zwar das Phantom schon halb und halb verschwunden, aber seltsam ist es doch, beim Himmel!

* * *

12.

1808.

Wohlgemuth las mir jüngst eine Schilderung meines Karakters aus seinem Tagebuche (wie er den Wisch nennt) vor. Es ist doch seltsam, was sich die Menschen für sonderbare Begriffe von mir machen! . . .[1])

* * *

13.

1808.

Wir werden heute bei Wohlgemuth's tanzen, beide Fräulein W ... l werden dort sein; mir gefällt keine von Beiden ausnehmend, und doch bin ich den ganzen Tag weit unruhiger, als in den Tagen meiner innigsten Liebe zu Theresen, wenn ich sie besuchen wollte. Woher mag das kommen?

* * *

14.

1808.

Antoinette heuratet; heuratet einen Mann, bei dem sie schwerlich glücklich sein wird. Ich bedauere sie, sie hätte ein beßeres Los verdient. Ihr künftiger Gemal scheint ein äußerst roher und ungebildeter Mensch zu sein; sie wird sehr viel von einer Schwiegermutter abhängen; doch sie kann sich kaum beklagen, sie kann selbst eine künftige Untreue ihres Mannes nicht ernstlich rügen. War sie treu während der Zeit, da er heftig in sie verliebt war? Gerade in der Zeit liebte sie mich, und sie würde mich vielleicht noch lieben, wenn nicht meine Unbeständigkeit das Band, das uns aneinander feßelte, zerrissen hätte. — Kurz nach der Trennung aller unserer beiderseitigen Verhältniße war sie ausnehmend gespannt, affektirt, übertrieben kalt, doch nun wird sie natürlicher. Vermuthlich kommt dieß daher, weil sie sich in den ersten Tagen vor mir schämte, da ich eigentlich gebrochen hatte; nun aber, da sie ihrer Vermählung entgegensieht, fühlt sie eine Art von Triumph. — Das arme Mädchen!

* * *

15.

1808.

Es ist doch in der That sonderbar, daß bei mir Alles anders ist als bei anderen Menschen! Soll ich diesen Zug als

ein Beleg meines Werthes oder Unwerthes ansehen? — Alle Dichter (wie ich wenigstens glaube) freuen sich der ungestörten Muße, um dichten zu können; wenn sie unbeschäftiget sind, entströmen gerade die feurigsten, schönsten Gedichte ihrer Feder. Bei mir ist dieß gerade umgekehrt! ich dichte nie weniger, nie unlieber, als wenn ich Muße habe. Ich schmiede nie gern Verse, aber dennoch am liebsten dann, wenn ich ganz mit anderen Dingen mich beschäftigen sollte. Wenn ich, umringt mit Folianten und Scharteken, dem nahenden Examen entgegen sehe, fühle ich mich am aufgelegtesten zur Poesie, da ich hingegen nun durch zwei Monate, die ich während der Vacanzen voll Überdruß und langer Weile zubrachte, mich nie entschließen konnte auch nur einen Vers zu schreiben.

* * *

16.

1808.

Werde ich je ein mehr als mittelmäßiger Dichter werden, oder nicht? Dieß ist eine Frage, an deren richtiger Beantwortung ich beinahe verzweifle. Für beide entgegengesetzte Behauptungen lassen sich wichtige Gründe anführen! Oft fühle ich innig, daß ich Dichter bin, oft zürne ich auf mich selbst, daß ich mich bei mir selbst eines Vorzugs freue, der doch wirklich nur in meinem Kopfe Realität haben kann. Es ist wahr, ich habe eine lebhafte, eine glühende Einbildungskraft, viele glückliche, viele traurige Stunden meines Lebens, die Zerrüttung meiner körperlichen Gesundheit, und meine näheren Bekannten bezeugen dieß, ich habe heftige Leidenschaften, was zwar mit dem Vorigen alles eins ist, und gewiß das muß ein Mensch besitzen, der nur einigermaßen Anspruch auf den Namen eines Dichters machen will. Aber qualifiziren sie auch allein zu einem Poeten, sind nicht andere Eigenschaften, die ich weder kenne, noch besitze, nothwendig, um sich in die Zahl der Priester der Muse zu stellen? Gehört hiezu auch vielleicht der

furor poeticus, der Alles an einem Dichter, und den ich, wenn ich anders ehrlich reden will, — nicht habe. Andere Dichter macht das Dichten warm, mich macht es kalt. Das Haschen nach Worten, Silben, Reimen ermüdet mich, und das Feuer meiner Phantasie muß den höchsten Gipfel erstiegen haben, wenn ich im Stande sein soll, ein Gedicht an einem Tage zu vollenden, wie ich es mit der Ballade: »Das Grab im Walde« that. Damals, erinnere ich mich, waren meine Gefühle bis zum Ende in Bewegung, die Verse und Reime flossen leicht aus meiner Feder, so wie dieß auch bei dem Gedichte »Der wahre Glaube« der Fall war, und beim »Mädchen im Frühling«.[1])

Alle übrigen, auch noch so kleinen Gedichte flickte ich mühsam und stückweise zusammen, und ich kann mit Recht sagen, daß ich sie im Schweiße meines Angesichtes »gearbeitet« habe. — Ich will aufhören, denn meine Eitelkeit regt sich!

* * *

17.

1808.

Madame Roose ist todt und mit ihr meine schönsten Hoffnungen![1]) — Blanka von Kastilien kann nie aufgeführt werden, auch Robert nicht, und was weiß ich, was Alles! Es ist sehr traurig! Ich habe nie gerne an dem ersten gearbeitet, nun wird es mir aber vollends zur Last.

* * *

18.

1808.

Neulich hatte ich Gelegenheit, einen (wie ich glaube) karakteristischen Zug zu entdecken. Ich ging eines Abends nach Hause. Plötzlich höre ich ein Geschrei, ich eile hinzu und

sehe einen Haufen Pöbel, der einen Menschen umringt, von dessen Kopf das Blut stromweise fließt und der im gebrochenen Deutsch mörderlich flucht. Es war ein Franzose. Ich frage, was es gebe. Sogleich wendet sich der arme Teufel zu mir und erzählt mir den Hergang der Sache. Er sei im Weinhause in Händel gerathen und als er sich entfernen wollte, sei sein Widersacher ihm gefolgt und habe ihm einige Hiebe mit dem Stocke versetzt. Er überraschte mich mit seinem ersten Streiche, sprach der Franzose, ich wendete mich um, sehe ihn den zweiten Streich führen, und schnell ergreife ich ein naheliegendes Stück Holz, um den Hieb auszupariren. Erlauben Sie doch, sprach er, indem er meinen Stock nahm, er schlug so — ich parirte aber sogleich so — er ergriff hier den Stock und zeigte mir die Fechtstellung, die er dabei gebraucht hatte, zeigte sie mir troß seiner ziemlich tiefen Kopfwunde, troß des Blutes, das ihm aus Mund und Nase rann, damit ich ja nicht glauben möchte — er sei ein Idiot in der edlen Fechtkunst. — Der Franzose kann sich wohl nicht leicht deutlicher malen als in diesem Zuge.

* * *

19.

1809.

Ich habe mich oft sehr unzweideutig und, wie ich selbst gestehen muß, sehr arrogant über mein Talent zur dramatischen Dichtkunst erklärt, und dennoch ist es gewiß, daß ich nicht vollkommen, wenigstens nicht zu allen Zeiten, über dieses mein Talent im Reinen bin. Ist es ein Fehler jedes wahren dramatischen Dichters überhaupt, oder nur der meinige (und habe ich ihn vielleicht nur darum, weil ich wirklich keiner bin), ist es bloß mein Fehler, sage ich, daß alle Scenen, in denen keine heftige Leidenschaft herrscht, matt und unbeholfen sind, da hingegen die übrigen vielleicht zu feurig, zu heftig gerathen? Ist dieser Zug der Stempel des großen Genies, oder des

gänzlichen Mangels an Talent, oder vielleicht nur eine Folge meiner Jugend und Flüchtigkeit. Ich muß bekennen, ich weiß es nicht. In Gottes Namen, die Zeit wird lehren, wofür ich es halten soll. —

* * *

20.

1809.

Die große Nation. So hör' ich Groß und Klein schreien. Groß? Lächerlich! — Ich möchte doch in der That wissen, wodurch die Franzosen dies prangende Beiwort verdient haben! Ich kenne keine Nation, die mir so verächtlich wäre, als gerade diese gepriesenen Franzosen! Was wissen, können, thun sie denn, was diesen Beinamen verdiente! was ihnen einen so unendlichen Vorzug vor uns mißhandelten, von unseren eigenen Landsleuten mißhandelten Deutschen, gäbe! — Sie haben Karakter, hör' ich Tausende schreien. Karakter? Man sehe doch! Ich wäre in der That sehr begierig zu wissen, was denn diese Leute unter Karakter verstehen. Das Karakteristische der Franzosen besteht eben darin, daß sie ganz und gar keinen Karakter haben — Sie krochen einst vor ihren gekrönten Tyrannen! -- Also liegt Sclavensinn in ihnen? — Nichtsdestoweniger, denn nach einigen Jahrzehnten ermordeten sie den Enkel Derjenigen, die sie einst anbeteten, traten den Tempel des Despotismus, zu dem sie einst selbst im Schweiße ihres Angesichtes die Steine herzugeschleppt hatten, in den Staub und waren frei! — Also Streben nach Freiheit, Unabhängigkeit? — Nicht doch! Einige Jahre waren in zügelloser Ungebundenheit verstrichen, da trat ein Mann aus ihrer Mitte auf und schmetterte das Gebäu ihrer Träume zu Boden, warf ihrem duldenden Nacken ein schwereres Joch auf als das war, das sie einst unter Würgen und Morden als unleidlich vom Halse geschüttelt hatten, und der nämliche Franke, der unter einem schmetternden »Ça ira« Verderben und Tod allen

Tyrannen geschworen hat, wird der schändlichste Tyrannenknecht, leckt den Staub von den Füßen seines Henkers und schleppt sein ephemeres Dasein in weitentfernte Gegenden über Flüße und Meere, um für die ehrgeizigen Pläne seines Beherrschers zu verbluten! — Und diese Nation nennen wir die große? Aber ihre Tapferkeit! — Der tapfere Kämpfer ist noch kein großer Mann, eine kriegerische Horde noch keine große Nation und dann, wer kann es wohl, ohne die Namen aller großen Helden, die jemals für die Ehre ihres Vaterlandes kämpften, zu besudeln, wagen, diesen Abschaum von sbirrischem Gesindel tapfer zu nennen! Die Trophäen der gerühmten französischen Tapferkeit, geht hin und sucht sie auf den Fluren Spaniens, in den Thälern von Roncevaux, auf den Wällen von Zaragosa. Ihr Schwindelgeist, der sie für alle Eindrücke empfänglich macht, knechtischer Gehorsam, Furcht vor dem Henker ihres Despoten trieb sie in die feindlichen Bajonnete, ihres Führers Genie, der Zufall ... errang ihnen leichte Siege, Uneinigkeit unter den Bewohnern eines Landes, Neid und Mißgunst zwischen den Fürsten eroberte ihnen Provinzen, nicht ihre Tapferkeit. Laßt einen Mann aufstehen, ausgerüstet mit Geist und Kraft, laßt einmal weichen von ihnen der Schlachten zweifelhaftes Glück, sie nur ein einziges Mal erliegen unter den Streichen eines genievollen Mannes, und diese gepriesenen Helden werden mit flüchtigen Sohlen die Winkel aufsuchen, denen die Ruhmgier eines Einzigen sie entriß. — Groß! ja doch groß![1])

* * *

21.

1809.

Den 1. Juli träumte mir, ich sei im Theater und meine Blanka werde ausgepfiffen. Ich hörte nur den ersten Act, und unmöglich kann ich das Gefühl beschreiben, das mich beim ersten Pfiff ergriff. Ich wachte darüber auf, und

stellte nun halbwachend Betrachtungen an, indem ich mich damit tröstete, es könne nicht mein Stück gewesen sein, da ich es noch unvollendet im Schranke liegen habe.

* * *

22.

1809.

Man kann sich nichts Sonderbareres denken als den Gang, den meine Ideen über Gott und Religion von meiner frühesten Kindheit bis in mein reiferes Alter nahmen. Von Eltern entsproßen, die, wenn sie auch eben nicht streng religiös dachten, doch wenigstens der Welt und ihrer Kinder willen religiös handelten, unter Personen erzogen, die mit ängstlicher Genauigkeit Alles erfüllten, was nur immer die geistliche Etiquette ihren Verehrern vorschreiben kann, war es nicht anders möglich, als daß eine innige Ehrfurcht vor Gott und seinen Stellvertretern auf Erden in meiner jungen Seele Wurzel faßte. Häufige Krankheiten, die in meiner frühesten Kindheit, in den ersten Tagen meines Seins meinen Körper zerrütteten, drückten das fortreißende Feuer der Jugend, welches jene Jahre zu begleiten pflegt, darnieder, frühe Beschäftigung mit Büchern und daraus entstandene Altklugheit, ein eigenes Gefühl, das mir sagte: ich könne und wisse mehr als andere Knaben meines Alters, immerwährende Beschreibung von dem Glücke, das einen Geistlichen erwartet, die Vorstellung der Ehrfurcht, mit der man damals beinahe noch allgemein die Diener Gottes behandelte, oftmaliges Besuchen der Kirchen an der Hand meiner Wärterin, der Pomp, die Feierlichkeit, die in denselben herrschten, kurz Alles bestimmte mich, den Stand des Priesters zu meiner künftigen Bestimmung zu wählen. Noch erinnere ich mich des Vergnügens, das ich fühlte, wenn ich an einem Altar von Pappe Messe las, während mein jüngerer Bruder als Küster unabläßig mit der Glocke schellte, wenn ich dann den versammelten Hausgenossen die Communion reichte, oder wohl gar

aus meines Vaters Sorgenstuhl herab mit lärmendem Pathos predigte, so daß unserer alten Dienstmagd die Thränen in die Augen traten und sie versicherte, daß sie mich schon im Geiste als Säule der Kirche erblicke. Bisher trieb ich alles dies blos aus Nachahmungssucht, und diese meine geistliche Gesinnung hielt mich gar nicht ab, mit meinem Bruder auf gut ritterlich mit Schild und Schwert zu kämpfen, oder wohl gar, wenn er etwas im Dienste der Messe versah oder mich während der feierlichen Handlung störte, den Kelch und das Scapulier in einen Winkel zu werfen und mich mit ihm tüchtig herumzubalgen. Jetzt ereignet sich eine wichtige Veränderung. *Ich bekam die Legende der Heiligen zu lesen.* Nun war es um das Messelesen. Einsiedler und Teufel, Marter und Tod in seltsamem Gemisch durchkreuzten sich in meiner Seele. Nun erst ward der Gedanke fest in mir, Geistlicher, und zwar Mönch zu werden. Ich träumte schon von künftigen geistlichen Heldenthaten. Ich reiste in ferne Welttheile, predigte, bekehrte zu Tausende, ward gefangen, gemartert, auf Rosten gebraten, in glühende Öfen gesteckt, getödtet, und endlich sichtbarlich in den Himmel erhoben. Doch nie spielte ich einen solchen Roman, ohne dabei zugleich auch kriegerische Heldenthaten auszuüben. Eh' man mich fing, schlug ich wacker mit dem Schwerte drein, und erst nachdem ich die Heiden zu Tausenden getödtet, konnte man mich fangen. Ich fühlte einen heftigen Widerwillen gegen alle Jene, die sich so gutwillig ohne zu mucksen hinrichten ließen, wohl gar noch für ihre Feinde beteten, was ich innig fühlte, daß es mir nicht möglich wäre, im Gegentheil schloß sich jede geistliche Ritterfahrt mit einer verheerenden Pest, mit Sturm, Hagel, Feuer, welches meine Mörder verzehrte und meinen Tod rächte. Ich las die Bibel fleißig und merkte so wenig als meine Eltern, daß ich nur die Geschichtsbücher las, die Psalmen und alles Übrige aber ungelesen ließ. Mich empörten viele Thaten von Männern und Frauen, welche dort so sehr gepriesen werden, sie beleidigten mein sittliches Gefühl und ich machte mir selbst Vorwürfe, daß es so war, da ich es für

ein Verbrechen hielt, diese Männer zu tadeln. Salomon war mir gleichgiltig, Jonathan, Gideon entzückten mich, vor allem Andern waren aber die Makkabäer meine Helden. Diese schlugen doch drein, wenn's Noth that, und gaben sich nicht so schafsmäßig ihren Henkern preis, wie meine Märtyrer aus der Legende. Dieß alles fühlte ich, ohne mir desselben deutlich bewußt zu sein. Da saß ich Abends in einem finstern Winkel stundenlang und spielte Tragödien, und jede endigte damit, daß ich als Judas Makkabäus aufsprang und mit einem Peitschenstiele unter den Mohren und Heiden eine schreckliche Niederlage anrichtete. Während dieser Zeit besuchte ich fleißig die Kirche und ging zur Beichte, doch mit geheimem Widerwillen, ich konnte die Langweile nicht bezähmen, ich peinigte mich selbst mit Vorwürfen, daß ich durch diese Unlust, die Kirche zu besuchen, grob sündigte, zwang mich manchmal 2 Stunden darin zu bleiben, aber umsonst, es wurde mir immer lästiger, ich fühlte keine Andacht, und doch blieb mein Entschluß, Geistlicher zu werden, fest und unveränderlich. Um diese Zeit fing ich an das Gymnasium zu besuchen.[1]) Ich trieb mit meinen Schulgenossen die wildesten Spiele. Das Eislaufen, Balgen, Städtebelagern, Schlachtenliefern, waren in ihrer Gesellschaft meine Lieblingsunterhaltung, doch sobald ich allein zu Hause saß, kehrte ich wieder zu meinen religiösen Spielen zurück, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt stürmischer als je ausfielen. Auf dem Annäischen Gymnasium war es vorgeschrieben 6mal des Jahres zur Beichte zu gehen, und zum Beweise der Erfüllung dieser Vorschrift mußten wir zu den bestimmten Zeiten Beichtzettel aufweisen. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich alle nur möglichen Wege einschlug mir solche Zeugniße zu verschaffen, und ich hatte mein einst so zartes Gewissen schon bis auf den Punkt eingeschläfert, daß ich mir hierüber gar keinen Vorwurf machte. Ich fing an Romane zu lesen, oder vielmehr sie einigermaßen zu verstehen (denn gelesen oder vielmehr verschlungen hatte ich sie schon seit meinem 5. oder 6. Jahre) und eine neue Welt öffnete sich meinem Blicke. Ritter und Dirnen, Turniere und Schlachten

im buntesten Gemisch erhöhten meine Einbildungskraft und beschäftigten jeden meiner Gedanken. Ich focht, ritt und turnirte, spielte Liebeshändel, befreite Fräuleins aus den Händen der Mohren und Riesen, verliebte mich sogar einigemale recht ernsthaft, und sonderbar, gab doch meinen geistlichen Ideen deßwegen nicht den Abschied. Ich bin überzeugt, daß diese Verträglichkeit so entgegengesetzter Bilder nothwendiger Weise von der Natur der letzteren zeugen muß. Aber trotz Allem hing ich noch immer fest an den eingewurzelten Begriffen, und kein Zweifel kam mir in den Sinn.

Endlich geschah ein Schlag, welcher mich auf einmal aus allen meinen Phantasien gewaltsam herauswarf. — Einst bewirthete man bei uns mehrere gute Freunde. Der Raum an der einen Tafel war zu klein, daher setzte sich mein Vater mit einigen ausgewählten Bekannten in ein anderes Zimmer an meinen eigenen Tisch. Man aß und trank und war guter Dinge. Gegen das Ende des Mahls hob mein Vater sein Glas empor und rief: »Wir wollen uns freuen, so lange wir noch leben; wer weiß, ob wir in einer anderen Welt so fröhlich sein werden!« Einer seiner Freunde, den die Übrigen als einen Mann von Geist schätzten, und der gewöhnlich Streite durch seine Autorität zu entscheiden pflegte, versetzte: »Wer weiß, ob es überhaupt nach diesem Leben noch eines gibt!« Alle schwiegen und sahen vor sich hin. Man bemerkte mich und suchte durch andere Gespräche den Eindruck, den die vorigen Reden etwa auf mich gemacht haben könnten, zu tilgen, aber die wichtigen Worte waren wie ein Blitzstrahl in meine Seele gefallen. Ich verließ den Tisch, setzte mich in eine Ecke und überließ mich ganz den neuen Ideen, welche mit reißender Gewalt meine Seele durchströmten. Ich fühlte mich leicht, alle Fesseln, deren Druck ich oft recht fühlte, waren gefallen, ich fühlte ein Licht in mir, das ich schon vorher dunkel geahndet hatte. Von dieser Zeit an rechne ich die traurigsten Tage meines Lebens. Veraltete Vorurtheile im Kampfe mit schimmernden Vorstellungen, lange Gewohnheit streitend mit dem wohl-

thuenden Stolz des Erhabenseins über Volksmeinungen, Ringen nach Gewißheit verbunden mit Unfähigkeit, Gründe richtig abzuwägen, eine stürmische Phantasie bis zum Wahnsinn glühend, Aufblitzen des dichterischen Talentes von unnützen Grübeleien niedergedrückt, Alles dieß vereinigte sich meinen ohnehin schwachen Körper ganz zu zerrütten, meine Gesundheit zu untergraben und den Grund zu allen meinen häufigen Krankheiten zu legen, die durch lange Jahre meinen Körper zerrütteten. Dieses Schwanken dauerte bis zu der Zeit, als ich die Classe der Poetik besuchte, nun erst fand mein Feuer einen Ausweg, ich verlegte mich mit Leidenschaft auf die Dichtkunst und zugleich warf ich alle jene Lasten, die mich bisher gemartert, gewaltsam von mir, und die Folge hievon war gänzlicher Unglaube, Unbekümmertheit um Alles, was Religion hieß, ich besuchte keine Kirche mehr, ging nicht mehr zur Beichte, ohne mir deswegen Vorwürfe zu machen, aber auch ohne mich deßen zu rühmen und es bedurfte mehrerer Jahre, bis endlich meine religiösen Begriffe jene Modification erhielten, die sie jetzt haben und mit denen ich auch zu sterben hoffe.

* * *

23.

1809.

Es hat nicht bald etwas einen so schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht als Lichtenberg's Beschreibung von Sterne's Charakter in dessen vermischten Schriften. Seine empfindsame Reise war meine Lieblingslectüre, ich habe sie wenigstens 20 Mal ganz und in Stücke gelesen und jedesmal mit so tiefer Empfindung, daß ich nicht anders als mit innigem Schmerz an seinen Verlust denken kann. — Dieser Mann, der so schreibt, sollte nicht fühlen, sollte ein niederer, kriechender Schmeichler sein? In der That! Nur ein Mann, den ich so sehr verehre als Lichtenberg, konnte mich dieß glauben machen.[1])

* * *

24.

1809.

Meine Nachahmungssucht übersteigt allen Glauben. Alle meine Ideen formen sich nach jüngst Gelesenem. Ich fürchte, ein neuer Beweis, daß ich nicht leicht jemals exzelliren werde.

* * *

25.

1809.

Es ist für mich ein eigener Genuß, Abends beim Spazierengehen die Wolken zu betrachten. Meine Phantasie leiht ihnen die sonderbarsten Gestalten, und sind sie gar zu nichts beziehend, so stelle ich mir zum wenigsten vor, der blaue Himmel sei der Ozean, und die hin und wieder zerstreuten Wolkenmassen Inseln. Dahin baue ich mir Hütten, wohne dort mit meinem Mädchen — und so dann weiter.

* * *

26.

1809.

Ich besitze nicht im geringsten die Gabe, im Zeichnen Ähnlichkeiten aufzufaßen. Jeder Versuch, ein Portrait zu kopiren, mißräth. Ob dieß nicht überhaupt ein Beweis ist, daß ich keine Anlagen zum Zeichnen habe?

* * *

27.

1809.

Den 10. November Abends um 4¼ Uhr starb mein Vater.

* * *

28.

1809.

Es wandelt mich immer ein Lachen an, wenn ich das Wort Philosophie höre. Es kann wohl nicht leicht etwas Arroganteres geben, als wenn wir in dem Zustande, in dem sich unser Wissen gegenwärtig befindet, von dieser Wissenschaft reden, die sich so weit erstreckt als das Universum und deren erste Elemente vielleicht erst künftigen Jahrhunderten, wenn anders der menschliche Geist fortschreitet, und nicht — wie es fast scheinen möchte — immer mehr zurücksinkt, deren Anfangsgründe, sage ich, vielleicht erst künftigen Jahrhunderten aufbewahrt sind. Wir haben keine Philosophie, das, was wir unter diesem Namen von platten Marktschreiern lobpreisen hören, ist nichts als ein schimärisches, zusammengestoppeltes, unhaltbares, erbärmliches Zeug, das der menschliche Geist um den inneren Trieb, der ihn zur Universalität des Wissens unaufhalbar hintreibt, in Ermanglung etwas Besseren damit, wenn auch nicht zu befriedigen, doch wenigstens zu beschwichtigen, [ ] ohngefähr, wie ich als Knabe, da ich einen neuen Bücherschrank bekam und keine Bücher besaß, die Fächer mit alten Skarteken anpfropfte, um das Ding doch nicht leer stehen zu lassen. Unsere Philosophie fängt mit Hypothesen an, wird auf Hypothesen fortgebaut, und das Resultat ist wie natürlich ebenfalls Hypothese. Die Fragen, woran uns eben etwas liegt: Gibt es eine Gottheit? Sind wir frei, unsterblich? Ist Wahrheit in unserem Erkennen? u. s. w., werden immer unentschieden gelassen, indeß der Haufe Systeme schmiedender Charlatane sich mit scholastischer Pedanterie, neuen barbarischen Terminologien mystischer Undeutlichkeit und mit nicht nur unphilosophischer, sondern sogar inhumaner Brutalität gegeneinander unterhält. Worin mag wohl der Grund von dem liegen? Gewiß, der Hauptgrund in der gänzlichen Vernachlässigung der Psychologie. Ohne diese Wissenschaft wird es Jedem unmöglich bleiben in dem Gebiete der Philosophie bedeutende Fortschritte zu machen; wie will ich das Übermenschliche kennen, das überhaupt nur durch analogische

Schlüße von dem Menschlichen aus erkannt werden kann, wenn mir der Mensch selbst ein Räthsel ist. In der Psychologie sind wir aber so vollkommen unwissend, daß unter 1000 Erfahrungen, die ein schlichter Mensch an sich in einem Tage macht, gewiß 900 unerklärt bleiben, wenn er auch zu dem Ende alle sogenannten Philosophen Deutschlands (des jetzigen Restes dieser Mißgeburt) zusammenrufen würde. Woher mag wohl diese gänzliche Vernachlässigung der Psychologie rühren? möchte man fragen. Daher, mein Freund, weil, um in diesem Zweige des Wissens Fortschritte zu machen, ein Mann im eigentlichsten Verstande des Wortes gehört, in den übrigen Theilen der Philosophie aber jeder Bube, der allenfalls genug Phantasie hat, ein altes System durch eigenen Aberwitz zu entstellen, pfuschen kann, wie es denn auch geschieht. Tiefer Beobachtungsgeist, eindringender Scharfsinn, anhaltendes Studium der körperlichen und geistigen Natur gehören dazu, einen vollkommenen Psychologen zu bilden, da hingegen ein Philosoph in der heutigen Bedeutung des Wortes nichts braucht, als ein paar seiner wahnsinnigen Vorgänger durchblättert und ein paar Dichter gelesen zu haben, um in diesem Fache ein Werk zu schreiben, das, wenn er nicht ganz mit Dummheit geschlagen ist, gewiß nicht das allerelendeste unter diesen Sudeleien ist. O Lichtenberg, Lichtenberg, warum wurdest Du Deinem Vaterlande so früh entrißen!

* * *

29.

1809—1810.

Es ist ein eigenes, herzerhebendes, stolzes Gefühl, welches mich ergreift, wenn ich eine von mir (versteht sich mit eigener Arbeit) beschriebene Seite vor dem Umblättern mit Sand bestreue. Ich bin so geizig auf diese Lust, daß ich das Blatt bestreue, wenn es auch wirklich schon durch die Luft getrocknet wäre.

* * *

30.

1809—1810.

Ich glaube bemerkt zu haben, daß verheirathete Weiber viel geiziger und schwerer zu wohlthätigen Handlungen zu bewegen, auch wohl gegen Arme härter sind, als Männer.

* * *

31.

1810 den 16. Juni, Abends um 11 Uhr.

Ich kam heute zu Altmütter und besah, da er eben nicht zu Hause war, seine Bücher und Schriften. Als ich letztere durchsuchte, fand ich in einem Hefte seines Tagebuches einige Briefe von ihm an Karl N. (seinen eigentlichen Namen weiß ich nicht) und einige Bemerkungen über sein Verhältniß mit diesem Letzteren. Ich habe wohl nie die Stärke meiner Freundschaft für A. so sehr gefühlt als in diesem Augenblick, aber zugleich trat meine leidige Eitelkeit, die ich schon so oft verfluchte, in's Spiel. Die Rede war von mir. Ich las mit Begierde fort und hoffte immer auf einen Ausdruck zu stoßen, der mir zur Ehre gereichte, aber leider hatte ich mich verrechnet, ich fand nichts, was sich zu meinem Lobe hätte auslegen laßen, und nun war mein Stolz in Aufruhr, aber noch weit schmerzlicher war die Empfindung, zu lesen, wie A. behauptet, er hätte sich bisher noch immer in der Freundschaft betrogen! Ich erinnere mich kaum einer Sache, die einen so heftigen Eindruck auf mich gemacht hätte! Gekränkte Eigenliebe, Scham und Eifersucht versetzten mich in eine Stimmung, die durch den Eintritt Altmütter's, der eben jetzt nach Hause kam, nur noch vermehrt wurde. Ich war unentschlossen, was ich thun sollte, doch ich konnte nicht an mich halten. Ich machte ihm Vorwürfe über seine Falschheit, und statt der weiteren mündlichen Erklärung, denn, bei Gott, es wäre mir unmöglich gewesen weiter mich über den Grund meines Zornes zu äußern, warf

ich ihm sein Heft auf den Tisch. Es läßt sich nicht rechtfertigen, ihn Du, seinen lieben Karl zu nennen! Er sagte mir sehr oft, er sei auf Maillern eifersüchtig, was er doch nie Ursache hatte und nun! Der Gedanke, dem jungen Menschen nachgesetzt zu werden, ist mir von jeder Seite unerträglich!

Ich fange seit einiger Zeit an zu bemerken, daß die Heftigkeit meines Gefühls beträchtlich nachläßt, eine Sache, von der ich mich sehr ungern überzeuge und deren Wahrheit mir doch unwiderleglich einleuchtet. Wie eines Traumes erinnere ich mich nur noch der Zeit, wo ich in mondhellen Nächten die ganze Welt vergessen und mich zu einer Stufe der Schwärmerei erheben konnte, bei deren Anblick ich nun beinahe schwindle. Ich bin nicht mehr im Stande, ein nur mittelmäßiges Gedicht zu machen, und wenn bei der Dichtung Blanka's mir immer eine Fülle von Gedanken zuströmte, so weiß ich nun, da ich mir doch einen Stoff gewählt habe, an dem einst meine ganze Seele hing, nicht was ich schreiben soll, und das alltäglichst platteste Geschwätz, das ein gewisses, gesuchtes, geschraubtes Wesen noch unerträglicher macht, läßt mich beinahe das Versiegen meiner poetischen Ader befürchten. Überhaupt bin ich gar nicht mehr im Stande, mich für etwas so lebhaft zu interessiren als einst; ich laße ruhig meine Blanka bei der Theater-Direction liegen, ohne mich seit einem halben Jahre nur im geringsten um sie zu bekümmern, ich, der einst kein hübsches Mädchen sehen konnte, ohne sich zu verlieben, sehe nun mit gleichgiltigen Augen weit schönere vor meinem Auge, ohne daß mir ein verliebter Gedanke nur einkäme, ja sogar mein Ideal von einer Geliebten, das sonst immer so lebhaft meiner Seele vorschwebte, beginnt sich in bläßeren Farben zu zeigen; zugleich nimmt meine üble Laune, deren Grund ich nicht einsehe, meine Schwermuth, deren Quelle ich nicht begreife, von Tag zu Tag zu, ich werde meinen Freunden unangenehm, denen, die mit mir umgehen, unausstehlich und mir selbst verhaßt, ohne daß ich weiß, warum, ohne daß ich Stärke genug besäße, mich aus diesem ertödtenden

Gewühle von marternden Bildern, die mir jede Freude vergällen, herauszureißen. Mit einem Worte, ich bin ein unglücklicher Mensch, und wenn mich das Schicksal nicht bald aus dieser quälenden Lage reißt, so schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf. — Ich kannte einst keinen erhebenderen Gedanken als den, an A.'s Hand Wien und Oesterreich zu verlassen und in anderen Ländern ein Glück zu suchen, das ich hier nicht finden kann oder doch wenigstens nicht finden will, wenn je in meinem Zustande von Wollen die Rede sein kann; in jeder unangenehmen Lage schwebte mir diese Idee vor, und sie erheiterte mich; kein Zweifel wegen des Fortkommens stieg in mir auf, oder meine Phantasie wußte sie wenigstens sogleich zu beschwichtigen, aber nun wage ich es kaum zu denken. — Doch pfui! ich schäme mich, ein so verächtliches Bild von mir zu entwerfen. Himmel! Bin ich noch derselbe, der so voll Muth und Kraft dastand, bereit, es mit dem Schicksale aufzunehmen, bin ich noch der feurige, tieffühlende Mensch, der dahinschwelgte in den Gebieten der Poesie und in dem Reiche seiner ungeheueren unermeßlichen Phantasie? Daß mir doch Gott, da er mir Alles, was mich einst so selig machte, nahm, die Scham, die Selbsterkenntniß genommen hätte, um mich, da ich nichts Außerordentliches werden sollte, doch wenigstens zum rechtlichen Bürger nicht zu verderben! Aber so kann's nicht bleiben, ich kann's nicht mehr aushalten! Alles kann ich vertragen, aber Selbstverachtung nicht. Es muß sich ändern, es gehe, wie es wolle. So oder so! Zeigt sich kein geebneter Weg meinen Blicken, nun gut, so eröffne ich mir einen selbst, und sollte der Pfad aus diesem Labyrinthe auch aus diesem Leben führen; ich muß hinaus, es koste, was es wolle! Noch ein Tag wie der heutige und —. Es ist nicht möglich, ich kann mir die verdammte Idee nicht aus dem Kopfe bringen! Dieß Verhältniß, das ich so lange als einen Theil meines Glückes betrachtete, getrennt, getrennt von ihm, den ich durch jedes vertraulichere Wort mit einem Anderen zu verrathen glaubte, von ihm, den mein Außenbleiben verstimmen, meine Kälte

zur Schwermuth treiben konnte! Ich aufgeopfert einem fremden, unbekannten Jungen, von dessen Karakterlosigkeit hinlänglich sein Aufdringen zeugt. A., den mein oftmaliges, unbesonnenes zurückstoßendes Benehmen nicht abwendig machen konnte, sucht nun in dem Busen dieses — Menschen, das er bei mir nicht finden kann. Er sei bisher noch immer in der Freundschaft betrogen worden, daher fliehe er zu ihm. — So mußte denn geschehen, was ich mir immer als unmöglich dachte, und Wolgemuth hat Recht, hat Recht, nicht durch meine, was mir A. immer vorwarf, — durch A.'s eigene Unbeständigkeit! — Aber wo hatte ich meine Augen! Warum bemerkte ich nicht schon längst seine Gleichgiltigkeit! Er, in dessen Arm ich in jenen heiligen Stunden gelegen hatte, der allein, von allen Menschen allein, das Innerste meines Herzens sah; er konnte schon vor einiger Zeit an jenem arabischen Pedanten Interesse finden und konnte nun wieder diesen Burschen kennen, ihm schreiben, ihn Du nennen. — O jenes mir unvergeßlichen Abends, wo ich ihn zum ersten Male Du nannte und mit diesem Worte auf ewig meine Freundschaft besiegelte, wie heilig war mir dieß Wort und wie mißbraucht er es nun! — Und dann vollends borgt er von ihm zwanzig Gulden! Gerade das hat mich am heftigsten ergriffen! Wie große Vertraulichkeit setzt das voraus, oder —. O wie sehr habe ich Dich verkannt, oder wie sehr hast du mich hintergangen? — Ich muß zu ihm, ich muß Aufklärung haben, in dieser Stimmung kann ich nicht länger bleiben. Doch wozu Aufklärung in einer Sache, die ohnehin schon klar genug ist! — Doch 's schlägt 1 Uhr, ich will zu Bette gehen und wenigstens auf einige Stunden vergessen.

* * *

32.

1810. 17. Juni, 7 Uhr Abends.

Ich war bei ihm, — er ist unschuldig! Die Briefe, die ich las, sind erdichtet und unsere Freundschaft steht so fest wie

jemals! Ein Anderer in meiner Stelle würde gezweifelt haben, ja wohl gar Altmütter selbst hätte es wohl gethan, aber nein; kein Verdacht an der Wahrheit seiner Worte komme in meine Seele! Er ist mein Freund, und bei Gott, kein Schatten eines Mißtrauens ist in mir! Ich fühle mich erheitert, leichter, aber dennoch ist noch nicht alles, wie es sein sollte, meine Melancholie, die mir so unerklärbar ist, ist leider noch nicht verschwunden.

* * *

33.

1810. 19. Juni, 5 Uhr Nachmittags.

Mein Geschmack hat sich seit kurzer Zeit außerordentlich geändert. Noch vor einem halben Jahre konnten mich Schiller's Schriften entzücken, dahingegen Goethe eine sehr untergeordnete Rolle bei mir spielte; nun ist es ganz umgekehrt, ich suche Schillern bei mir und sogar manchmal bei Andern auf eine leidenschaftliche Art zu verkleinern, indeß Goethe mich ganz dahinreißt! Hat wirklich meine Bildung in dieser kurzen Zeit um so viel zugenommen, oder — ich weiß nicht, was ich glauben soll. . . . .

* * *

34.

1810. 20. Juni 11½ Uhr Abends.

Was Goethen und die Achtung, die ich ihm zolle, betrifft, so kann und mag ich nicht leugnen, daß zuerst der allgemeine Ruf seiner Vortrefflichkeit und besonders die Lektüre des Sonntagsblattes mich auf seinen Werth aufmerksam gemacht haben (ohne daß sie je mein Urtheil geleitet oder wohl gar bestimmt hätten).[1]) Dieses sage ich, machte mich zuerst auf seinen Werth aufmerksam, da ich vormals kaum den zwanzigsten Theil

seiner Werke kannte und das, was ich gelesen hatte, ich muß es gestehen, schien mir bei weitem nicht genug, um nur einige Vergleichung mit Schiller's Schriften auszuhalten. Zwar gefiel mir Götz von Berlichingen, es entzückte mich sogar, aber die naive Ungezwungenheit, die in diesem Drama herrscht, machte mich, einen Menschen von 14—15 Jahren, glauben, es gehöre eben kein so großes Genie dazu, um so etwas zu schreiben, besonders da ich in meiner Phantasie genug Materiale zu haben glaubte um wohl auch etwas Ähnliches zu verfertigen. Werther's Leiden war es vorbehalten, mich zu bekehren. Ich las sie mit Entzücken, und hohe Begierde bemächtigte sich meiner Seele, die Werke dieses außerordentlichen Mannes, dessen Vortrefflichkeit ich nun einzusehen begann, in ihrem ganzen Umfange zu kennen, eine Sache, die in Wien nicht leicht ist. Die Franzosen kommen nach Wien und ein Nachdruck seiner Werke erschien, ich schaffte sie mir so schnell als möglich an und blickte mit unbeschreiblicher Wonne nun in die Tiefen seines unaussprechlich zarten Gefühls.[2]) Ich las »Fausten«. Er frappirte mich, meine Seele war seltsam bewegt, doch wage ich kein Urtheil zu fällen, da dieses Drama so unermeßlich von der als einzig gut gedachten Form meines infalliblen Schiller ganz abwich und wohl auch hauptsächlich, weil Altmütter, dessen Urtheil ich schätzte, ihm beinahe allen Werth abgesprochen hatte. Doch eine zweite Lesung war hinreichend, alle Vorurtheile zu zerstören. Faust's schwermüthige und doch kraftvolle Züge, Margarethens rein himmlische Engelsgestalt gleiteten an meinem trunkenen Auge vorüber, der kühne, interessante Mann, in dem ich so oft mich selbst wiederfand oder doch wieder zu finden glaubte, setzte meine Phantasie in Flammen, riß meine Seele auf immer von Schiller's rohen, grotesken Skizzen weg und entschied meine Liebe für Goethen, doch felsenfest gegründet ward sie durch Tasso. Konnte diese Dichternatur dem Dichter fremd sein? Ich selbst glaubte es zu sein, der als Tasso sprach, handelte, liebte, nur Worte, so schien es mir, hatte Goethe *meinen* Gefühlen gegeben, ich fand

mich in jedem Gefühle, in jeder Rede, in jedem Worte. Iphigenie, Clavigo, Die Geschwister, Egmont vollendeten, was die früheren begannen, und ich betete Goethe an. Und doch schreibt sich von dieser Zeit auch der Anfang meines Trübsinnes, meine Melancholie her, so daß, nach der gewöhnlichen Art der Menschen zu schließen, ich den Grund in diesem Ereigniß zu finden glaubte, worin mich auch Altmütter bestärkte. Es ließe sich auch wohl noch ganz leidlich eines aus dem andern erklären. Ich las Anfangs Schillern und schrieb dabei meine Blanka und mir fiel nie ein, an der Vortrefflichkeit derselben, an meinem vorzüglichen Dichtertalente zu zweifeln, denn Schiller war mein Idol, mein Vorbild, und mein Gefühl (vielleicht auch meine Eitelkeit) sagte mir, ich sei auf dem Wege, ihn zu erreichen. Das erhob mich ganz natürlich und gab mir Muth und Kräfte, doch durch Goethe war ich in eine ganz andere Welt versetzt. Es waren nicht mehr die zwar kräftigen, aber rauhen Pinselstriche, da war, möchte ich sagen, keine Freskomalerei mehr, die Zartheit des Miniaturmalers hatte ich mir zum Muster genommen, und — ich fühlte meine Hand zu schwach. Traurige Zufälle trugen das ihrige bei, kurz, Alles, was ich bisher geschrieben hatte, kam mir unerträglich, plump, ungebildet vor, ich verwarf Blanken, in der ich einst ganz lebte, und mit ihr war all' mein Glück, alle meine Ruhe dahin. Meine Ruhmsucht war in ihrem Innersten angegriffen, meine Phantasie, die mir nur Bilder lieferte, die mir obschwebend waren, verlor ihren vorigen Schwung, meine Laune, die nie angenehm war, ward unerträglich, kurz ich gerieth in den Zustand, in dem ich mich jetzt befinde und aus dem ich mich nicht reißen kann, trotzdem ich seine Quelle richtig kenne. O möchten doch jene seligen Stunden wiederkehren, in denen ich in den Armen der Poesie schwelgte, wo ich mich noch erhaben fühlte über die Welt um mich her, wo ich noch nicht meinen Freunden unausstehlich und mir selbst zur Last war! Eitle Wünsche!

* * *

35.

1810. 23. Juni, 12 Uhr Abends.

Es ist sonderbar, daß Schiller's Werke mir nur darum so ganz unausstehlich vorkommen, wenn ich an sie denke, da mein Mißfallen sie beträchtlich mindert, wenn ich sie wirklich lese (einige wenige Stücke ausgenommen), dahingegen Goethe's Schriften mir bei der Lesung bei weitem nicht so gut gefallen, als wenn ich in der Folge die Bilder aus denselben vor meiner Seele vorübergleiten lasse. Dieß ist besonders der Fall mit jenen Karakteren, die mich am stärksten afficieren, wie Margarethe und Klärchen. Ob mir nicht etwa hierbei meine Phantasie einen Streich spielt! Ich las heute einige Stellen aus der »Jungfrau von Orleans« und sie haben mich bis zu Thränen gerührt, eine Sache, die mir beinahe neu geworden ist. Sollte ich Schillern Unrecht thun?

* * *

36.

1810, 25. Juni, $^1/_2$11 Uhr Abends.

Ich kann nicht länger mehr so fortleben! Dauert dieses unerträgliche, lauwarme Hinschleppen noch länger, so werd' ich ein Opfer meiner Verhältniße. Dieses schlappe, geist-ertödtende Einerlei, dieses immerwährende Zweifeln an meinem eigenen Werthe, dieses Sehnen meines Herzens nach Nahrung, ohne je befriedigt zu werden; ich kann es nicht mehr aushalten. Darum fort, fort aus dieser Lage! Hinaus in die Welt, um diesen Trübsinn, wenn auch nicht zu stillen, aber doch wenigstens zu übertäuben. Im Getümmel der Welt, in anderen Gegenden, von anderen Menschen umgeben, wird vielleicht mein Geist wieder die glückliche Stimmung gewinnen, die mir die Tage meiner früheren Jugend so selig verfließen machten vielleicht daß die Alpen der Schweiz in mir jenen Geist wieder wecken,

der mit vollen Strömen sich in Blanka von Kastilien ergoß, und der jetzt, von der Last meiner Laune niedergedrückt, auch nicht den kleinsten Versuch macht sich wieder aufzurichten. Ja hin nach der Schweiz! Himmlisches Land! Ja, in deinen Thälern, auf deinen Felsen will ich die Ruhe finden, die ich unter diesen ekelhaften, verkrüppelten, sauersüßen Geschöpfen verloren habe. Deiner Einwohner markichte Kraftworte sollen mich des nichtigen Geschwätzes dieser Halbmenschen vergessen machen; jene heiligen Stätten will ich betreten, die ein Winkelried mit seinem Blute gefärbt, die ein Erlach mit seinen Thaten verherrlicht. Fliehen will ich dieses Land, wo Verdienste mit der Elle der Anciennetät gemessen werden, wo man nichts geniessen zu können glaubt, als was eßbar ist und wo ein Collin als Matador geachtet wird, wo Vernunft ein Verbrechen ist, und Aufklärung der gefährlichste Feind des Staates [1]. . . . . . . Doch was beklage ich mich! Wo sind die erträumten Vorzüge anderer Länder? Ist verkannt werden nicht überall das Los des Genies? Ist der Franzose nicht so sehr Sclave, als der Österreicher, und der Schweizer —! Ja es ist so! Auch der Schweizer, derselbe Schweizer, den der unsterbliche Müller malt, der in den Tagen bei Morgarten und Sempach seinen Namen über alle Völker setzte, auch er ist gefallen, auch er ist ein Sklave! Überall, wo ich mich hinwende, grinst mich das Gespenst der menschlichen Verworfenheit an, auch in deinen Thälern, paradiesische Schweiz, lebt ein Volk, das Müller's Thaten seiner Voreltern lesen kann, ohne sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, das egoistisch und politisch und hinterlistig und fuchsschwänzelnd ist; es steckt in deinen Bergen, wie ein Affe in Alexander's Harnisch, und trägt Ketten an den Händen, aus denen sonst des Ahnherrn Schlachtschwert Verderben auf die Freiheitsfeinde herabblitzte! Auch du kannst mich nicht locken, Helvetien, mit deinen Gletschern und deinem Rheinfall und deiner Freiheitsmütze, an der die Schellen klingeln, wenn du sie bewegst. Fahre wohl, du bist dahin! Du wirst mich nicht sehen. Ich könnte das Beinhaus bei Murten sehen wollen und ein fran-

zösisches Wachthaus finden. Aber du nimm mich auf, seliges Eiland, das nur selten des Europäers verpestender Fuß betritt, an dessen Klippen die Gefahr wacht; dich scheint ein Gott abgerißen zu haben von der polizirten Erde, zur himmlischen Freistatt für die Müden, den die Geißel der Konvenienz aus dem Schooße seines Mutterlandes getrieben, nimm mich auf in deinen stillen Schooß, Otaheiti, das wie ein Feenland meiner Phantasie vorschwebt, nach dem alle meine Wünsche fliegen, und das ich mir in einsamen Stunden der Melancholie mit so reizenden Farben male. Gewähre mir eine Hütte für mich und Georg [2]) und ein Weib, das auf deinen Fluren geboren, in ihres Gatten Glück ihre Seligkeit, in einem Büschel Federn all' ihre Wünsche erfüllt findet. Gib mir wenige Bäume, in deren Schatten ich ruhen kann, deren Früchte meine einfache Nahrung sind, und ich will froh die Hände zum Himmel heben und rufen: Ich bin glücklich! Ja es ist fest beschlossen, ich reiße mich los von Allem, was mich halten will. Kann man denn auf keinem anderen Wege glücklich werden, als auf diesem kothigem Fahrwege, auf den die Tritte aller dieser juridischen Lastesel eingedrückt sind! Nein, nimmermehr! Ich kenne ein größeres Glück als Essen, und mein Leben ist kein zu hoher Preis für meine Ruhe!

* * *

37.

1810. 28. Juni, ½12 Uhr Nachts.

Heute brach Charlotte mit P. Ihr Betragen liefert ein abschreckendes Bild zum Gemälde des weiblichen Charakters. Nach allen Beweisen gegenseitiger zärtlicher Zuneigung bricht sie, bricht um eines Nichts willen und verträgt den Verlust eines Menschen, der ihr wirklich, wahrhaft gut war (wenn ich ihr Verhältniß auch nicht Liebe nennen will) mit einer Gleich-giltigkeit, die mich empört; und doch ist sie keine von den

schlimmsten ihres Geschlechtes, ihr Herz ist gewiß gut, und gewiß wagt es keine ihrer Gespielinnen ihr Bildung abzusprechen. Und unter diesen Geschöpfen suchst Du das Ideal, das Du dir in seligen Stunden schufst, das Dir Trost zuwehte in allen Leiden und von dem meine Feder nur einzelne matte Züge aufzufaßen vermag. In diesen von Gefallsucht und Eitelkeit geschwellten Busen willst Du ein Herz suchen, das den leisen Tönen Deines Gefühls nachtönen soll, aus der Mitte dieser schnatternden, gezierten, faden, ekelhaften Kreaturen soll das Wesen treten, das in jenen geweihten Stunden, in denen Dein sehnendes Herz sich aus Verzweiflung über die trockene Wirklichkeit aus zarten Wünschen eine Gestalt baute, in der Du Dein Glück, Deine Seligkeit finden wolltest! Nur zu deutlich seh' ich ein, daß mich meine Phantasie betrog, nie werd' ich finden, was ich suche. Wie oft hab' ich mich betrogen! Unschuld schien mir hier von gesenkten Augenlidern zu winken und sieh, die Dummheit senkte den blöden Blick! Gefühl schien aus jenem schwermuthsvollen Gesicht zu strahlen, indeß Empfindelei die ungesalzenen Thränen erpreßte, die mir der Zoll der Wehmuth zu sein schienen; hier trug man Geist und Karakter zur Schau, doch prunkte Frechheit und Arroganz nur zu kenntlich unter der ehrwürdigen Hülle. Kurz ich haße dieses verächtliche Geschlecht, das immer etwas Anderes scheint, als es ist, das weinen kann, ohne zu trauern, und lachen, ohne froh zu sein, bei dem Eitelkeit die Achse ist, um die sich all ihr Denken dreht, dem kein Opfer zu groß ist, um es diesem Götzen zu opfern, und die Freundschaft und Liebe mit Freude um ein kaltes Beifallslächeln der Bewunderung gäbe. Ich habe lange gesucht unter Euch, um Eine zu finden, die meiner Achtung werth wäre, aber umsonst. Nur in jenen Gefilden, wo noch reine ungeschminkte Natur thront, die Unschuld kein Märchen und Treue kein leeres Wort ist, dort lebt das, was ich suche, und meine eigene Verachtung treffe mich, wenn feige Bedenklichkeiten mich zurückhalten, es zu finden.

* * *

38.

1810. 30. Juni, 11 Uhr Morgens.

Ich las jüngst Schiller's »Jungfrau von Orleans« und sie rührte mich in der That sehr, ja ich konnte mich sogar der Thränen nicht enthalten. Im ersten Augenblicke bereute ich beinahe Schillern bisher Unrecht gethan zu haben, aber reiferes kälteres Nachdenken hat mich auf eine Erscheinung aufmerksam gemacht, die mir nicht neu ist, deren ich mir aber nie mit Klarheit bewußt war. In gewißer Stimmung nämlich, wo mich Melancholie befällt, aber nicht jene wilde, zerstörende, die mich gewöhnlich plagt, sondern eine sanftere, das Herz öffnende, ein seltenes Überbleibsel besserer Zeiten, da greife ich oft zu meinem Buche und lese Verse am liebsten. Ich pflege Verse, wenigstens die besseren, laut zu rezitiren und nun ereignet sich eine sonderbare Sache. Die Melodie der Verse, das Steigen und Fallen, der sanfte, schmelzende oder herrische Ausdruck der Stimme bringt meine Phantasie in Bewegung, vergangene, halbverlöschte Bilder erneuern sich in meiner Seele, reizende Ideale formen sich, ich gerathe in Enthusiasmus, aber nicht für das, was ich lese, nicht für die Ideen, die mein Mund ausspricht, für andere schönere (da ein Gefühl im Herzen stets schöner ist als eines auf dem Papiere), oft ganz fremdartige Bilder entstehen, und diese rezitirt meine Seele möchte ich beinahe sagen zu den Versen, die ich lese, ungefähr wie ich öfter zu einer vor mir liegenden Musik, die gar nicht zum Singen bestimmt war, Accorde gesungen habe, die Verse, die ich lese, sind mir nur das Accompagnement für den Text in meinem Kopfe. Dieß geschieht mir (in gewissen Stunden nämlich) mit allen Dichtern, Goethen ausgenommen — obwohl ich gestehen muß, daß ich aus seinem »Egmont« z. B. nicht sein, sondern mein Clärchen herauslese — und so ging es mir auch neulich mit der »Jungfrau von Orleans«. Anfangs wollte ich mir dieß selbst nicht eingestehen, denn ich glaubte, meine Parteilichkeit (wenigstens wirft mir Altmütter eine

solche gegen Schiller vor) sei Schuld an dieser Erklärung, doch weiteres Nachdenken hat mich völlig überzeugt, denn gerade wenn ich partheiisch wäre, könnte mich Schiller gar nicht rühren, denn in einem solchen Zustande fällt alle Empfänglichkeit für Rührung weg; wenigstens bei mir ist dieß der Fall.

* * *

39.

1810. 3. Juli, 12 Uhr Nachts.

Altmütter bat mich heute zu meinem Onkel[1]) zu gehen, um mich wegen meiner Blanka zu erkundigen. Schon jüngst versprach ich es ihm, doch es war mir unmöglich. Ich ging schon oft hin in der Absicht, über diese Sache zu sprechen, aber der Gedanke, um Aufnahme meines Stückes zu betteln, fiel mir zu unerträglich, als daß ich eine Silbe hätte hervorbringen können. Aber heute, wahrlich nur A. zu Gefallen, überwand ich mich und erklärte mich bereit, mein Stück zurückzunehmen, wenn man Anstand nehmen sollte, es aufzuführen. Aber mein Onkel erklärte mir, daß er Graf Palffyn erst heute in Lesung desselben getroffen habe, der auf sein Befragen, wie es ihm gefiel, antwortete: es ist sehr lang, ich sehe kein Ende! .. Und ich stand gelassen wie ein Schaf und erklärte wohl gar, ich hielte es selbst nicht mehr für so gut wie ehemals, nur um Sonnleithner glauben zu machen, es läge mir nichts an dem Schicksale desselben. Ach es waren Zeiten, wo man mir so etwas nicht ungeahndet sagen durfte; aber das ist nun vorbei. Ich habe alles Selbstvertrauen verloren und wäre wohl gar im Stande Graf Palffyn ein paar Komplimente zu sagen um — Pfui, eckelhafte, niedrige Kothseele!

* * *

40.

1810. 1. August, 11 Uhr Abends.

Es ist sonderbar, aber doch ist's so. Es gibt Stunden, in denen ich mich meiner kaum bewußt bin, und nicht etwa zur Zeit einer Leidenschaft, nein, gerade umgekehrt, dieß trifft sich nur, wenn ich, ich möchte sagen, in gar keiner Stimmung bin. So z. B. war ich gestern bei Altmütter und sprach durch anderthalb Stunden, ohne zu wissen, was ich redete. Nur das weiß ich, daß ich so dumm schwätzte, daß ich mich jetzt noch ärgere, wenn ich daran denke. In solchen Augenblicken geschieht es mir, daß ich auch das Deutlichste nicht fasse, kurz, ich werde zum ausgemachten Dummkopf.

* * *

41.

1810, 18. October, Abends 9 Uhr.

Es ist sonderbar, daß bei Lesung eines Romanes ich mir das Haus, wo der Held geboren und erzogen wurde, wenn er wieder dahin zurückkehrt, nachdem er sich vorher an vielen Orten herumgetrieben hat, immer dunkel und finster vorstelle, wenn auch wirklich die Art, wie seiner Erwähnung gemacht wird, gar nicht geeignet ist, diese Idee hervorzubringen.

* * *

42.

1810, 29. November, Abends 11 Uhr.

Mir begegnete heute sehr etwas Außerordentliches. Gleich Anfangs, als der Kastrat Velluti [1]) nach Wien kam, hatte ich mir fest vorgenommen, ihn nicht zu hören, weil ich alles Widernatürliche scheue, und diese Art insbesondere verabscheue.

Ich hielt meinen Vorsatz bis heute. Unablässiges Drängen einiger meiner Bekannten, Vellutin zu hören, und wohl meistens die Langweile, die mich plagte, trieben mich dazu an. Ich ging in's Theater, wo man eben »Ginevra di Szocia« gab, aber wie ward ich bestraft. Kaum hörte ich den ersten Ton aus dem Munde des Kastraten, als mich ein sonderbares unangenehmes Gefühl überfiel, ich suchte es gewaltsam zu unterdrücken, aber es wuchs bald zu einer solchen Stärke, daß ich auf dem Punkte war, niederzusinken, und halb todt das Schauspielhaus verlassen mußte. Ich erinnere mich meines ganzen Lebens hindurch kein so widerliches Gefühl gehabt zu haben [2]).

* * *

43.

1811.

Ich kann nicht beschreiben, welch' einen schauerlichen Eindruck das h in dem englischen ghost auf mich macht. Das Wort ausgesprochen, klingt eben nicht sehr feierlich, aber seh' ich es geschrieben vor mir, so verfehlt es seine Wirkung nie; ich glaube einen Geist vor mir zu sehen.

* * *

44.

1811.

Leute von Talent, wie man gewiße Leute zu nennen pflegt, unterscheiden sich außer manchen anderen Fällen noch darin von großen Köpfen, daß es ihnen sehr leicht wird, etwas Angewöhntes abzulegen. Z. B. ein solcher Mensch wird, wenn er im Griechischen die Reuchlinische mit der Erasmischen Aussprache vertauschen soll, es leicht thun und in 8 Tagen so lesen, als ob er nie anders gelesen hätte. Ein wahrer Kopf, der einmal eine Sache seinem Geiste eingeprägt hat, nimmt

sehr schwer etwas Widersprechendes auf und, wenn es ihm ja die Vernunft anrieth, wird ihm das Alte noch oft genug in den Nacken schlagen.

* * *

45.

1811.

Ich glaube, es wäre sehr natürlich einen Schüler aufzuführen, aber nicht gerade einen ganz jungen, der in allem Ernste glaubt, Kant's Kritik zu schreiben sei bei weitem nicht so schwer, als eine Lection aus Karpe's Leitfaden [1]) zu lernen.

* * *

46.

1811.

Wie weit das Raisonnement in der Geschichte führen kann, bemerkte ich neulich. Ich dachte über die Ursache von Egyptens früher Cultur nach und leitete all' ihre Künste aus physikalischen und psychologischen Quellen her. Ich war so vertieft in meine Deduction, daß ich endlich unwiderleglich bewies, die Egypter müßten es in der Schiffarth der Lage ihres Landes wegen, am weitesten gebracht haben, bis mir endlich einfiel, daß dies Volk vor Psammetich gar nicht die See befahren habe [1]).

* * *

47.

1811.

Wenn der Held eines Romanes nach mannichfaltigen Schicksalen wieder in das Haus zurückkommt, in dem er seine Jugend verlebt hat, so stelle ich mir dasselbe immer gothisch und finster vor, gesetzt auch, es wäre als ganz anders geschildert worden.[1])

* * *

48.

1811.

Ich werde Johann Müllern immer als einen der ersten (vielleicht den ersten) Geschichtschreiber Deutschlands hochschätzen, aber lieben kann ich ihn nicht mehr, nachdem ich seine Briefe gelesen habe. Dieß behagliche Wohlgefallen an sich selbst, dieses bis in's Lächerliche gehende Sparen der Zeit, nebst einer gewissen gelehrten Affectation in einem Alter von 22 Jahren sind mir unerträglich. Ich habe überdieß nicht die beste Meinung von seinem Karakter.

Aus Müller's Briefen merkt man, daß er manchen langweiligen Folianten nur darum durchgelesen, um sich dann selbstgefällig sagen zu können: »Du bist doch ein ganzer Kerl, auch das ungeheure Buch hast Du durchstudirt; das mag Dir Einer nachthun.« Er mag wohl, nachdem er den herrlichen Plutarch durchgelesen hatte, gedacht haben: »Gott sei Dank, wieder mit einem Buche fertig! Ich beneide ihn wahrlich nicht um eine Gelehrsamkeit, die er auf solche Art erlangte.

* * *

49.

1811.

Wenn ich was immer für ein Wort oft nach einander ausspreche, kommt es mir zuletzt sehr lächerlich und unbezeichnend vor.

* * *

50.

1811.

Wie die Phantasie täuschen kann, erfuhr ich heute besonders. Ich betrachtete ein Kupfer, auf dem unter Andern ein die Achseln zuckender Mensch abgebildet war, und in dem Augenblicke schien es mir, als ob er wirklich die Schultern

bewegte, sie auf und nieder zuckte; ich erschrak beinahe darüber, so lebhaft sah ich's.

* * *

51.

1811.

Als mein Vater starb, glaubte ich die acht ersten Tage hindurch, es sei im nächst vergangenen Augenblicke geschehen; nach Verlauf von acht Tagen dünkte mich, es sei schon ein Jahr verstrichen, und jetzt nach drei Jahren, sehe ich auf jene schmerzliche Begebenheit, wie auf Etwas, das im grauen Alterthum geschah und das man mir in meiner Kindheit erzählte, zurück.

* * *

52.

1811.

Wenn ich einen falschen, heimtückischen Menschen zu schildern hätte, würde ich immer der Worte des Tacitus vom Tiberius gedenken: Tiberioque etiam in rebus, quas non occulere, seu natura sive adsuetudine suspensa semper et obscura verba: tunc vero nitenti, ut sensus suus penitus abderet, in incertum et ambiguum magis implicabantur. Annalium, liber I., 11.

* * *

53.

1817.

Wenn Müllners Brief an mich gerichtet wäre und ich ihm antworten sollte, würde ich es ungefähr folgendermassen thun: Sie haben in ihrer Beurtheilung der Ahnfrau unwiderleglich bewiesen, daß keine der allgemeinen Ideen, die diesem

Stücke zu Grunde liegen könnten und, nach Angabe der Vorrede wirklich zu Grunde liegen, ausgeführt und gehörig zur Anschauung gebracht seyen. Das gebe ich gern zu, ich muß aber nur bemerken, daß die Ahnfrau in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht *meine* Ahnfrau, die Vorrede, so gut sie auch seyn mag, nicht meine Vorrede ist, und daß bei diesem Stücke überhaupt, der ursprünglichen Anlage nach von Realisirung einer abstrakten allgemeinen Idee nie eine Rede war. Um das Alles begreiflich zu machen, muß ich den Hergang der ganzen Sache erzählen. Schon in meinen frühesten Jahren trieb ich mit Leidenschaft die Dichtkunst. Meine Versuche gefielen mir und meinen Freunden und ich verfiel auf den Gedanken, etwas Größeres zu versuchen. Ich warf mich mit aller Lebhaftigkeit auf einen tragischen Stoff und unternahm ein Trauerspiel: Blanka von Kastilien (die Gemalin Pedro des Grausamen) zu schreiben. Sehr bald machte ich die Bemerkung, daß die Ausführung geheime Stacheln habe, wovon ich in der Trunkenheit des Entwerfens nichts geahndet hatte; hiezu kam noch der außerordentliche Abscheu, den ich von Kindheit her, vor langem Stillesitzen, besonders aber vor *Schreiben* hatte, kurz, ehe noch der erste Akt vollendet hatte, brach ich ab, und ließ, ich war damals höchstens 15 Jahre alt, meine Arbeit liegen. Einige Jahre vergingen und ich schien die Poesie ganz unter dem Treiben des neu erwachten Lebens vergessen zu haben. Ein glücklicher Augenblick erschien und ich nahm meine Blanka wieder zur Hand. Natürlich war mir nun bei größerer Reife mein erster Plan nicht mehr genügend. Ich warf zusammen, baute neu auf, schmolz Fakta und Charakter um, kurz, entwarf einen ganz neuen Plan. Unglücklicherweise konnte ich mich nicht entschließen, den bereits vollendeten ersten Akt zu kassiren, sondern, arbeitsscheu wie ich war, ließ ich ihn stehen, und baute weiter, indem ich mir zugleich vornahm, ihn nach Vollendung des ganzen Stückes durchaus umzuarbeiten. Die Arbeit gieng langsam, unter tausend Zerstreuungen und Unterbrechungen ward erst nach

Verlauf eines vollen Jahres das Stück fertig, das nun alle Merkmale des Zauderns und Unterbrechens an sich trug, und ungeheuer gedehnt, nicht aus einem Guße und ohne inneren Zusammenhang in seinen Theilen war. Davon ließ ich mir aber damals nichts träumen. Eine Überarbeitung des ersten Aktes fand ich lästig, und deßhalb auch gar bald nicht nöthig. Ich begnügte mich einiges hinzuzuflicken, wobei ich mich jedoch sehr hüthete, etwas wegzulaßen, da mir alles so sehr gefiel. — Gerade damals traf mich ein harter Schlag. Mein Vater starb, und ließ die Seinigen, die er immer auf einem anständigen Fuße leben gemacht hatte. . . .

* * *

54.

1819.

Du hast Dir einen bequemen Armstuhl machen lassen, fast zu bequem. Erinnere dich, daß Du die Ahnfrau auf einem elenden Rohrstuhl geschrieben, dessen geflochtener Sitz eingedrückt war, den Du daher mit einem Brette bedecktest und dieses mit einer Decke, um nicht gar so hart zu sitzen. Du warst damals der Unbekannteste der Menschen, ohne Mittel, ohne Aussicht, ohne Freude, ohne Hoffnung — jetzt bekannt, berühmt fast. Deine Unzufriedenheit ist Verbrechen.

* * *

55.

1819.

Als allernothwendigstes Streben hat mir immer geschienen, so wie bei dem gewöhnlichen Menschen Erweiterung, so bei dem ungewöhnlichen Begränzung: nur so kann in des Letzteren Wirksamkeit Gestalt kommen und vermieden werden jenes so häufig vorkommende und so zerstörende Verstäuben in's Unermeßliche. Was ich erreichen möchte, wäre: Reines

Auffaßen in der Idee aller menschlichen und natürlichen Zustände, mit besonnener Resignazion über das Weitere, das nur, mit Freiheit aufgefaßt, verschönernd in das Erstere hineinstrahlen dürfte.

* * *

56.

1819.

Ist es denn nicht entsetzlich, daß kalte Füße die Phantasie kalt machen können und ein Paar wollene Fußsocken mir gute Gedanken zubringen.

* * *

57.

1820.

Ich lese oft so unaufmerksam und vergesse leicht das Gelesene; um mich nun davor zu bewahren, will ich mir jedes Buch, wenn ich es gelesen habe, aufzeichnen, nebst dem, was mir dabei ein- und aufgefallen ist.

Leider muß ich den Anfang mit was Schlechtem machen: Scheller's Mythologie der nordischen Völker.[1]) Eine recht geistlose Kompilazion. Am Schluß ein leeres Gedicht eines Freiherrn von Münchhausen,[2]) worin er in Deutschland die alten nordischen Götter wieder hergestellt wünscht. Eingefallen ist mir wieder dabei, daß Diejenigen wohl herzlich wenig von Poesie verstehen mögen, die die nordischen Götter den griechischen zum Gebrauch für die Dichter unterschieben wollen. Ich wüßte nicht, was man mit diesen neblichten Unformen in der epischen und dramatischen Poesie machen sollte; im Lyrischen möchte man sich eher noch ihrer zuweilen bedienen könen.

* * *

58.

1820.

Ich beschäftige mich viel und ernstlich mit Wissenschaften aller Art, ich kann mir aber doch nicht verbergen, daß ich mit aller meiner Bemühung doch nichts gewinne als: Stoff, den sodann der Geist für seine alles Andere beherrschenden Kunst-Ideen verarbeitet, die Form jeder Wissenschaft, Dasjenige, was sie eigentlich erst zur Wissenschaft macht, geht beinahe ganz verloren. So gibt es für mich auch keinen andern Beweis als Anschaulichkeit.

* * *

59.

1820—1821.

Neulich träumte mir von einem niedrigen, eigennützigen Streiche, den mir *** spielte, und der mich tief verletzte. Früh Morgens, als ich noch im Bette lag, kam er selbst zu mir ins Zimmer. Ich kann den Haß nicht beschreiben, den ich noch vom Traume her gegen ihn fühlte. — Ich konnte ihn kaum ansehen. — Wie absurd! Freilich lag die geträumte Unbild nicht ganz außer des Mannes Charakter im Wachen. —

* * *

60.

1820—1821.

Jüngst gegen Mitternacht, als ich im Bette liegend die Lichter ausgelöscht hatte, und, schon halb übermannt, den Schlaf erwartete, hörte ich auf einmal das sogenannte Zügenglöcklein anziehen. Sogleich kam mir, halb träumend, der Augenblick zurück, wie ich, vor dem Bette meines sterbenden Vaters stehend, dasselbe Glöcklein läuten hörte, alle Christen auffordernd zu beten für den im Todeskampfe ringenden geliebten Mann. Eine unbeschreibliche Wehmuth überfiel mich.

Am Bette meines Vaters hatte ich nicht mitgebetet, aber jetzt sagte ich zu mir selbst: »wer weiß, ob es nicht doch hilft?« und fing an ein Vaterunser zu beten. Beim Ave Maria verwechselte ich die Gesätze, so daß ich mit dem zweiten Absatz begann und mit dem Anfang: Gegrüßt seyst Du u. s. w., eben schließen wollte, als ich die Verwechslung gewahr wurde. Ich weiß noch, daß ich mich schämte, bis zu einem solchen Grade der Vergeßenheit gekommen zu sein und daß ich das Ave Maria von Neuem zu beten anfangen wollte, aber da schlief ich ganz ein.

* * *

61.

1821.

Neulich, Nachts, vor dem Einschlafen, als ich einem eifersüchtigen Zwist nachdachte, den ich mit Katty gehabt hatte, stellte sich dieser mir unvermerkt nach und nach als eine verwickelte Schachpartie mit einem Abzugschach dar. Beide Vorstellungen hoben sich aber nicht eine die andere wechselseitig auf, sondern ich dachte sie neben einander und unter einander auf die wunderbarste Weise fort, so daß bald eine, bald die andere die Oberhand behielt, bis sich Alles verwirrte und ich einschlief.

* * *

62.

1821.

Ich hatte heute Nacht einen sonderbaren Traum. Ich träumte ein Vorspiel zur Medea, von dem ich mich jetzt nur noch erinnere, daß es ganz allegorisch war, daß darin Medea auf einem bettartigen Wagen liegend erschien und von einer weiblichen Figur an einem Seile gehalten und geleitet wurde; auch daß im Laufe des Stückes mich einmal als höchst paßend überraschte, daß bei einer Stelle Medea mit den Händen

eine Bewegung machte, als ob sie flöge oder schwämme. Das Ganze hatte mich entzückt und nun träumte ich fort, ich sey erwacht und bei dem Theatersecretär Schreyvogel, dem ich den Traum erzählte und meine Absicht, nach diesem mein Stück zu ändern. Ich konnte mich nicht mehr auf die einzelnen Umstände meines Traumgesichtes erinnern, dachte nach, suchte mir's zu vergegenwärtigen, fand endlich das Ganze wieder zusammen, und hatte die größte Freude darüber, als höchst poetisch und sinnreich. Räsonnirte auch mit einem scheinbar viel klarerem Bewußtseyn über meinen Traum und Träume überhaupt, und das Alles im Traum. Als ich aus diesem höchst lebhaften Traum erwachte, bemeisterten sich meiner zwei Empfindungen. Erstens kam mir mein wachender Zustand gegen den vorigen vor wie eine Zeichnung gegen ein Gemälde, ein neblichter Tag gegen einen sonnenhellen; dann hatte ich ein eigenes unangenehmes Gefühl der Zeitbegränzung, da mir früher so Vieles, so im Flug und in so kurzer Zeit begegnet war.

* * *

63.

1822.

Ich lese Rousseau's Confessions und erschrecke, darin mich selbst zu sehen.[1])

* * *

64.

1822.

Merkwürdig ist der Ausspruch Johannes Müllers über Religionssachen: »Fürs Glück des Privatlebens, für die beste Führung des öffentlichen — glaube nichts, oder fest. Schweizergeschichte, III. Bd., 2. K., p. 83. Mir scheint von beiden Alternativen das erste traurig, das zweite unwürdig.

* * *

65.

1822.

Sollte der österreichische Provinzialismus: Schekel für Hundepeitsche, Karbatsche, nicht etwa von jenem mährischen Socol herkommen, von dem gemeinen Volke insgemein: Schekel genannt, der unter der Vormundschaft Leopold des Stolzen über den minderjährigen Albrecht IV. die Stadt Laa überfiel und von da aus durch Raub und Brand lange eine Geißel der Gegend war.[1])

* * *

66.

1822.

Wie man sich eines gehabten Gedankens erinnert, so kommt mir auch manchmal die Empfindung zurück, die ich bei einem gewissen Gedanken gehabt habe, ohne daß ich mich jedoch des Gedankens selbst in seiner ganzen Ausbildung erinnern könnte.

* * *

67.

1822.

Der Anthropomorphismus der Phantasie zeigt sich unter andern auch beim Lesen von Gullivers Reisen, da wo er im Riesenlande sich befindet. Um sich die Eingeborenen nur nicht über alles Maß ungeheuer denken zu müssen, stellt man sich Gullivern, von dem wir doch wissen, daß er in unserer Größe war, als einen fingerlangen Däumling vor.

* * *

68.

1822.

Wie kommt's, daß beim Betrachten des Kupfers zu diesem Theil der Reise ich mir die umherstehenden Brobdingnag

als Menschen von gewöhnlicher Größe denke, Gullivern aber als einen Zwerg; statt diesen für einen Menschen von gewöhnlicher Statur und jene für Riesen, wie sie es doch wirklich sind? (Vielleicht weil wir gewohnt sind, Zwerge zu sehen (die Kinder), Riesen aber nicht.)

* * *

69.

1822.

A l'instant de cette lecture je vis un autre univers, et je devins un autre homme. Quoique j'aie un souvenir vif de l'impression que j'en reçus, les details m'en sont échappés depuis que je les ai deposés dans une de mes quatre lettres à Mr. de Malesherbes. C'est une des singularités de ma mémoire qui mérite d'être dite. Quand elle me sert, ce n'est qu'autant que je me suis reposé sur elle: sitôt que j'en confie le dépôt au papier, elle m'abandonne; et dès qu'une fois j'ai écrit une chose, je ne m'en souviens plus du tout.[1]) Da ich nur dann zu schreiben pflege, wenn mich ein dringendes Bedürfniß dazu gleichsam nöthigt, so ist es, wenn ich einmal meine Gedanken über eine Sache niedergeschrieben habe, als ob das Bedürfniß befriedigt wäre, und sie kommt mir, wenigstens in derselben Gestalt nicht leicht mehr in den Sinn. Daher muß ich mich z. B. hüten, zu einem dramatischen Plan zu viele Vorarbeiten zu machen. Ich thue mit diesen Vorarbeiten meinem Drange für die Sache genug, und habe nun kein Interesse mehr für die wirkliche Ausführung. — Eine andere Erfahrung ist, daß, da die Ausführung matter als die Idee zu seyn pflegt und sich einem in der Folge das ausgeführte Werk an die Stelle der ersten Idee setzt, die letztere ihre ursprüngliche Lebhaftigkeit in der Erinnerung verliert. So konnte ich, als ich einmal die Medea aufführen gesehen, die Vorstellung der Person der Md. Schröder

nicht mehr aus dem Gedächtniße bringen, obschon ich mir ursprünglich die Medea ganz anders gedacht hatte.

* * *

70.

1822.

Als Motto zum Vließ die Stelle aus Rousseau's Confessions L. IX, p. 226: l'on a remarqué que la plupart des hommes sont dans le cours de leur vie souvent dissemblables à eux mêmes, et semblent se transformer en des hommes tout différens.

* * *

71.

1822.

Ne vous laissez pas éblouir par ceux, qui disent que l'histoire la plus intéressante pour chacun est celle de son pays. Cela n'est pas vrai. Il y a des pays dont l'histoire ne peut pas même être lue à moins qu'on ne soit imbécile ou négociateur. L'histoire la plus intéressante est celle, où l'on trouve le plus d'exemples des moeurs de caracteres de toute espèce; en un mot, le plus d'instruction. Ils vous diront, qu'il y a autant de tout cela parmi nous, que parmi les anciens. Cela n'est pas vrai. Ouvrez leur histoire et faites les taire. Il y a des peuples sans physionomie, auxquels il ne faut point de peintres; il y a du gouvernements sans caractère, auxquels il ne faut point d'historiens, et où sitôt qu'on sait quelle place un homme occupe, on sait d'avance tout ce qu'il y fera. Ils diront que ce sont les bons historiens qui nous manquent, mais demandez leur pourquoi. Cela n'est pas vrai. Donnez de matière à de bonnes histoires, et les bons historiens se trouveront. Enfin, ils

diront que les hommes de tous les tems se ressemblent, qu'il ont les mêmes vertus et les mêmes vices, qu'on n'admire les anciens que parce qu'ils sont anciens. Cela n'est pas vrai, non plus; car on faisoit autrefois de grandes choses avec de petits moyens, et l'on fait anjourdhui tout le contraire. Les anciens étoient contemporains de leurs historiens, et nous ont pourtant appris à les admirer. Assurément si la posterité jamais admire les nôtres, elle ne l'aura pas appris de nous. [Rousseau, Heloise L. 12.] Ehe ich das gelesen, habe ich das nämliche, mit den nämlichen Worten fast, dem Hormayr und andern Eiferern für die österreichische Geschichte gesagt, sie wollen es aber nicht glauben.

* * *

72.

1822.

Ist's nicht sonderbar? Der einzige Grund, warum ich meine gegenwärtige Wohnung aufgekündet habe, ist, weil ein im nächstdaranstoßenden Zimmer stehendes Klavier mich, so oft darauf gespielt wurde, sehr störte. Jetzt, da ich weiß, daß ich dieser Unbequemlichkeit bald los seyn werde, stört mich das Spielen des Klaviers gar nicht mehr und ich könnte während desselben die tiefsinnigsten Arbeiten machen, ohne irgend zerstreut zu werden. Wenn Alles, was stört und quält im Leben, es mehr durch die Vorstellungen, die wir damit verknüpfen, thut, als durch sich selbst, sollte nicht die Vernunft allein hinreichen, uns ruhig zu erhalten?

* * *

73.

1822.

Joh. Müller schreibt aus Wien (1793). Übrigens war ich noch nie an einem Orte, wo man mich weniger ge-

kannt hätte, wo ich isolirt gewesen wäre, wo ich so wenig wirken gekonnt und (erlaube mir den mystischen Ausdruck, denn er ist wahr) mich im Geiste so gebunden gefühlt hätte (es wäre mir nicht möglich zu schreiben) und doch bin ich zufrieden. So muß sich nothwendig jeder Literator in Wien fühlen, und das Wunderbare dabei ist, daß man wirklich zufrieden ist, wenn auch nicht mit sich, doch mit der Stadt und den Leuten darin. Es ist eine Gutmüthigkeit und Herzlichkeit in ihnen, daß man ihnen gut seyn muß. Sie bewundern und preisen nicht in einem fort, man wird nicht gar oft von literarischen Zudringlichkeiten geplagt; und wenn ihnen manches zur Bildung fehlt, so stößt man dafür auch seltener auf Ver- und Überbildung. Ausgenommen auf dem Lande, möchte ich in Deutschland nirgends leben, als in Wien.

* * *

74.

1822.

Mit welcher Naivetät Rousseau von sich selbst sagt: »moi, qui me suis cru toujours, et qui me crois encore, à tout prendre, le meilleur des hommes«. Das Geständniß eigener Fehler und Schwächen verliert wohl allen Werth, wenn man von seiner Vortrefflichkeit so überzeugt ist, als Rousseau es war. Sie vertreten dann bloß die Stelle des Schattens im Gemälde und heben das Bild, statt es zu entstellen. Katty hat einen guten Theil von dieser Selbstschmeichelei.

* * *

75.

1822.

Ich habe nichts von jenem unablaßenden, sich in seinen Gegenstand einbannenden Tiefsinn, der die großen Geister und die großen Narren charakterisirt.

* * *

76.

1822.

Wenn man den Direktor Vierthaler[1]) kennt, so sollte man gar nicht glauben, daß die philosophische Geschichte der Menschen, die er herausgegeben hat, wirklich von ihm sey; so französisch philosophirend, voltärisirend ist das Werk, und so wacker und einfach scheint der Mann. Freilich aber muß man auch auf die Zeit der Herausgabe dieser Geschichte Rücksicht nehmen, und auf den Ton, der damals in der Literatur herrschte.

* * *

77.

1822.

So lange sie auf der Welt ist, hat sie sich noch nie einfallen lassen, daß eine Sache zwei Seiten haben könne.[1]) Bei ihrer Herzensgüte und ihrem eigentlich richtigen Verstande würde sie gewiß nach Überlegung handeln, wenn die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks nur irgend dem Gedanken Raum lassen könnte: es sey hier überhaupt etwas zu überlegen oder zu zweifeln. Bei dieser Einseitigkeit des Gefühles scheint ihr Alles im ersten Augenblicke so klar, daß Veranlassung, Wahl und Entschluß das Werk ein und derselben Minute sind. Wenn ich nun das Gegentheil von dieser Art zu seyn und zu handeln nicht sowohl befolge, als zu befolgen mich bestrebe, so kann ich mich hiebei nur sehr unangenehm angesprochen finden.

* * *

78.

1822.

Eine Aufforderung des Buchhändlers Brockhaus, ihm einige Notizen über mich und mein Leben zum Behuf seines

Konversationslexikons zu senden (was ich aber nicht thun will) haben mich darauf gebracht, meine erste Jugend mir wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. Was mir davon einfällt, will ich niederschreiben, eh' ich's noch ganz vergesse. Meine erste Lektüre war: ein Theil von einer Biographie (oder wahrscheinlicher von einem Roman) vom Korsenkönige Theodor.[1]) Ich war damals vielleicht noch nicht sechs Jahre alt, denn ich las auf dem Schoß von meiner Mutter Stubenmädchen sitzend, zugleich mit ihr, doch aber schon schneller als diese, indem ich mich erinnere, wie sehr es mich geärgert, wenn ich ein Blatt herabgelesen hatte, und nun warten mußte, bis das Mädchen umblätterte. Vom Inhalte entfiel mir in der Folge Alles, bis auf den Namen des Helden, Baron Neuhof. Wie man einen so gewöhnlich klingenden Namen führen, zuerst ein Privatmann und dann König seyn könnte, begriff ich durchaus nicht. Darauf folgte, gleichfalls auf dem Schoß des Stubenmädchens sitzend, das Textbuch der Zauberflöte.[2]) Ich hielt es für ein höchst kostbares Werk, worin mich die Sorgfalt, mit der das Mädchen es bewahrte, und nebstbei der Umstand bestärkte, daß man die ersten Blätter, die abgerissen waren, in Handschrift beigelegt hatte. Das Personenverzeichniß fehlte. Ich verstand nichts davon, glaubte aber doch lauter Sprüche der Weisheit zu lesen. Der Prinz von einer Schlange verfolgt, von drei Damen, die Königin der Nacht, die Flöte, das Glockenspiel, Alles entzückte mich. Daß die Personen bald in lang ausgeschriebenen, bald in gebrochenen übereinklingenden Zeilen sprachen, war mir unerklärlich. Daß man mir sagte, letztere würden gesungen, verwirrte mich noch mehr und nahm mir zuletzt die Freude an dem Buche, von dem ich nur die mir zusagendsten Momente im Gedächtniß behielt. Vor allem aber die Schlange und den von ihr verfolgten Prinzen. Endlich gerieth eine uralte, beinahe undeutsche Übersetzung von Curtius' Leben Alexanders in meine Hände. Ich war damals noch so jung, daß die darin durchaus mit lateinischen Lettern gedruckten Eigennamen mir im Lesen

unendliche Schwierigkeiten machten. Am traurigsten war mir, daß ich gleich das erste Wort, mit dem die Überschrift der ersten Seite begann, weder recht lesen konnte, noch weniger aber verstand. Wahrscheinlich hieß es: Supplementa oder so; da nämlich das von Curtius verloren gegangene vorausgeschickt war. Mein Entzücken über dieses Buch war unbeschreiblich. Ich lief erstlich damit zu meinem Stubenmädchen, das, nachdem es die erste Seite durchgesehen hatte, mir meinen Schatz naserümpfend zurückgab und es für dummes Zeug erklärte. Ich, der ich schon das Abenteuer mit dem Bucephalus vorher darin gelesen hatte, bekam nunmehr eine solche Verachtung für die Urtheilskraft dieses Mädchens, das vorher mein Orakel gewesen war, daß ich mich weder mehr um sie bekümmerte, noch weiter an ihrer Lektüre Theil nehmen wollte, was, wie ich erst später einsehen lernte, für mich in mancher Hinsicht sehr vortheilhaft war. Nun fiel ich allein über mein Buch her, verschlang es, las es wieder und wieder und wieder. Tag und Nacht kam es nicht von meiner Seite. Hier finde ich das erste Anzeichen einer sich immer mehr entwickelnden Verschlossenheit und jenes Hanges zum Brüten in und mit sich selbst. So sehr es mich quälte, daß ich manches in meinem Buche nicht verstand, so sehr mich besonders das verzweifelte erste Wort quälte,[3]) so fiel mir doch nicht ein, meinen Vater oder sonst Jemand um die Erklärung zu fragen. Da ich doch immer mehr oder weniger den Sinn errathen konnte, so las ich fort und ließ das Ganze im Ganzen auf mich einwirken. Meine Mutter, zu der ich Vertrauen hatte, habe ich vielleicht manchmal um Erklärung angegangen, da sie mir aber für jeden Fall keine geben konnte, so blieb ich still und las fort. Als ich das Buch, das mir Anfangs nur gelehnt worden war, in der Folge um ein paar knapp abgesparte Groschen kaufte, so verlor es dadurch, daß es nun mein Eigenthum war, viel von seinem geheimnißvollen Werthe für mich. In dieselbe Zeit gehört eine musikalische Erinnerung. Ich war noch nicht völlig vier Jahre alt, als man mich, bei der so großen Leidenschaft meiner

Mutter für die Musik Klavierspielen zu lehren anfing. Ich trieb es mit großem Widerwillen, weil man mich dazu zwang, und das Herumtasten ohne Melodie mich gar zu sehr langweilte. Noch jetzt klingen mir die Fragen um die Namen der Noten auf den schwarzen Linien, den Nebenlinien, zwischen den schwarzen Linien, qualhaft in den Ohren. Genug, ich spielte mit sechs bis sieben Jahren schon ziemlich geläufig auf dem Klaviere. Damals war die Hinrichtung Ludwig XVI. noch in Jedermanns frischem Andenken und man hatte uns unter anderen Musikalien einen Marsch gebracht, der, ich weiß nicht, ob bei der Hinrichtung selbst gespielt oder bloß auf diese Begebenheit hindeutend, später verfertigt worden war. Genug, zu Anfang des zweiten Theils desselben kam ein Rutsch mit dem Zeigefinger über eine ganze C-Octave vor, der das Fallen des Mordeisens und das Rollen des Strickes ausdrücken sollte. So oft ich diesen Rutsch auf dem Klavier machte, stand die ganze Hinrichtungsszene mit einer Lebhaftigkeit vor meinen Augen, die kaum hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Von einer alten, frommen Köchin dazu aufgefordert, spielte ich diesen Marsch unzählige Mal und immer mit tiefster Rührung und von den Thränen meiner Zuhörerin begleitet.

* * *

78 a.

1822.

Eine weitere musikalische Erinnerung besteht darin. Mein Musiklehrer, der bekannte Gallus, hatte eine Klaviersonate, mit Begleitung der Violine geschrieben und mir zu spielen gegeben. Zu derselben Zeit als ich sie einübte, laß ich einen gräßlichen Ritterroman, der schwarze Ritter, mit Gespenstern, sprechenden Todtengerippen und dergleichen, der einen großen Eindruck auf mich machte.[1]) Die gleichzeitige Beschäftigung mit beiden Werken, verwebte die Eindrücke in meine Phantasie so sehr mit einander, daß ich zuletzt nicht mehr die Sonate spielen

konnte, ohne die Begebenheit des Romans vor mir zu sehen, noch den Roman lesen, ohne dabei die Melodie jener Sonate zu hören. Die Sonaten selbst aber waren nichts weniger als düster oder heftig, vielmehr sehr lieblich, demungeachtet ergriff mich beim Spielen ein Schauder nach dem andern. Vorzüglich war dieß der Fall bei jenen Stellen, wo die Melodie von der (bei mir fehlenden Violinstimme) aufgegriffen wurde, und das Klavier blos die Begleitung in arpeggirten Akkorden hatte. Hier hatte die Phantasie den freiesten Spielraum, und ersetzte das fehlende halb mit Tönen und halb mit Bildern. Hier hatte ich schon Gelegenheit zu bemerken, daß was mich in der Musik vorzüglich ansprach, eigentlich der Ton, der Klang war, der als Nervenreiz, Gemüth und Phantasie aufregt, wäre es auch nur, um sie dann dem Spiel mit ihren eigenen Bildern zu überlassen. Eben so magisch als der Ton an sich, wirkte von jeher auf mich die Verbindung der Töne nach ihrem eigenen Gesetze, d. i. nicht nach der Bestimmung eines von außen Hinzugekommenen, als, eines Textes, der gegebenen Aufgabe des Ausdruckes dieser oder jener Empfindung oder Leidenschaft. Für mich hat die Musik als solche, blos den Gesetzen ihrer Wesenheit, und den Einflüssen einer begrifflosen Begeisterung gehorchend, immer etwas unendlich heiliges, überirdisches gehabt. Ich ziehe daher auch die Instrumentenmusik eigentlich jeder andern vor, und würde es noch mehr thun, wenn nicht der Zauber der Menschenstimmen so sehr für gesungene Musik spräche. Aus eben dieser Ursache verzeihe ich einen Komponisten in letzterer Gattung nichts leichter als wenn er seinem Texte untreu wird, vorausgesetzt, daß er seinen Text bloß der organischen Einwirkung und Gestaltung des musikalischen Theiles aufopfert und nichts ist mir unerträglicher als ein Opern-Compositeur, der den Worten seines Textes nachläuft und ihm deshalb eine zerstückelte, nicht-melodisch, nicht organisch ausgebildete und abgerundete Musik unterlegt.

* * *

79.

1822.

Mein Vater hatte eine entschiedene Abneigung gegen alle Verse.[1]) Nicht als ob ihm Werke der Phantasie überhaupt unangenehm gewesen wären; vielmehr liebte er sie, besonders jene, die ins Mittelalter zurückversetzten, doch wohlgemerkt, nur wenn sie in Prosa geschrieben waren. Verse schienen ihm affectirt, und er haßte sie wie alles Affectirte. Er hatte daher auch für mich jederzeit das Beispiel einiger schlechter Poeten unserer Bekanntschaft bei der Hand, die er mir als Schreckensbild aufstellte, indem er mir in seiner kräftigen Sprache sagte: »so wird's dir auch ergeh'n, trotz mancher Anlagen wirst du zuletzt auf dem Miste krepiren!« Demungeachtet, wenn ich ihm in früherer Zeit etwas von meinen Gedichten zeigte, machte es ihm doch viel Freude, die er sich jedoch alle Mühe gab, bestmöglichst zu verbergen. Diese Freude aber entsprang nur von der Hoffnung, daß aus dieser Schreiberei sich einmal ein tüchtiger Styl in Prosa hervorbilden würde, wofür er die höchste Achtung trug. Gewöhnlich gaben derlei Gedichte daher auch Anlaß zu den unangenehmsten Szenen. Beim Anfang des Lesens ging es gut. Die Spuren von Bildung, Belesenheit und Scharfsinn machten ihm Freude. Sobald aber ein poetisch-uneigentliches, etwa tropisch gebrauchtes Wort vorkam, dann ging's an. Wie kann einem einfallen? — Es ist unverständig — abgeschmackt — absurd — höchster Unsinn. — So steigerte er sich selbst bis zum Zorn und das Ende war jederzeit, daß er »den Wisch« hinwarf, und seine Prophezeiung eines schmählichen Endes wiederholte. Seine Ausbrüche waren so heftig, daß als seine Brustkrankheit zunahm, ich nicht mehr wagen durfte, ihm etwas von meinen Arbeiten zu zeigen.

* * *

80.

1822.

Der vaterländische Almanach für 1823 von Hormayr[1]) scheint mir beinahe eine neue Epoche in dem schriftstellerischen Treiben des Verfaßers zu bezeichnen. Er fängt nämlich an, was er bisher nur in historisch-politischem Sinne gethan hatte, philosophisch generalisirend, zudem noch altritterlich und mystisch zu werden. (Siehe die Biographie Salms gegen das Ende.) Wenn er bisher zufrieden war, wie Johannes Müller zu seyn, so hat er nunmehr noch den Baron Fouqué, Friedrich Schlegel und Zacharias Werner zum Beistand gerufen.

* * *

81.

1822.

Wie Säufer in Wein, so betrinkt sie sich in Musik. Sie ist ihrer selbst nicht mehr mächtig, wenn sie gute Musik gehört hat.[1])

* * *

82.

1822.

Eine Wahnsinnige (wie Baronesse H . . l von hier) die, gute Klavierspielerin und selbst gelehrte Musikkennerin noch von ihren gesunden Tagen her, Rossini's liebliche Melodieen mit großem Wohlgefallen spielt, bis sie darin auf einen Kompositionsfehler stößt. Dann hält sie ein, springt vom Stuhl auf, hält das Notenblatt wiederholt vor die Augen, fängt an zu knirschen und zerreißt das Blatt mit den Zähnen. Immer aber nimmt sie wieder von Neuem gerne Rossinis Kompositionen vor, bis ein neuer Fehler die alte Szene wiederkehren macht. Das Entstehen und die Ursache ihres Wahnsinnes ist mir nicht bekannt. Nur das weiß ich, daß sie, sonst ganz

ruhig, doch alles Zerbrechliche zu zerschlagen pflegt. Sie ißt daher, sie trinkt von Silber, doppelt gut aber schmeckt ihr das Mittagsmal von dem Porzellanteller ihres Arztes, das sie aber jedesmal, sobald sie abgegessen, auf den Boden wirft und zerbricht.

* * *

83.

1822.

Sollte ich jetzt hintreten, wie so Mancher und versuchen, den Leuten das Verständniß zu eröffnen und sagen: so hab' ich's gemeint, das habe ich mir dabei gedacht? Was heißt das! Eine Maschinerie an die man nicht glaubt, ist schon darum schlecht, denn sie ist poetisch unwahr, wäre sie auch metaphysisch unwiderleglich. Es bleibt nichts übrig, als zu warten, ob die Leute nicht von selbst daran glauben wollen.

* * *

84.

1822.

Von den weiblichen Dichtern kann man wohl im allgemeinen sagen, was Plutarch (de virtutibus mulierum) von der Dichterin Telesilla sagt: θαυμάζεσθαι διὰ ποιητικὴν ὑπὸ τῶν γυναικῶν. Ich habe wenigstens (aus den Fragmenten der Sappho läßt sich kein ganzes Urtheil fällen) nie an ihren Werken Gefallen finden können.

* * *

85.

1824.

Wie kommt das? Im Nebenzimmer, durch eine Thüre von mir getrennt, springt ein neugekaufter Schrank. Im Lesen

begriffen, werde ich durch eine plötzliche Empfindung unterbrochen, durch eine Nervenerschütterung und nun erst, nachdem ich mir dieser Affekzion vollkommen bewußt worden bin, mich darüber gewundert habe, höre ich den Krach des zerspringenden Meubels. Das war nicht der Zwischenraum vor der Affektion des Sinns und dem Bewußtwerden derselben, denn, wie gesagt: der Affektion war ich mir schon vollkommen bewußt und später erst hörte ich den Knall.

* * *

86.

1825.

Sie wäre ein Schatz für Jemanden, der, nach abspannenden Geschäften zu Hause Anregung brauchte. Einem, der von seinem aufregenden Streben Abspannung sucht, muß sie nothwendig zur Qual werden.

* * *

87.

19. März 1826.

Wie wäre es, jene schon einmal gefaßte Idee wieder aufzugreifen und ein eigentliches Tagebuch zu führen? Ich weiß wohl, daß ich es in früherer Zeit darum aufgab, weil unter dem Bestreben, den Ereignissen des Tages eine gewisse künstlerische Form zu geben, nur die Wahrheit zu leiden und der Selbsttäuschung Thür und Thor geöffnet zu werden schien. Aber diese Gefahr ist gegenwärtig nicht mehr so groß. Wenn damals die Seelenkräfte vornämlich die Phantasie in ihrer ursprünglichen Stärke waren, und das Vermögen ihrer Richtung durch hypochondrische Grübeleien beeinträchtigt schien, so möchten jetzt im Gegentheile die Fähigkeiten selbst abgenommen, und gerade die sonst vorherrschende Phantasie große Einbuße erlitten haben. Ich bin so weit gekommen, daß mir ein ge-

wisser Grad von Selbsttäuschung beinahe wünschenswerth wäre, wenn er nur vermöchte mich zu erwärmen. Denn über Mangel an Wärme muß ich jetzt klagen, wie ehemals über zu viel. Einen Theil der Schuld trägt offenbar meine veränderte Lebensweise. Leibesübungen, Schwimmen, Fechten, Waschungen mit kaltem Wasser, in guter Absicht zur Stärkung des Körpers, zur Ableitung der allzugroßen Reizbarkeit der Nerven unternommen, scheinen mehr geleistet zu haben, als sie sollten, und das Körperliche vorherrschend, die Nerven abgestumpft zu haben.

Es klingt freilich lächerlich, diese Bedenken auszusprechen, da man nur das Bedenkliche wegzulassen brauchte, aber einerseits ist die Angabe dieses Grundes nur Vermuthung, und es wäre doppelt traurig, durch Aufgebung der Dinge, denen ich meine Gesundheit verdanke, auch das Wohlsein des Körpers zu stören, indeß dadurch der Geist vielleicht doch nichts gewänne; anderseits aber könnte ja auch das Übel schon irreparabel geworden sein, und ich würde wieder geistig nichts gewinnen und körperlich unendlich viel verlieren. Denn meine Gesundheit ist jetzt gut, und es wäre ein entsetzlicher Entschluß, sich der Krankheit freiwillig wieder in die Arme zu werfen. Am Ende hofft man doch immer noch durchzudringen, und genau besehen kann ich den Versuch nicht aufgeben[1]) ...

* * *

88.

17. Juli 1826.

Ich fange seit einiger Zeit an zu bemerken, daß der Körper eine gewisse Art Oberhand über den Geist gewinnt. Ich habe in den letzten drei Jahren so manches gethan, um beide ins Gleichgewicht zu setzen, die Möglichkeit dazu scheint aber außer meinem Bereiche zu liegen, eines von beiden muß herrschen, und da sei Gott für, daß dieß der Leichnam sein sollte. Daher von gestern eine neue Lebensart angefangen,

das Abendessen aufgegeben. Ich fühle mich darauf heute zwar ziemlich matt, aber doch wirklich auch geistig erregbarer, und wenn man auf seinen Vorsätzen beharrt, wer weiß, ob nicht alte gute Zeiten wieder kommen können.

In diesen letzten Monaten war mein Zustand wirklich fürchterlich. Eine solche durch nichts zu beschwichtigende Überzeugung, daß es mit aller geistigen Hervorbringung zu Ende sei, ein solches Versiegen aller inneren Quellen, war mir noch nie angekommen. Der ganze übrige Tag ward in gedankenloser oder gedankenmischender Zerstreuung noch so ziemlich hingebracht, aber guter Gott, welcher Vormittag, welcher Morgen! In den verflossenen Wintermonaten blieb mir doch immer das Bewußtsein einer Möglichkeit, wieder etwas schaffen zu können, obschon sich nichts zu einem Ganzen gestalten wollte, aber nun selbst alle Hoffnung verloren. Ein unüberwindlicher Ekel ergreift mich bei allem, was mir vorkömmt, selbst die Lektüre interessirt mich nicht.

Das Theater erregt mir Abscheu, und kömmt jemand auf das zu sprechen, was ich geschrieben, oder daß ich wieder etwas schreiben soll, so reißt sich ein so ungeheueres Gefühl in meinen Innern los, ich sehe einen so ungeheueren Abgrund vor mir, einen so dunkel leeren Abgrund, daß ich schaudern muß, und der Gedanke, mich selbst zu tödten, war mir schon oft nahe. Das sind nun freilich Läppereien, und so etwas zu thun wird Niemanden einfallen, aber der Gedanke daran ist schon arg genug.

* * *

89.

1826.

Einer meiner Hauptfehler ist, daß ich nicht den Muth habe, meine Individualität durchzusetzen. Über dem Bestreben, es allen recht zu machen und mich ja im Äußerlichen nicht zu sehr von den andern zu unterscheiden, werde ich endlich

wie die Andern, und die Gewohnheit macht gewöhnlich, daran ist meine früheste Erziehung schuld. Mein Vater duldete durchaus keine Vorliebe oder Abneigung, selbst der physische Ekel erhielt keine Gnade, und bei Tische durfte z. B. keine Speise unberührt bleiben. Ich führe daher ein eigentliches Philisterleben, das Bureau wird höchst regelmäßig besucht, die vorkommenden geistlosen Geschäfte ebenso geistlos aber auf's pünktlichste besorgt. Bei dem unvermeidlichen Zusammentreffen mit Andern ergreift mich die ungeheuerste Langweile. Statt ihr aber nachzugeben und mit meinen Gedanken die Gesellschaft zu verlassen, suche ich aus unzeitiger Schonung der Andern dem Zustande die beste Seite abzugewinnen, und da werde ich gewöhnlich spaßhaft, was mich selbst freilich am wenigsten amüsirt, aber die andern des drückenden Gefühles zu ennuyiren überhebt. Diese Spaßmacherei, diese erkünstelte Lustigkeit kann aber endlich habituell werden, und da hebt sie zuletzt allen Ernst, alles Vermögen bei einem Gedanken zu verweilen auf.

* * *

90.

1826.

Heute bei F** gewesen, Klavier gespielt. Ich habe meine Lust zur Musik halb verloren oder vielmehr das Talent dafür ganz. In früherer Zeit war dieses Talent bei mir so bedeutend, daß es selbst das zur Poesie beinahe verdunkelte. Stundenlange am Klavier zu sitzen und unter dem Zuströmen von Melodien und Wendungen jedes Gefühl in Tönen auszudrücken, war mir ein leichtes.

Jetzt vermag ich es nicht mehr. Gewiß hat mir das Studium des Systems der Musik hierin geschadet; da ich es früher wieder aufgab, ehe seine Lehren, zur halb unbewußten Gewohnheit geworden, die Phantasie unterstützt hätten, benahm es nun vielmehr meinen Harmoniefolgen alles Eigenthümliche,

und jeder Gedanke geht in regelrechter Eintönigkeit unter. Dadurch wäre die Erscheinung zum Theile erklärt. Aber auch meine Phantasie im Allgemeinen ist ungeheuer erkältet, und darin liegt wohl der Hauptgrund von dem Nicht-Zuströmen musikalischer Ideen. Wohin wird das führen?

Im Theater erzählte man mir, der Compositeur Weber sei gestorben. Der Mensch ist glücklich. Trotz des Lärmens in ganz Deutschland von seinem übermenschlichen Genie war er doch im Grund ein armer Teufel. Viel Verstand, Kunst anzuwenden, reproduktive Phantasie, aber keine Eigenthümlichkeit, kein innerer Born strömender Gedanken. Mit jeder neuen Arbeit hätte er sich, ein musikalischer Müllner, tiefer in der Achtung des Publikums herabgeschrieben; nun aber ist er todt, in der Blüthe seines Ruhmes gestorben, er ist glücklich!

* * *

91.

1827.

Wenn ich je dazu kommen sollte — aber ich werde es nie thun — die Geschichte der Folge meiner inneren Zustände niederzuschreiben, so würde man glauben, die Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen zu lesen. Das Unzusammenhängende, Widersprechende, Launenhafte, Stoßweise darin übersteigt alle Vorstellung. Heute Eis, morgen Feuer und Flammen. Jetzt geistig und physisch unmächtig, gleich darauf überfließend, unbegränzt.

Und zu dem allen noch nicht im Stande, sich von etwas anderem bestimmen zu lassen, als von der sprungweisen Aufeinanderfolge des eigenen verstockten Ideenganges. So war es bei mir auch immer mit dem, was andere Leute Liebe nennen. Von dem Augenblicke an, als der theilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwider-

ruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu erhalten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern schon oft die Rolle des Betrügers gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu sein, was sie wünschten. Ich habe auf diese Art das Unglück von drei Frauenzimmern von starkem Charakter gemacht. Zwei davon sind nun bereits todt. Aber ich habe nie eine Neigung betrogen, die ich hervorgerufen hätte. Vielmehr näherte ich mich nie einem Weibe, das nicht vorher sich mir genähert. Damit kann ich mich trösten; und damit, daß ich nie durch fremden Schmerz mein eigenes Wohlbefinden zu erkaufen gesucht habe und auch nichts erkauft habe, als eigenen, nur veränderten Schmerz.

* * *

92.

1827.

Ich bin eine elegische Natur. Von dem Augenblicke an, als es mir kein Vergnügen mehr macht, vor dem Publikum zu klagen, macht es mir auch keine Freude, für dasselbe zu dichten. Von diesem Elegienhaften zeigt sich aber nichts in meinem Äußeren, meinem Betragen. Dieses ist (besonders in der letzten Zeit) schroff, kalt, zurückstoßend, spottend, verhöhnend und wächst im umgekehrten Verhältnisse mit der Widerstandsfähigkeit der Personen, die in mein Bereich kommen. Wenn ein Weib Ausdauer und Selbstgewältigung genug hätte, diese Rinde zu durchdringen, sie würde mehr finden als sie hoffte.

* * *

93.

1828.

Mir liegt im Grunde an der Produktion nichts mehr. Ich habe nur ein Bedürfniß, mich in Ideen zu berauschen. Auf welche Art das geschieht, und was dabei herauskommt, ist mir gleichgiltig.

* * *

94.

1828.

Ich kann meinen gegenwärtigen Zustand, obwohl er sich vornehmlich am Gemüthe äußert, wohl eine Krankheit nennen, und zwar um so mehr, als auch ein nur mir bekanntes körperliches Übelbefinden damit verbunden ist. Das traurigste Symptom dieses Zustandes ist, daß alles, was ich schreibe, mir im höchsten Grade mißfällt, ja unerträglich ist. Ich werde dadurch ganz von dem Urtheile anderer abhängig. Auch vermag ich nichts von größerem Umfange auszuführen, weil in der Mitte der Arbeit schon jenes Gefühl der Insuffizienz erwacht und jede Begeisterung zerstört. Wird das wieder anders werden? Ich hoffe, ja. Denn ich war schon einmal in meinem Leben in einem ähnlichen Zustande, von meinem 18ten bis in mein 25tes Jahr nemlich. Freilich unter anderen Modifikationen, dann liegt in meiner jetzigen Zukunft keine Jugendstärke mehr, wie in der damaligen. Der Wille des Herrn geschehe! Von Ehrgeiz weiß ich nichts mehr, seit sich das höchste Ziel als mir unerreichbar gezeigt hat; alles übrige ist gleichgiltig. —

* * *

95.

28. Februar 1828.

Aufführung des Dramas: »ein treuer Diener seines Herrn«. Stürmischer Beifall. Es ist gut, wenn wirkliche Dichter von Zeit zu Zeit dem Publikum zeigen, daß sie die sogenannten Theaterwirkungen hervorzubringen verstehen, damit dasselbe einsehen lerne, daß, wenn sie ein andermal diese Wirkungen bei Seite lassen, es aus Absicht und höheren Zwecken zu Liebe geschehe, nicht aber aus Unvermögen.[1]) Man wird das Bunte dieser Produktion sehr tadeln, aber, außer dem schon erwähnten Grunde trieb auch noch der Umstand zu dieser Art der Behandlung, daß ich seit einiger Zeit ein Abnehmen an intensiver Kraft der Phantasie bei mir zu bemerken glaubte, und ich mich daher gewissermaßen probiren wollte, wie weit sich die Spannung noch treiben lasse. Auf dem Wege fortzufahren wäre freilich nicht räthlich.

* * *

96.

1828.

Ich bin ein dorischer Dichter. Ich kümmere mich den Henker um die Sprache der Leipziger Magister und des Dresdener Liederkreises. Ich rede die Sprache meines Vaterlandes. —

* * *

97.

1828.

Sie sind auf ihrem Theater den prächtigen Wortschwall gewohnt; die Handlung mit unbedeckter Blöße ärgert ihr keusches Auge. Ich fühle mich aber gerade jenes Mittelding zwischen Göthe und Kotzebue, wie ihn das Drama braucht. Die Deutschen könnten vielleicht ein Theater bekommen, wenn

mein Streben nicht ohne Erfolg bleibt. Mir selbst ist die Schaubühue verhaßt. Was das Theater leisten kann, ist für mein individuelles Gefühl zu wenig zugleich und zu viel. Ich bin Deutscher genug, um mich daran zu ärgern, wenn ich den Theatereffekt erreicht habe. Und doch kann ich nicht anders; eine innere Nothwendigkeit hält mein Wesen auf diesen Bahnen. Wenn jene, die ein Streben nach Effekt vorwerfen, wüßten, wie ich gerade von diesem Effekt machenden 3. Akt glaubte, er könne nur eine widerliche Wirkung hervorbringen, wie gerade er und der ähnliche 4te die Ursache waren, daß ich mein Stück ein Jahr lang im Pulte behielt und der Aufführung mit eigentlichem Widerstreben entgegensah, wenn sie wüßten, wie dieser wirkungslose 5te Akt bestimmt war, jene widrigen Eindrücke wieder gut zu machen und die Handlung wieder in das menschliche Geleise zurückführen sollte. — Wenn sie wüßten! Aber sie wissen nichts.

* * *

98.

1828.

So absurd ist die Zusammensetzung meines Wesens, daß, wenn jemand mir meine letzte dramatische Arbeit als das Meisterstück der Poesie gepriesen hätte, es mir kaum so viel Vergnügen gemacht haben würde, als daß heute der Regens Chori der Kirche am Hofe mir versicherte: ich hätte eine klingende Stimme und sänge sehr gut. Es steht meiner Entwicklung als Dichter unendlich im Wege, daß die Ausübung der Poesie mir nur ein Neben-Zweck oder vielmehr ein Theil-Zweck ist. — Ich bin ein Geistes- und Gemüths-Egoist, wie es Gewinn- und Vortheils-Egoisten gibt. Die harmonische Ausbildung der eigenen Empfänglichkeit für das Gute und Große ist der Zweck und das Bedürfniß meines Lebens; seit ich durch einige gelungene Arbeiten mich einmal nach Außen von dem Gemeinen und Gewöhnlichen abgesondert habe, was

der glühende Wunsch meiner Jugend war, fühle ich kaum wohl ein Bedürfniß zu produziren. An die Stelle der Begeisterung droht immer mehr und mehr sich ein gewisses Gefühl zu setzen, daß es Pflicht jedes Menschen sei, nach Kräften thätig zu sein, wenn vielleicht das Vermögen der Ausübung längst erschlafft ist, und ich bin daher in größerer Gefahr als Jemand nach und nach vom Kulminationspunkte immer tiefer herabzusteigen. Ein ungetrübter Beifall hätte mich sicher zum großen Dichter gesteigert; das ewige Markten und Quärgeln der Kritik aber, läßt meiner Hypochondrie einen großen Spielraum und führt mich nie wieder von neuem einer mit Mühe bekämpften Neigung zum passiven Geistesgenuß in die Arme.

* * *

99.

Freitag, 9. Mai 1828.

Trennung von K. wahrscheinlich für immer.

* * *

100.

1828.

Ich habe eine halbe Stunde gelesen: nichts anstrengendes; den ersten Akt von[1] . . . . meine Sinne vergehen, ich muß aufhören. Das ist ein körperliches Übel! Der Geist trägt nur die Folgen davon: es geht nicht von ihm aus.

* * *

101.

1828.

Die Mehrer (?) meiner Liebhabereien, die mich jetzt so störend beschäftigen, rühren noch von der Zeit der ersten Aufführung des Trauerspieles Ottokar her. Obwohl nämlich

das Stück bei der Aufführung sehr gut zu gefallen schien, so wendete sich doch die Meinung der sogenannten Gebildeten mit solcher Wuth gegen das Stück, daß ich kaum über die Gasse gehen konnte, ohne mich aufs bitterste verletzt zu finden. Ja, die bisher für meine warmen Freunde gegolten hatten, stellten sich als Anführer an die Spitze der Parthei. Es war damals ein Zeitraum, wo ich die unbesuchtesten Speisehäuser zu der ungewöhnlichsten Essenszeit besuchte, um nur vor dem ewigen Gerede sicher zu sein. Da aber nichts helfen wollte, und die innere Bitterkeit mich aufzureiben drohte, verfiel ich darauf, das System der Musik zu studiren, um nur durch ein Fremdartiges der gewaltthätigen Gedanken los zu werden. Es gelang nur zu gut. Meine alte Vorliebe für die Musik erwachte und machte sich so herrisch Raum, daß für die Poesie kaum die Winkel übrig blieben. In der Folge verleitete mich Khüeny[1]) zur Wiederaufnahme des Griechischen. Die Gelegenheit war zu verführerisch und — ich war einmal bestimmt, zu irren bis ans Ende meiner Tage.

* * *

102.

1828.

Sie haben mir angerathen, diese Launenhaftigkeit meiner Natur zu bekämpfen, das Schreiben zur Gewohnheit zu machen und die Poesie zum Gewerbe. Die Tüchtigen aller Zeiten hätten das gekonnt! Ich habe es versucht, und ich kann es nicht. Für mich war die Poesie immer ein Heiliges, eine Feiertags-Feier und kein Werktags-Geschäft.

* * *

103.

1828.

Ich bin im Einzelnen inkonsequent, aber eisern konsequent im Ganzen. Drum haben schon viele zu ihrem Schaden, nicht

geglaubt, wenn sie mich von Minute zu Minute die Entschlüsse nachholen sahen, daß ich am Ende des Jahres, ja des Jahrzehnts unabänderlich auf dem Punkte stehen würde, auf dem ich, scheinbar so beweglich, von Anfang her stand.

* * *

104.

18. Februar 1829.

Zu versuchen, was für eine Wirkung ein regelmäßig fortgesetztes Tagebuch auf das Gemüth und den gegenwärtigen Seelenzustand zu machen vermag.

Morgens gleich nach dem Aufstehen ein paar Seiten in der Odyssee mit den Scholien gelesen. Während des Frühstückes mehrere Auftritte von Lope de Vega's: la mal casada [1]) mit derselben Erquickung, die dieser Dichter mir jedesmal verschafft. Merkwürdige Scenen, wo sie sich gegen den Rechtsgelehrten, der zugleich einer ihrer Werber ist, über die Impotenz ihres Mannes äußert.

Nach dem Frühstück versucht, mich in den vierten Akt von Hero und Leander hineinzudenken, vergebens. Die Gemüthslage Hero's, die mir so deutlich war, als ich sie niederschrieb, ist mir nun verschlossen.

Besuch von Schmiedebauer, dann zwei Stunden im Bureau. Vor Tisch bei Fröhlichs Singübung gehalten.

Nach Tisch bei Daffinger. Die Frau scheint ganz geheilt. Sie erzählte, auf dem gestrigen Balle, von dem ich wegblieb, hätte Jemand geäußert, es thäte irgend etwas Noth, mein Blut in schnellere Bewegung zu bringen. Der Mann hat Recht.

Abends mit Khüeny im Thucydides gelesen, das Wechselgespräch der Athener und Melier vollendet. Der Übermuth der Athener auf dem höchsten Punkt als Vorspiel der bald darauf folgenden Unglücksfälle. Sie spielen mit den armen Inselbewohnern ungefähr wie Katze mit der Maus.

Später bei Fröhlich, dann ins Gasthaus unter die gewöhnliche, halb unbedeutende, halb wahrlich schlimme Gesellschaft.

* * *

105.

19. Februar 1829.

. . .[1]) Wann wird wieder die Lust zu poetischen Hervorbringungen in mir erwachen? Ein östreichischer Dichter sollte höher gehalten werden, als jeder andere. Wer unter solchen Umständen den Muth nicht verliert, ist wahrlich eine Art Held.

Um 12 Uhr ins Bureau. Keine Arbeit vorgefunden. Im Thucydides die Rede des Archidamos (I. Buch) gelesen. Sie hat mich wahrhaft begeistert. — Wenn das nicht Staatsklugheit ist, so gibt es keine. Ungemein charakteristisch die drei aufeinander folgenden Reden der Korinther, der Athener und die des Archidamos. Die erste dringend, heftig, oft beinahe plump, die des Atheners fein, verschlungen, von weitem andeutend, ordnerisch. Des Archidamos Worte ruhig, klar, besonnen, weise. Hätte doch Napoleon immer das vorletzte Kapitel (das 84.) vor Augen gehabt.

Mittags bei Appel gespeist, die oberflächliche, unerquickliche Unterhaltung mit Gleichmuth, theilweise sogar mit Vergnügen hingenommen. Wenn man nicht Kraft genug hat, derlei Äußerlichkeiten nach seinem Bedürfniß zu gestalten, sollte man ihnen lieber aus dem Wege gehen.

Daffinger und Frau begegnet. Sie nach Hause begleitet, ehelichen Zwist angehört und nach Vermögen geschlichtet. In dieser Frau liegt offenbar mehr, als Anfangs scheint. Ihres Mannes Rohheit wird sie aber zu Grunde richten.

Mit Khüeny geplaudert, statt zu arbeiten. Der gute eifrige Mann sprach, ich dachte indeß an etwas anderes. Mein alter Naturfehler.

Erst gegen 10 Uhr ausgegangen. Im Gasthause matte Unterhaltung, wie gewöhnlich. Es schlägt 12 Uhr! Schluß des Tages. Wo soll das hinführen?

* * *

106.

20. Februar 1829.

Ein Tag, von dem eigentlich nichts zu schreiben ist. Odyssee; Lope de Vegas mal casada vollendet, doch eigentlich trotz mancher guter Eigenschaften eines seiner schwächeren Stücke. Über eigene Hervorbringungen gesonnen, ohne Gelingen.

Bureau, Spaziergang, bei Fröhlich's gesungen. Ist es nicht Wahnsinn, daß ich mich dem Gesange mit solcher Leidenschaftlichkeit ergebe, und mir darüber alles gleichgiltig wird, was eigentlich Noth thäte.

Abends im Theater. Eine Oper von Auber gehört.[1]) Höchlich ennuyirt.

Diem perdidi.

* * *

107.

21. Februar 1829.

Zu Tages Anfang ein Stück aus der Odyssee. Beim Frühstück eine comedia famosa: el loco en la penitencia begonnen, als deren Verfasser ein Ingenio de esta corte erscheint.[1]) Offenbar die bekannte Geschichte des »Robert Teufel«, welche ich selbst einmal die Absicht hatte dramatisch zu bearbeiten. Der Anfang verspricht aber nicht viel. Der Gracioso Veriga, als vandolero rediculo von Verfolgern gedrängt, tritt auf, indem er klagt, daß das Übermaß der Furcht dem gehäuften Verrath nach unten zu Luft gemacht habe. Er bitte die Zuseher ihm beizustehen, da die Gewässer aller spanischen Flüsse nicht hinreichten, ihn zu reinigen.

Hierauf zur Arbeit. Hero und Leander will sich aufhellen, wenn der Schimmer nicht bloß vorübergehend ist, den Gedanken der Aufführung wieder ertragen können. Mehreres berichtigt und verbessert, der zu theatralische Schluß ist denn nun schon so mit dem Ganzen verwachsen, daß er sich nicht mehr nach der ursprünglichen Idee wird herstellen lassen. Ich rechne auf die große Bildlichkeit des Stückes.

Bureau. Bei Fröhlich's Singübung. Dieser kleine Wilhelm[2]) wird mir einst viel zu danken haben, ohne mich würde er ja doch durchaus verzogen.

Nachmittags Spaziergang, dann zu Hause. Delavigne's Princesse Aurélie[3]) begonnen. Das französische Publikum hat doch große Vorzüge vor jedem deutschen. Das Stück ist eine Satyre auf das Ministerium Villèle,[4]) kam aber erst zur Aufführung, als dieses bereits gestürzt war. Delavigne ist jetzt der beliebteste Dichter Frankreichs und doch mißfiel sein Lustspiel allgemein, denn das Publikum fand es unwürdig, bereits Gefallene zu spotten. Edel! Jedes deutsche Parterre hätte unter gleichen Umständen getrampelt.

Mit Khüeny zum zweitenmal Plato's Theaitet angefangen. Auf einen Augenblick im Theater. Abendessen, doch einige leidliche Reden gewechselt. Finis!

* * *

108.

22. Februar 1829.

Müßiger Tag. Die kostbaren Momente der wieder erwachten Lust an Hero und Leander zum Redigiren bereits ins Reine gebrachter Szenen verwendet, statt die noch unvollendeten Parthien zu bearbeiten.

Im Thucydides die kurze Rede des Ephors Sthenelaides gelesen, durch die er die Lacedämonier zum Kriege gegen die Athener stimmt. Echter Spartaner. Kurz, trocken, derb. Ge-

jungen. Bei Geymüller[1]) gegessen. Besser unterhalten als gewöhnlich.

Abends im Theater. Weber's Oberon.[2]) Empfindungsarme, langweilige Musik, erbärmliches Buch, elende Ausführung. Als Weber's Freischütz erschien, wollte mir niemand glauben, wenn ich sagte, diese seine erste Oper werde auch seine letzte sein. Es ist so gekommen. Ich kann nicht mehr deutlich angeben, was mich eigentlich zu jener Vorhersagung bestimmte, es lag aber dabei eine feste Überzeugung zu Grunde. Weber ist der musikalische Müllner. Beider künstlerischer Vorrath entlud sich, durch einen treibenden Stoff begünstigt, mit einem Male, und es blieb kein Rest für künftige Tage. Auch bei Müllner's Schuld hatte ich dieselbe Vorahnung, als ich sie das erste Mal sah.

* * *

109.

23. Februar 1829.

In der Odyssee fortgefahren, eben so in loco en la penitencia, der nicht sehr viel verspricht. Eine lange Rede des Roberto, die voll des entsetzlichen Bombastes ist, in der er die Umstände seiner Geburt und Erziehung, dann die Details über seine grausame Anlage darthut. Am Schluß derselben öffnet sich ein Vorhang, und es zeigen sich die Köpfe von 7 alten Herren, die er abgethan.

In der Verbesserung von Hero und Leander fortgefahren. Es ist die höchste Zeit, daß ich mir das Zeug vom Halse schaffe.

Bureau. Thucydides. Ursachen der vermehrten Macht der Athener nach den persischen Kriegen. Wie die Lacedämonier nicht wollten, daß die Athener ihre zerstörten Mauern wieder aufbauen sollten, diese aber, während sie eine Gesandtschaft deßhalb nach Sparta schickten, indeß ihre Befestigungen schnell wieder herstellten.

Fröhlich's Singübung. Abends im Theater, wo Mad. Pasta sang.[1]) Als Sängerin vielleicht von mancher übertroffen, als singende Schauspielerin gewiß von keiner erreicht. Dem Publikum kam die alte Musik zu Romeo und Julie von Zingarelli offenbar gar zu einförmig vor, ich war entzückt. Dieser Vortrag des Rezitativs, das schöne ausdrucksvolle Gesicht, die Stellungen wie den Antiken abgesehen!

Bald nach ihrem Auftreten im letzten Akt ließ sie in 3 Absätzen das Haupt sinken, bis es fast mit ganz wagrechtem Nacken herabhieng. Ich habe nie so etwas edles gesehen. Ich wollte, ich hätte sie gemalt in der Stellung, wie sie das Gift nimmt.

* * *

24. Februar 1829.

110.

Dies Abhaspeln ewig sich gleich bleibender Tagesbegebenheiten fängt nun schon an mich gewaltig zu ennuyiren. Ich will aber doch damit fortfahren, denn erstlich habe ich es mir vorgenommen, zweitens ist es denn doch ein Damm gegen eine gewisse mißmuthige Zerstreutheit, die täglich gefährlicher um sich greift. Ich schreibe zwar auch diese Notaten ohne Sammlung und kurz vor dem Schlafengehen mit der Absicht nieder, mich nicht zu weit einzulassen, aber es kann vielleicht doch für die Folge nützlich werden, und daher fortgefahren.

Der Morgen wie gewöhnlich: Homer und Lope de Vega. Die gebliebenen Eindrücke der gestrigen Opernvorstellung und ein dort gehohlter Schnupfen machten mich zur eigenen Hervorbringung untüchtig. Daher üble Stimmung. Im Bureau leeres Stroh gedroschen.

Nachmittags bei Daffinger. Die Frau wunderschön. Habe mich doch gelangweilt. Eine zerstörte Empfindung stellt sich bei mir nicht wieder ein. Auch sie scheint durch mein

brüskes Benehmen von ihrer früheren Neigung ziemlich zurückgekommen zu sein. Der Mann malträtirt sie im eigentlichsten Verstande. Wie weit ganz mit Unrecht, weiß ich nicht. Ich traue nicht leicht derlei unschuldigen Mienen. Diese Frau vollends ist wie ein Räthsel. Entweder ihre Unbefangenheit ist wahr, und dann hat mein vorschneller Unsinn das einzige verscherzt, was mich aus meiner gegenwärtigen widerlichen Lage vielleicht noch hätte reißen können; oder es ist Lüge, und dann, dann freilich ist alles in Ordnung.

Bis 9 Uhr zu Hause geblieben, auf dem Klavier phantasielos phantasirt. Das andere ut supra.

* * *

111.

25. Februar 1829.

Der Morgen wie gewöhnlich. Beschlossen, mit Hero und Leander kurzweg einen Abschluß zu machen. Dieser herrliche Stoff ist ohne die erforderliche Liebe ausgeführt worden. Mehr, um überhaupt etwas zu machen, als weil ein innerer Drang gerade zu dieser Hervorbringung nöthigte. Ja, im Ärger über die nicht zu bezwingende Unlust und gleichsam mit herausforderndem Trotze hatte ich unter mehreren Stoffen gerade denjenigen gewählt, dessen Ausführung die meiste Innigkeit forderte. Häufig bei Einzelnem begeistert, fehlte im Ganzen der Stimmung die eigentliche Folge, und ich fürchte, eine verfehlte Arbeit gemacht zu haben. Es soll sich zeigen. Ich selbst habe kein Urtheil mehr darüber. Ich ändere und ändere, ohne daß das Geänderte besser wäre als das Vorige. Jetzt müssen fremde Augen urtheilen. Hinaus damit!

Wie war das einmal anders! und wohin soll das noch führen?

Khüeny hat mich auf mein Versprechen hinsichtlich seiner Anstellung aufmerksam gemacht. Wie herz- und gemüthlos vergaß ich, was ich dem wackern Manne wahrlich schuldig bin.

Abends die Pasta wieder in Romeo und Julie gehört.

* * *

112.

26. Februar 1829.

Das erste Buch der Odyssee mit den Scholien vollendet. Dieses Betreiben des Griechischen ist auch eine Art geschäftigen Müßiggangs, um sich selbst über das Unterlassene des eigentlich Nöthigen zu täuschen.

Hero und Leander zum Abschreiben gegeben. Bureau. Thucydides. Singübung.

Nachmittags der Theaterdirektor Schmid [1]) bei mir gewesen, der aus Weimar kommt. Traurige Erinnerungen. So muß einem Verurtheilten zu Muthe sein, der zum Richtplatze geführt wird, wie mir war, als ich vor zwei Jahren Weimar betrat. Es kam mir vor, als ob die Geister aller dort Verstorbenen und noch lebenden sich dagegen auflehnten, daß ich mich unter sie stellen wolle. Ein solches Gefühl der Insuffizienz war mir noch nirgends gekommen. Die Auszeichnung, mit der ich dort behandelt wurde, war mir beinahe fürchterlich. Ich habe überhaupt nie als höchstens in einzelnen Augenblicken eine solche Meinung von mir selbst gehabt. Immer schien es mir und scheint mir noch, ein bedeutender Mensch müsse anders im Innern beschäftigt sein, als mein eigenes Bewußsein aussagte, vollends jetzt.

* * *

113.

27. Februar 1829.

Leerer Tag. Ich habe mich diesen Winter über so anhaltend und mit so mancherlei Dingen beschäftigt, daß nunmehr schon seit längerer Zeit eine bis zur Stumpfheit gehende Ab-

spannung eingetreten ist. Ich muß mir Ruhe gönnen, sonst geht es weiter, als gut wäre.

Alte Papiere geordnet, nichts hervorgebracht.

Abends im Theater. Samson von Händel. Die Freude über das herrliche Werk hat ein bedeutendes Kopfweh zurückgelassen, das mich zu schließen zwingt.

* * *

114.

28. Februar 1829.

Gewöhnlicher Tag. Des Morgens, durch die gestrige Aufführung des Händel'schen Oratoriums angeregt, den Samson als tragischen Stoff zu betrachten versucht. Keinen Brennpunkt gewonnen, die Händelschen Chöre könnten dem Dinge eingewebt werden.

Nachmittags bei D., die Frau schön, schön, schön.

Abends Kinderball bei Tante Therese. Charlottens Kinder mit ihrer Stiefmutter gesehen, ohne sonderliche Anregung. Es sind zwei Seelen in mir. Die eine ist empört, daß die andere unempfindlich ist.

* * *

115.

11. März 1829.

Vor Ekel über die Leerheit der jüngst vergangenen Tage nicht schreiben mögen und können.

Gelesen: Adolphe von Benjamin Constant.[1]) Mit einem Einblick in das menschliche Herz geschrieben, der denjenigen schaudern macht, der sich in einer ähnlichen Lage befunden hat oder befindet. Am Schlusse gibt er sich das Ansehen, als Dichter kurzweg das Urtheil über derlei Vorgänge auszusprechen; im concreten Falle selbst aber dürfte doch schwer

sein zu entscheiden, ob man durch eine fortgesetzte Verbindung sich und das Weib unglücklich machen soll, zu dem eine jugendliche Unvorsichtigkeit uns hingeführt, oder ob man sie geradezu tödten soll, indem man sie verläßt. Es gibt Tage, wo der Mensch mit Recht die Entscheidung dem Gottesurtheile der Zeit und der Begebenheiten überläßt, und die moralische Kraft ist mir verdächtig, die den Weg der Stärke wählt, wenn er zugleich der des eigenen Vortheiles ist. Wenn derjenige, den ich im Auge habe, die Trennung wiederholt angeboten, ja ausgeführt hat, er aber jedesmal die Erfahrung machte, daß ein Menschendasein bedroht wurde, das Dasein des liebevollsten, vortrefflichsten Geschöpfes, wenn — Schwachherzigkeit ist ein Fehler, Hartherzigkeit aber keine Tugend.

* * *

116.

1829.

In Oberösterreich, in der Nähe von Neumarkt, kommt ein Schloß Partz bei Khevenhüller vor. Ferd. Annal. IV, 135.

* * *

117.

1829.

Wie sonderbar, ja beinahe eigentlich mechanisch die Einmischung der Erinnerung in die Träume ist, erfuhr ich heute wieder. Ich träumte gegen Morgen, daß ich Verse lese, die mein Bruder Karl auf eine Frau »Martine« gemacht hätte. Unmittelbar darüber aufgewacht, kam mir an dem Traum nichts sonderbar vor, als der Name Martine, den ich niemals weder gehört zu haben mich erinnerte, noch als irgend in der Welt vorkommend mir wahrscheinlich machen könnte. Noch über den Gang der Phantasie bei Erfindung dieses Namens nachgrübelnd setzte ich mich zum Frühstück,

während dessen ich im Tacitus las. Einen vergessenen Umstand nachzuholen, schlug ich eine gute Anzahl Blätter zurück, bis zum Tode des Germanicus, den ich vor mehreren Tagen gelesen und siehe da! Die Frau, deren sich Piso zur Vergiftung von Augustus Enkel bedient haben soll, hieß — Martina.[1]) Ich hatte bei meinem schlechten Gedächtnisse diesen Umstand so rein vergessen, daß selbst die Wiederholung des Namens im Traume mir nicht einmal die dunkle Erinnerung zurückführte, ihn schon einmal im Leben gehört zu haben, und der Traum wußte, was mir selbst unbekannt war.

* * *

118.

1830.

Sonderbarer Gemüthszustand. Eigenes Mißbilligen des kaum Hervorgebrachten. Sonst pflegte diese lästige Selbstkritik sich doch bis zur Vollendung einer Arbeit hinauszuschieben, nun aber drängt sie sich allmählig schon während derselben ein. Wo soll das hinaus? Worin liegt die Ursache? Ist sie körperlich? Ist es das, was die Leute Hypochondrie nennen? Und wenn es körperlich ist, hat man dagegen Mittel? Oder geht es vom Geiste aus? Ich habe es immer redlich gemeint und doch bin ich vielleicht nicht ohne Schuld. Unterlassungen sind so sträflich als Handlungen.

Gestern Abends nicht bei F. gewesen. Sie halten sich von mir beleidigt, ich mich von ihnen. Ich habe immer den Fehler gehabt, daß, indeß ich ohne Achtung von Seite der Menschen nicht leben kann, ich mir doch immer alle Mühe gab, die Menschen des Lästigen dieser Achtung zu überheben. Wenn sie mir nun endlich gar zu nahe gekommen sind, wird mir die Lage plötzlich unleidlich, und ich breche ungestüm mit Ansprüchen hervor, in die sich die Anderen kaum mehr zu finden wissen. Ich weiß sehr gut, wie viel Fehlerhaftes dabei zu Grunde liegt, es ist aber auch ein guter Zug darin: Mein

Widerwillen gegen das Komödiespielen jeder Art, vorzüglich aber gegen das im gewöhnlichen Leben. Ich gebe mich gern minder, als ich bin, weil mir das Sich-höher-geben gar so unleidlich ist.

* * *

119.

1830.

Gestern in der Physiologie nicht fortgefahren, die mich doch die letzte Zeit so höchlich interessirte, weil — ich mich von P.** beleidigt glauben konnte, der mir das Werk darüber geliehen, und ich den Widerwillen gegen den Eigenthümer des Buches auf das Buch selbst übertrug. Ja die ganze Wissenschaft ist mir fast unangenehm geworden, weil mir die Erinnerung an sie ein paar erbärmliche Streitworte zurückruft, die ich mit dem gewechselt, der mich gewissermaßen auf dieses Studium aufmerksam gemacht.

* * *

120.

1830.

Den gestrigen Tag recht erbärmlich zugebracht, ohne Gedanken, ohne Erhebung, ohne Sammlung. Abends in der Irre herumgegangen, weil ich zu F.'s nicht mochte, die Theater nichts interessantes darboten, und meine Lebensart mich aus allen freundschaftlichen Verhältnissen, aus allem Umgange gesetzt hat. Gewiß! es ist an keine Aenderung in meinem Innern zu denken, wenn nicht diese Verbindung mit F. ganz aufhört. Das kann aber ohne Atrocität nur durch eine Aufenthaltsveränderung geschehen. Ich war schon einigemal Willens, den Fürsten Metternich um eine Stelle bei einer Gesandtschaft anzugehen, nach Italien oder Spanien etwa. Aber nebst der ermangelnden Geläufigkeit im Französischen ist mir auch alles

Praktische so fremd geworden, daß ich mit einer Art Schauder an jede eigentliche Amtsführung denke. Zu einer länger dauernden Reise auf eigene Rechnung, die ungefähr die nämlichen Dienste leisten würde, fehlt mir das wesentliche Erforderniß: Geld. Ein großer Theil meiner Mißstimmung rührt offenbar von diesem letzteren Mangel her. Durch eine längere Reihe von Jahren war ich gewohnt, aus dem Ertrag meiner poetischen Arbeiten mit diesem Universalhebel immer versehen zu sein, und nun, da er fehlt, und ich auf meinen Gehalt beschränkt bin, weiß ich oft nicht, wie auslangen. Ich kann entbehren, ja es fällt mir leicht, aber das Vorausberechnen und Überlegen, das immerwährend Sich-bewußt-bleiben, daß man kein Geld habe und sparen müsse, bin ich entwohnt worden. Es empört mich, daß, wenn ich in der ersten Hälfte dieser schönen Sommermonate zu viel Geld ausgegeben habe, ich nun wünschen muß, daß sie doch ja recht schnell vergehen möge, indeß ich sie sonst aus Abscheu vor dem Winter verlängern möchte bis zur Jahresdauer. Kurz: ich bin herabgekommen in jeder Beziehung, das ist so ziemlich der Inbegriff meiner Lage, und daß das nichts angenehmes ist, weiß wohl Jedermann.

* * *

121.

1830.

Ich bin heute eigentlich erschrocken. Ich las in Boswells Ausgabe von Shakespeare (ein Buch, das ich neu gekauft, und niemand in der Hand gehabt hatte als ich) unter den gesammelten Vorreden die des Johnson und zwar mit einem Vergnügen, einer von Schritt zu Schritt auftauchenden Billigung, wie man sie nur beim ersten Lesen eines geistreichen Werkes hat. Plötzlich sehe ich einen Druckfehler mit Bleistift verbessert. Das konnte nur ich gethan haben. So hatte ich also den Aufsatz wirklich schon einmal gelesen, und dieser Umstand, ja die letzte Erinnerung an all das Gute und Schöne,

was darin vorkommt, so wie verloren, daß einzelne Züge mit einer Art Überraschung auf mich wirkten. Wozu liest man aber, wenn die Spuren des Gelesenen so aus der Wurzel vergehen? Mein Leben war immer ein Traum und zwar nicht nach jenem griechischen Spruche der eines Wachenden, sondern in der That Eines, der schläft. —

* * *

122.

6. August 1830.

Vorgestern den Tag mit Schlechta[1]) auf der Jagd in Reisenberg[2]) zugebracht. Fürchterliche Hitze; die ersten Schüsse gefehlt, darüber mißstimmt geworden und bald wieder umgekehrt. O Stimmung, Stimmung! Du Göttin der Schwachen, muß ich dir auch auf der Jagd unterthänig sein? Im Zurückfahren zu Achau angehalten, durch einen Bauernjungen eine Karte ins Schloß geschickt, wo Luzie[3]) wohnt. Wie sie sich freuen wird, die Arme, über dies Zeichen der Nähe des Erbärmlichen.

* * *

123.

7. August 1830.

Gestern Nachmittags bei Monimia[1]) gewesen. Ich verstehe sie nicht. Sie versuchte ein paar mal zu spotten im Beisein ihrer Schwestern und des Vormundes, bat aber doch am Schlusse recht bald wieder zu kommen. O, sie hat recht, recht, recht! Alle Welt hat Recht, nur ich nicht.

* * *

124.

7. August 1830.

Ich weiß wohl, was mir fehlt: Ich habe nicht arbeiten gelernt. Von Kindheit auf mir selbst überlassen, in den Schulen

elenden Lehrern hingegeben, die weder für sich noch für ihren Gegenstand Interesse zu erwecken wußten, überließ ich mich einer desultorischen Lektüre, einem launenhaften Studium, einer abgerissenen Verwendung, die unter diesen Umständen noch das möglichst beste war, mir aber die eigentliche, die standhaft verfolgte, folgenrechte Arbeit fremd machte, die eigentlich doch die Bedingung zu allem Bedeutenden ist. Ich bin dadurch der Mensch der Stimmung geworden, die, obgleich das wirksamste von allem, doch ihrer Natur nach nicht immer da sein kann und, wenn sie fehlt, mich zum Untüchtigsten aller Menschen macht. Diese lutherischen Pastorssöhne sind von Kindheit auf an andauernde Verwendung gewöhnt worden, und die in Gang gebrachte Mühle mahlt fort, wenn auch das aufgeschüttete Getreide weniger wird, ich aber — du mein Gott! die großen Anlässe wären ja nicht groß, wenn sie immer zur Hand wären.

* * *

125.

7. August 1830.

Es heißt, sie haben den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs ernannt.[1]) Sonderbar! Ich habe dieses grauenhafte Ereigniß beinahe mit allen Umständen vorausgesagt. Als die Ordonnanzen erschienen, sagte ich, sie würden dem Herzog von Orleans einen Thron eintragen.

* * *

126.

9. August 1830.

Gestern den Tag in der Briel bei Hartmut zugebracht. Eigentlich entzückt gewesen von dem Anblick seiner vier hübschen, gesunden, lieben Buben. So hätte ichs auch haben

können. Man ist denn doch nur ein vacirender Räuber und Spitzbube, wenn man das dreißigste Jahr überschritten hat, ohne verheirathet zu sein. Aber wenn es mißlingt wie es bei mir aller Wahrscheinlichkeit nach der Fall gewesen wäre! Wenigstens wußte ich nun, daß es mir nicht taugt, und das wäre immer ein Gewinn. Die Einladung zu diesem Besuche unüberlegt angenommen; mich darauf gefürchtet; gehofft, es werde darauf vergessen, wieder daran erinnert worden, aus Entsetzen halb ein Fieber bekommen; nun doch dort gewesen und mich im Ganzen recht gut unterhalten. Wenn die Leute nicht glaubten, man ennuyire sich, und darüber ängstlich würden, so oft man hie und da an dem Gespräche keinen Antheil nimmt und für sich hinschweigt; ich würde der Gesellschaft weniger ausweichen, als ich jetzt thue, besonders aber nicht unter drei und nicht über sechs. Das Bedürfniß der Einsamkeit ist bei mir so vorherrschend, daß ich wie wahnsinnig werde, wenn ich einen ganzen Tag unter Menschen zubringen muß, ohne mich von Zeit zu Zeit zurückziehen zu können. Auch strengt mich das Reden an, das bei mir immer eine Versetzung in einen ungewohnten Zustand, eine Art élan ist und daher von Zeit zu Zeit Erholung braucht. Statt daß Schweigen in solchen Fällen bei mir ein Zeichen der Langweile wäre, ist es vielmehr die Wirkung eines behaglichen Berührtseins, das ich gern im Stillen nachgenießen möchte. Meine Meinung mag ich noch allenfalls mittheilen, nicht aber mein Gefühl, und ich muß vergessen, daß ich nicht allein bin, meine Umgebung muß genau die Temperatur meines eigenen Wesens angenommen haben, wenn mein Inneres sich ergießen soll. Katty hatte es schon dahin gebracht, mich vergessen zu lassen, daß sie ein Aeußeres sei, warum mußte sie selbst die Differenzen herbeiführen! Unglückliches Geschöpf! aber, bei Gott! unglücklicher ich selbst! Ich komme mir als ein Verräther an allem Gefühl vor, weil ich das ihrige mißhandelte; meine Begeisterung für ein Gedachtes scheint eine Lüge, weil ich die für ein

Wirkliches hintergieng. Ah, theres the rub! Das zerstört mein Leben und meine Poesie!

Bei Hartmut seine Schwägerin getroffen, die mich beinahe in Bewegung setzte, weil sie in Stimme und Aeußerem der G . . b . . . e gleicht und zwar, wie diese letztere jetzt ist, da sie mir mißfällt; mich dabei aber an dieselbe erinnerte, wie sie einst gewesen ist, da sie anders war und mir gefiel. Lächerlich!

* * *

127.

20. April 1831.

Nach langer Zeit komme ich wieder zu diesen Blättern zurück. Am 5. dieses Monats Hero und Leander aufgeführt; nicht gefallen. Die ersten 3 Akte wüthend applaudirt, die letzten zwey ohne Antheil vorübergegangen. Traurig, daß die Stimme des Publikums mit meinen eigenen Zweifeln so sehr zusammentrifft. Der 5. Akt ist zwar leider nur zu wirksam, zu theatralisch (weßhalb ich ihn auch immer ändern wollte) er litt aber offenbar unter der Wirkungslosigkeit des 4. Aktes, denn auf einmal Zerstreute wirkt nichts mehr. Sonderbar, diesen 4. Akt schrieb ich gerade mit der meisten Innigkeit, dem nächsten Einleben, und er schien mir im ersten Augenblicke sehr gelungen; aber schon bei der zweiten Überarbeitung, ein Jahr später, konnte ich mich selbst nicht mehr darin finden. Das Ganze ist offenbar mit zu wenig Folge, abgerissen und mehr mit einer allgemeinen, als mit einer besonderen, mit einem Stoff Begeisterung geschrieben. Mehr Skizze als Bild. Die Aufgabe war ungeheuer. Wenn die Lösung gelang, war der Gewinn groß für die Poesie. Sie gelang nicht. Und doch, und doch! Wenn ich durch ein paar noch folgende, gelungene Leistungen mich in der Zahl der bleibenden Dichter erhalten kann, möchte leicht eine Zeit kommen, wo man den Werth des wenn auch nur Halb-Erreichten in diesem 4. Akte einsehen dürfte.

Sonderbar die Wirkung, die dieses Mißlingen auf mich machte! Anfangs höchst unangenehm, wie natürlich, aber schon der zweite Tag gewann ein höchst beruhigendes Gefühl die Oberhand. Aus der Knechtschaft des Publikums und des Beifalls gekommen zu sein, wieder mein eigener Herr, frei zu schreiben oder nicht, zu gefallen oder zu mißfallen, kein obligirter Schriftsteller mehr, weil ein Mensch, ein innerlicher, stille Zwecke verfolgender, nicht mehr an Träumen, an Wirklichkeit Antheil nehmender Mensch. Ja, wenn ich es wieder dahin bringen könnte! Jede Demüthigung der Eigenliebe sollte mir für den Preis willkommen sein!

* * *

128.

26. August 1831.

Von einer nach Gastein unternommenen Reise heute zurückgekommen. Krank abgegangen, krank heimgekehrt. Den ersten Theil des Weges, von Wien bis Ischl, zu Fuß gemacht und mich besser befunden als jemals seit 10 Jahren. Durch 13 Tage jeden Tag 6, 7 bis 8 Stunden gegangen ohne Anstoß, beinahe ohne Ermüdung. Hätte ich mich des Bades enthalten, ich wäre jetzt gesund. Aber die Aerzte meinten, und ich gab nach, jeden Morgen fühlte ich mich schlimmer, und als endlich kaltes Wetter eintrat, kehrte sich gewissermaßen meine eigenste Natur um. Sonst zu Verstopfungen geneigt, überfiel mich eine Diarrhöe, die noch jetzt anhält, mir höchst widerlich ist und mich offenbar wie eine im Voraus zubereitete Speise der herannahenden Cholera vorsetzen muß, deren Symptome so ziemlich mit den bereits bei mir vorhandenen übereinstimmen. Jede Krankheit erzürnt mich, aber ich scheue keine. Diese Cholera aber widert mich an, weil sie gar so unsauber ist und ekelhaft. Beim Eintritt des letzt verflossenen Winters hatte ich ein Vorgefühl, daß es einer der traurigsten meines Lebens werden würde, und es

kam so. Dasselbe Vorgefühl klammert sich auch jetzt an mich an. Ob es Wort halten wird?

Die Fußreise nach Ischl ward mir durch die Reisegesellschaft verleidet. Der Maler Beyer, Karajan, Bauernfeld. Beyer war krank. Karajan, sonst ein gutartiger, unterrichteter Mensch identifizirte sich gar zu sehr mit der umgebenden Natur und streifte auch jenen Rest von Firniß ab, ohne den nur bedeutende Persönlichkeiten noch genießbar sind. Bauernfeld fängt an, durch das Komödienwesen und den Umgang mit Schauspielern verdorben zu werden. Die Innigkeit des Wesens, die ihn liebenswürdig machte, räumt einer Art . . . . Leichtfertigkeit und spitzigen Bestimmtheit den Platz, die mir an Jedermann widerlich ist, an ihm aber, des Kontrastes wegen, ärgerlich. Daß ich ein schlechter Gesellschafter bin, ist gewiß. Ertragen, um ertragen zu werden, ist das Hauptprinzip jeder Gemeinschaft. Bei mir aber wirken die üblen Eindrücke so gewaltig nach, daß sie mich bestimmen, und da eine gewisse Schwäche oder Gutmüthigkeit meiner Natur mich abhält, das Störende bestimmt zurückzuweisen, so ist der Verstimmung kein Ende, und das Ganze sieht endlich aus wie üble Laune. Ja, wenn ich endlich losbreche, so geschieht es nicht beim eigentlichen Anlaß, sondern erst wenn mir die Nachwirkung unerträglich wird, so daß ich wohl gar als der eigentliche Angreifer erscheine.

Man kann sich überhaupt nicht läppischer gegen Beleidigungen benehmen als ich. Da ich wohl oft im Zorn, nie aber mit Ueberlegung Jemand ein bitteres Wort gesagt habe, so fällt mir auch im ersten Augenblicke bei kränkenden Reden Anderer nicht ein, daß dabei eine Beleidigung beabsichtigt sei. Ich habe in hypochondrisch-argwöhnischen Augenblicken schon oft da Feindseligkeiten gesehen, wo am Ende nichts Uebles gemeint war, daß ich seitdem den ersten Eindrücken und meiner Empfindlichkeit mißtraue. Erst in der Folge, wenn das Störende, nach allen Seiten betrachtet, keine andere als üble Auslegung gestattet, halte ich mich für wirklich be-

leidigt. Von da an bin ich in Verfassung, und die Angriffe werden, wenn auch nicht Fall für Fall, doch um so derber zurückgewiesen. Aber auch nun vergesse ich in meiner Zerstreuung das Zugefügte, und der Beleidiger kann nach einiger Zeit sein Spiel wieder von Neuem anfangen und findet mich wieder wehrlos bis auf einen gewissen Punkt. Zeigt sich der Gegner endlich als schlecht, dann ist an keine Aussöhnung mehr zu denken, und er findet einen stets kampffertigen Widerpart.

Bauernfeld's Vorzüge gehen alle aus der Empfindung hervor; wenn er ihr untreu wird, ist auch sein ganzer Werth verloren. Er mag gegen den Egoismus auf seiner Hut sein!

Auf einer zwölftägigen Fußreise bis Admont gelangt; von da zu Wagen nach Ischl. Dort trennte sich die Gesellschaft.

Ein paar Abentheuer: Versuchte Besteigung des Hochschwab. In dunkler Nacht die Voralpe: das Gödlach [Gollrath?] erreicht. Zu 13 Personen in einer Ochsenhütte übernachtet, deren Flächenraum 16 aufrechtstehende Personen völlig ausgefüllt hätten. In der Mitte ein Herd mit einem die ganze Nacht unterhaltenen Feuer. Kein Rauchfang, kein Fenster. Man mußte liegen oder sitzen, auf einer Höhe von 5 Fuß erstickte man im Qualm, Regen die ganze Nacht. Des Morgens um ½3 Uhr aufgebrochen. Dichte, undurchdringliche Nebel, beinahe der auf Büchsenschußweite liegende Hochschwab selbst nicht zu sehen. Der Apotheker Hölzl, unser Führer von Maria-Zell aus, dringt auf Besteigung des Berges. Wir erklären den Versuch als Unsinn, was es auch gewesen wäre. Hölzl setzt seine Reise fort, wir kehren um. Der Nebel verwandelt sich in Regen, in Wasserguß. So steigen wir 4 Stunden abwärts nach Weichselboden. Der Weg oder vielmehr der Ort, wo wir gehen, denn Weg gibt es keinen, durch den Regen schlüpfrig gemacht. Abstürze, die beim Aufwärtssteigen die Dunkelheit der Nacht verborgen, nunmehr offen vor Augen liegend. Ich falle mehr ein Dutzendmal. Einmal ein ungeheurer Baumstamm quer über unsern Pfad

gestreckt, von solchem Umfang, daß, wenn man ihn, wie man mußte, rittlings überschritt, kaum die Zehenspitzen jenseits den Boden erreichten, und zugleich war er schlüpfrig wie Glatteis und ragte mit dem äußeren Ende in den Abgrund hinaus, so daß beim Abglitschen die Strafe der Ungeschicklichkeit nicht zweifelhaft war. Bis auf die Seele naß langten wir in Weichselboden an. Die Kleider mußten ausgezogen werden, um am Feuer zu trocknen, in doppelt übereinander gezogenen Hemden und Unterhosen erwarteten wir das Mittagmal bei einem — Spiele Karten. Trauriger Nothbehelf! aber mein Denk- und Gefühlsvermögen schwieg auf der ganzen Reise, und meine Gesellschaft fühlte sich nicht zum Wecken berufen. Sie mögen mit Recht mir denselben Vorwurf gemacht haben! Ich bin nur ein Mensch, wenn ich allein bin, und dann nicht immer! Die Gesellschaft findet an mir nur zu häufig einen Klotz!

In Gastein den Erzherzog Johann getroffen. Wenn ich je meinen Rudolf II. ausführen sollte, so wird dieser Erzherzog wohl darin als Erzherzog Mathias figuriren. Auch Oberst Heidegger [1]) war da, derselbe, der eine Rolle in Griechenland spielte. Er hat mir nicht sonderlich gefallen, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil ich ihm offenbar auch nicht sonderlich gefiel. Daß er eitel ist; wer steht mir dafür, daß ich es nicht bin? Diese meine ausschließende Vorliebe für Einfachheit und anspruchslose Herzensgüte kann eben so wohl ein Wunsch zu gelten sein, verbunden mit Unfähigkeit sich geltend zu machen.

Unter den Badegästen die recht interessante Madame Duport und eine wunderhübsche Frau von Miglitz aus Klagenfurt. Sie gefielen mir beide, ich habe sie aber beide durch meine widerliche Laune von mir entfernt.

Es war eine Zeit, wo die Weiber das von mir ertrugen. Werde ich alt? Bin ich noch unschöner geworden als sonst? oder? Einige liebenswürdige Frauenzimmer, die sich geduldig von mir mißhandeln ließen, haben mich verwöhnt.

Ich nähere mich nicht leicht, ohne daß man mir entgegenkömmt; beim geringsten Mißvergnügen breche ich das Verhältniß ungestüm ab, und die Weiber lassen es nunmehr dabei bewenden, was sonst nicht der Fall war. Es beginnt Abend zu werden. Während der ganzen Reise, während des langen Aufenthaltes in Gastein nicht einen poetischen Gedanken gehabt; ja kaum begriffen, daß ich je wieder in Stimmung kommen könnte, einen Vers zu machen. Entsetzliches Gefühl!

Die Wände meines Zimmers in Gastein mit Lobeserhebungen des elenden Baldamus auf den Erzbischof von Erlau beklext gefunden.[2]) Ich schrieb einige Schimpfzeilen darunter, da ich sie doch sonst vergesse:

> Ovidius, Virgilus,
> Horatius, Baldamus
> Es klingt doch alles gleich auf us,
> Oremus und laudamus.

> Dem klugen Manne schmeicheln hat Vortheil oft gebracht,
> Und schmeichelst Du dem Thoren, ist er in Deiner Macht;
> Allein dem Schmeichler schmeicheln ist höchlich unbedacht:
> Wer selber Netze stellet, nimmt sich vor'm Netz in acht.

* * *

129.

19. September 1831.

Kaum von Gastein zurückgekehrt, mit Schlechta und den beiden Hartmuth zum Besuch nach St. Christoph am Fuße des Schneeberges gegangen. Dort 7 Tage zugebracht. Mein körperliches Übel bessert sich. Große Fatiguen mitgemacht, gleich nach der Ankunft zu Christoph eine Nacht auf dem Gamsberge bivouakirt. In einer Laubhütte, mit Heu zugedeckt, außen ein großes Feuer. Schöne Nacht, die Sterne gar so groß am Himmel. Um halb drei Uhr Morgens Aufbruch. Die letzte Spitze erstiegen. Jagd. Beim zweiten Triebe schon

am Glück verzweifelnd, auf einem Baumstamm sitzend eingenickt. Plötzlich Lärm der Hunde, ein Schuß ober mir. Aufgewacht. Bock und Geiß hart vor mir. Vorüber wie im Sturm. Nachgeschossen; gefehlt. Mißlaunig.

Ich muß trachten ins Currens zu kommen. Ich will, so lange es mir beliebt, eine Art Tagebuch fortsetzen. Mittel gegen die Gedankenlosigkeit. Wenn diesen Winter die Cholera überhand nimmt, wird man doch viel zu Hause bleiben müssen, da ist denn jeder Zeitverderb willkommen. Auch habe ich beschlossen, die Abendgesellschaften im Gasthause aufzugeben. Ich erhalte mich viel reiner; hehrer würde Khüeny sagen. Da werde ich denn frühzeitig zu Hause sein und kann eine halbe Stunde vor dem Schlafengehen mit derlei Geschreibsel ausfüllen. Schlafe ich auch über der Anstrengung des Schreibens schlechter, so ist es ja eben nicht durchaus nothwendig, gut zu schlafen. Dann ist bei mir der völlig ungereizte Zustand eigentlich so gut als apathisch, was das Übel ärger macht. Darum nur darauf los geschrieben! Es ist ohnehin, als ob sich seit der Rückkehr von Christoph ein poetischer pruritus einigermaßen wieder regen wollte. —

* * *

130.

21. September 1831.

Die Cholera ist in Wien.[1]) Als sie entfernt war, fürchtete man sich; als sie zögerte zu kommen, ward man leichtsinnig, als sie eintrat, und von einzelnen wenigen Erkrankungsfällen mit einem ungeheueren Sprunge an einem Tage anderthalbhundert erkrankten und verhältnißmäßig viele daran starben, und noch dazu fast alle aus den besseren Ständen, ward das Entsetzen allgemein. Ich verhielt mich ziemlich gleichgiltig. Aber, als ich im Gasthause mich an den Tisch setzend plötzlich höre, daß der Advokat Dr. Götz, mit dem ich seit 5 Jahren täglich zu speisen gewohnt war und auch noch den Tag zu-

vor gespeist hatte, denselben Morgen nach einem kurzen Übelbefinden gestorben sei, schlug es plötzlich grauenhaft in mich.[2]) Ich konnte nicht essen, und die folgende Nacht bekam ich selbst einen Anfall, der, obschon nicht heftig, doch schon ein bedenkliches Symptom zeigte. Die rechte Hand nämlich war für einige Augenblicke eiskalt und bewegungslos geworden, sie erwärmte und belebte sich aber bald wieder. Mit diesem Anfalle war aber auch mein bewegter Zustand vorüber. Widerlich war mir eigentlich nur gewesen, daß ich glaubte, der Cholera-Tod trete in Folge ungeheurer, unleidlicher Schmerzen ein, und die Idee, wie ein verwundetes Thier sich krümmend, sinnlos, im Schmutz eckelhafter Leibesentleerungen aus der Welt zu gehen, empörte mich. Aber als der Arzt, über meinen Krankheits-Anfall viel mehr erschreckt als ich selbst, die irrige Idee über die den Tod begleitenden Zufälle genommen hatte, schien es mir gar nicht mehr so schlimm, mitten in einer allgemeinen Calamität, unbemerkt, kaum bedauert, das Los Vieler zu theilen. Ja, als ein neuer Anfall, obwohl unendlich schwach und bald vorübergehend mich verflossene Nacht aus dem Schlafe weckte, dehnte ich mich mit einer Art Wollust bei dem Gedanken eines so schnellen Überganges in das unbekannte Land. Ich hegte gleichsam die Empfindung des erwachten Grimmens im Unterleibe, schlief aber darüber ein und erwachte gesund und diesseits. Ich glaube nicht, daß ich an dieser Krankheit sterben werde; sie nimmt wohl nur die, die noch gerne da bleiben möchten.

* * *

131.

17. December 1831.

Wie lange ist es her, daß in dieses Buch nichts eingeschrieben worden! Kann ich mich denn durchaus an die Idee eines Tagebuches nicht gewöhnen? Von heute an, da ich die gewöhnlichen Abendzusammenkünfte im Gasthause aufgegeben

habe, bliebe vor dem Schlafengehen Zeit genug, ein paar Zeilen niederzuschreiben. Und es wäre doch so nützlich! In guten Zeiten spinnt sich die geistige Existenz von selbst fort; aber bei quälenden Ereignissen ist ihre erste Wirkung, daß sie mir das Denken verleiden, da jedem Gedanken sich die Erinnerung an das bestehende Traurige beimischt, wodurch bei meiner großen Empfindlichkeit das Gefühl der Lage bis zum Unerträglichen gesteigert wird. Das Schreiben ennuyirt mich jetzt schon; daher schnell zum Schluß. Tagesbegebenheiten keine. Morgens versucht an der Libussa zu bosseln, aber ohne Erfolg, da das Ganze nicht interessirt, und der ganze Plan schlecht ist. Bloßes Gedankenzeug, nicht einmal streng abgegränzt, beinahe ohne Gefühls-, wenigstens ohne Leidenschafts-Motive. Ich schreibe daran fort in dem Bewußtsein, daß dabei nichts herauskommt, blos um dem inneren Krieg eine Diversion zu machen und die Vormittagsstunden zu tödten, die mich tödten würden, wenn ich mich mir selbst überließe. Zu Mittag gegessen, unmittelbar darauf nach Hause, in dem dürren Zschokkischen Alamontade gelesen. Klavier gespielt, zu Fröhlich gegangen. Sitze hier — und schließe.

* * *

132.

19. December 1831.

Von so vielen Seiten das Geschick den Menschen verwunden kann, von so vielen hat es mich angegriffen. Kein Punkt ist, wo ich anhalten könnte und tiefer Athem holen und sagen: hier will ich Fuß fassen. Wenn der Mensch jemals ohne Unsinn sagen könnte, ich mag nicht mehr leben, so könnte ich es jetzt. Und ich sage es auch; aber es ist Unsinn. Und jeder Tag fügt eine neue Qual hinzu, jede Nachricht ist eine üble, jeder Schritt führt abwärts. Ohne ein hinzukommendes Günstiges von Außen, weiß ich wohl, werde ich mich nicht aufrichten können. Nicht daß ich muthlos wäre! Ich kann

noch mehr ertragen; aber mein Geist mattet sich im Widerstande ab und über der Nothwendigkeit, die Fersen fest gegen den Boden zu stemmen, kann er seine Flügel nicht brauchen. Deß allen bin ich nicht ohne Schuld. Ich habe die Menschen aus allen Kräften von mir fern gehalten, und sie halten sich nun fern. Die Menschen lassen sich noch allenfalls von Hochmüthigen verachten, denn, wer sich selbst einen Riesen dünkt, läßt die andern in ihrer natürlichen Größe, wenn er sie für kleiner hält als sich selbst. Wer aber die andern gering schätzt, ohne sich selbst hoch zu setzen, reduzirt die Verachteten auf Null, und das erträgt Niemand. — Alle Literatoren Deutschlands sind gegen mich, denn ich habe sie nicht gesucht, sie vermieden, ja selbst die Briefe nicht beantwortet, die sie an mich schrieben. Wer von ihnen braucht es zu wissen, welch' ein Feind von Briefschreiben ich bin, wie ich die Antworten so lange aufschiebe, bis es zu spät wird, oder ich darauf vergesse? Sie nehmen es für Eigendünkel und Verachtung und rächen sich. Wie widerlich mir dieses lamentable Wiederkäuen ist! und doch kann ich nur klagen. Das hat mir auch die beharrliche Fortsetzung meines Tagebuches immer unmöglich gemacht.

Heute und gestern in der Libussa nicht fortfahren können. Das Ganze drückt gegen den Boden zu und müßte lange in der Luft gehalten werden. Nicht die Phantasie fehlt; das Herz ist todt; und das Gefühl ist die eine Hälfte der Phantasie, so wie auch der Verstand nur halb im Kopf liegt und halb in der Brust. Einige Oden von Manzoni gelesen. Zu sichtliche Nachahmung der Alten und des Dante, übrigens vorzüglich. In Diderot's Memoiren fortgefahren. Er ist der Lessing der Franzosen. Ihre Gaben halten sich so ziemlich die Wage. Diderot feiner und beweglicher, begabt mit dem glücklichen Takt der Franzosen. Lessing aber ist mehr Mann. Ich weiß nicht, ob Diderot hätte einen Nathan schreiben können, Lessing gewiß weder eine Religieuse, noch einen Jaques fataliste. Als Kunstrichter und Kenner steht Lessing weit über Jenem.

Diderot's Vorschläge zu einem Monument für den Dauphin versiren so in der unbildsamsten Sentimentalität, daß man gleich merkt, wie weit es mit ihm her ist, dagegen: wie lange erhält sich der Franzose frisch! Schwärmerischer und zugleich vollkommen bastanter Liebhaber mit 50 Jahren. Lessing — doch halt! auch er heirathete spät, und wenn auch ohne Gluth, die Wärme war ihm noch nicht abhanden gekommen.

Mittags im Konzert des Musikvereins. Darauf zu Fröhlich. Über die Vorzüge einer Sängerin und eines Violinspielers eines Schlages in einen so heftigen Streit mit Katty gerathen, daß die sonst überschwänglichen Schwestern sich ins Mittel legen mußten. Das Mädchen ist durch Liebe und Achtung lenksam bis zur Willenlosigkeit, aber gleich auf gleich die größte Rechthaberin von der Welt und, so lange die Aufregung dauert, nicht im Stande zu schweigen, oder den Streit liegen zu lassen, wenn es auch alles gälte, was zu erhalten sie sonst das Übermenschliche thut und duldet. Warum mußte dieses Wesen in meine Hände gerathen oder je darauf verfallen, sich gleich auf gleich mir gegenüber zu stellen!

Heute Mittags bei Fröhlich. Sie versuchte zu trotzen, konnte es aber nicht zu Ende bringen. Versöhnung. Die wievielte seit unserer Bekanntschaft? Nachmittags in Forkel's Geschichte der Musik gelesen. Auszüge gemacht.[1]) Ich sollte mich an diese Auszüge gewöhnen. Abends bei D . . . Quartette gehört. Dazwischen ein Trio von Beethoven. Er quält einen mitunter wie ein launisches Mädchen, und wenn man im Begriffe ist zu brechen, fühlt man sich plötzlich durch ein herzliches Wort wieder versöhnt. Es ist Nacht. Ich will mir den Schlaf nicht wegschreiben.

* * *

133.

20. December 1831.

Gewöhnlicher Tag. Morgens nichts gearbeitet. Fast möchte ich sagen: Gott sei Dank! da die Arbeit vor der Hand doch so selten zu Dank geräth. Dafür in Hormayer's historischem Taschenbuche gelesen, das mir frühmorgens Karajan brachte.[1]) Viel Gutes in der Biographie Stadions gefunden. Gott wollte diesen Hormayr zum Geschichtsschreiber machen, er selbst aber hat sich lieber zu dem eigensüchtigen, klatschenden, charakterlosen, chamäleontischen Zwitterding gemacht, das er wirklich ist. Abends bei Doktor Schäfer verschiedenes von den Arbeiten unseres gemeinschaftlichen Schulkameraden Dr. Hornpostel[2]) von ihm selbst vorlesen gehört. Wirklich ausgezeichnet. Manches so gut als bei Tieck, manches, besonders das Versificirte, besser. Ich habe in ihn gedrungen ein paar Bände herauszugeben; obwohl man dazu eigentlich niemand auffordern sollte, denn es ist das Grab der Innigkeit, des Einlebens in den Gegenstand, der Empfindung der Unschuld, was weiß ich? Wenigstens mich hat die Publicität alles das gekostet. Indeß mag es bei Andern anders sein. Dieser Mann ist beinahe um 5 Jahre älter als ich und hat sich in seiner Zurückgezogenheit so innerlich jung und frisch erhalten, daß mir ganz weh ums Herz wurde bei der Vergleichung. Und doch soll er dran! Es ist einmal Pflicht des Menschen, sich der Menschheit hinzugeben mit dem, was er vermag. Im Grunde steht es auch den züchtigen Fräuleins nicht wohl zu heirathen und sich dann allerhand sonst verabscheute körperliche Dinge gefallen zu lassen, aber der Mensch ist einmal nicht da, um rein zu sein, sondern zu nützen, zu wirken.

* * *

134.

21. December 1831.

Muß ich immer wiederholen: ein leerer Tag? Morgens ein wenig gearbeitet, es war, als wollte es sich etwas aufhellen. Durch einen Besuch des Kapellmeisters Kreuzer gestört. Mittags Klavier gespielt, gegessen. Bei Sellier gewesen. Im Theater Schwarzens Tochter [1]) spielen gesehen. Kein Talent. Nihil est intus. Die Fürstin Chawansky von Raupach.[2]) Miserables Stück. Gefällt dem Publicum sehr. Recht en niveau mit ihm. Nach dem dritten Akte nach Hause gegangen. In den Briefen eines Verstorbenen gelesen. Amüsant. Bei einer Stelle erschrak ich. Es geschah meiner Erwähnung.[3]) Ich las den Namen wie den eines Fremden, eines Verstorbenen. Ich muß mich oft recht besinnen, um mir bewußt zu werden, daß ich derselbe bin, dessen Werke einiges Aufsehen in der Welt gemacht haben. Der Dichter Grillparzer. Der verfluchte Name hat mich immer geärgert. Geschrieben kann ich ihn sehen, gedruckt entsetzt er mich. Derlei Namen kommen nicht auf die Nachwelt, Lord Byron mag sagen, was er will. O weh, o weh der verflossenen Zeiten! und der kommenden, setz' ich hinzu!

* * *

135.

22. December 1831.

Aufgestanden. Wie seit längerer Zeit alle Tage, vor dem Frühstücke im Aristoteles (Analytica), während des Frühstückes einige Scenen aus einem spanischen Stücke gelesen. (Diesmal die erste Hälfte des dritten Aktes von Cifuentes Vengada antes de ofendido, herzlich matt).[1]) Ein wenig gearbeitet. Wieder durch Kreuzer gestört worden. Besuch von Karl Hartmuth. Einladung zu Eskeles, wenn nicht etwa der hinkende Bothe hinten nach kömmt. Ich bin vorsichtig geworden. Im Bureau Xenophon. Die Art, wie Derkyllides dem Kerl (Manias heißt er, glaube ich) mitspielt, recht gut

in einem Stücke zu brauchen. Mich doch halb gefreut, daß der gute, aber etwas abstruse Berger mir versichert, daß, wenn er mit mir zwei Minuten spreche, es ihm Stoff zum Durcharbeiten auf zwei Monate gäbe. (O, weh! ich selber habe die Ausbeute von zwei Monaten in eben so viel Minuten verzettelt!) Im Wirthshause gegessen, mich mit dem ältern servilen C*, dann mit A und E unterhalten, von denen der letztere vielleicht ein Kuppler, der erstere wahrscheinlich ein Mouchard ist.

Die Nachricht bestätigt gehört, daß die Theaterdirektion beabsichtigt, den treuen Diener wieder aufzunehmen, nachdem man ihn 3 Jahre liegen lassen, und daß Schwarzens Tochter die Königin spielen soll. Will man diese Schauspielerin unter dem Deckmantel eines halb-neuen Stückes durchschlüpfen machen, oder soll das Stück an dem Widerwillen des Publikums gegen die Schauspielerin Theil nehmen. Ich weiß es nicht. Die Sache ist aber entweder boshaft oder ungeschickt.

* * *

136.

27. December 1831.

Mehrere Tage dies Schuldbekenntniß nicht fortgesetzt. In eine Masse von Zerstreuungen und übler Laune hineingezogen worden, in denen doch endlich jene dieser wunderbarer Weise ein Ende machten. Ich sollte mehr Takt haben n der abwechselnden Wahl der Gesellschaft und Einsamkeit, jedes für die Zeit, wo es Noth thut, es gienge offenbar besser.

Einen Christbaum bei Fröhlich mitgemacht und Bescherungen erhalten, wobei mich die Oberflächlichkeit und Geschmacklosigkeit des von Kathi mir bestimmten Geschenkes äußerst unangenehm berührte. Zweimal im Begriffe gewesen, den Stein des Anstoßes geradezu auf der Straße wegzuwerfen, nur um des widerlichen Eindruckes los zu werden. Ich habe es nicht gethan. Es war ein allerdings nicht zu verwerfendes

Gefühl, was mich daran hinderte. Kann nicht weiter schreiben, weil ich keinen brauchbaren Faden zu Stande bringe.

* * *

137.

12. September 1832.

. . . Mittags ein paar Konzerte von Mozart gespielt. Wunderschöne, heitere, klare, melodienreiche Musik, obwohl nicht frei von Gemeinplätzen, aber auch diese mit graziöser Wendung. Mich mit meinem Bruder Kamillo geärgert und darüber sogar unbillig geworden. Zeitungen. Seit des Herzogs von Reichstadt Tode scheinen die Napoleonisten und Republikaner in Frankreich ihre Absichten zu vereinigen. Das könnte gewaltige Resultate geben.

Einen französischen Roman von Vigny, Cinq-Mars [1]), begonnen. Ein anderer von demselben Verfasser hatte mir gefallen; der gegenwärtige, eine eigentliche Schülerarbeit. Die Memoiren der Zeit geplündert und die aufgelesenen Züge hölzern neben einander hingestellt. Will Abends nicht mehr ausgehen.

* * *

138.

16. September 1832.

. . Vorgestern sprach ich gegen zwei Stunden mit Franzosen, die den auteur de Sappho kennen lernen wollten, und habe mich ihnen schlecht genug, aber, weiß Gott! natürlich präsentirt. Die Anstrengung eines so langen Gespräches und das Französisch-Reden ermüdete mich so, daß ich, nach Hause gekommen, in einen tiefen Schlaf sank und erst nach ein paar Stunden wieder erwachte. Wahrlich mein Übel ist dem größern Theile nach körperlicher Art. Die Kraft ist nach so vielen

innern und äußern Kämpfen erschöpft. Eine Reise könnte mich vielleicht wieder spannen.

* * *

139.

16. September 1832.

Bauernfeld schickt mir Bücher zurück. Der halb natürliche, halb gemachte Leichtsinn dieses Menschen, den ich sehr geliebt habe, wird mir nachgerade widerlich. Ich betrachte ihn für verloren. Er könnte nur mit eigentlicher Applikation etwas werden. Sein ganzes Talent geht vom Gemüth aus, die dramatische Anlage ist ohnehin schwach . . .

Habe Hegel's objektive Logik begonnen. Das Buch ist sehr schlecht geschrieben. Auch das System scheint mir hohl. Man muß übrigens abwarten. Alles, was ich philosophisches lese, vermehrt meine Achtung für Kant. Zwar gibt er genau genommen kaum Resultate, aber der Stand unseres Wissens scheint mir noch gar nicht dahin gediehen zu sein, um eigentliche Resultate zu erwarten. Laßt sie noch tausend Jahre die Natur beobachten, aus dem armen Ich ist nicht mehr herauszupressen, und das Objektive ist vor der Hand auch ein Buch mit sieben Siegeln.

Auch Norvins portefeuille de 1813 und den ersten Band von seiner Geschichte Napoleons gelesen.[1]) Das erste gefällt mir besser, das letzte mißfällt mir ganz. Ein gesuchter, aufgeblasener, in seiner Gedunsenheit oft falscher Styl. Ein Enkomiast, kein Geschichtsschreiber. Die Franzosen kommen doch über die Memoiren-Manier nirgends hinaus. —

* * *

140.

25. September 1832.

... Gelesen Norvins Geschichte Napoleons. Der zweite Band ist bedeutend besser als der erste. De Vignys »Cinq Mars« vollendet. Mitunter doch so viele Darstellungsgabe, ein Anflug von eigentlicher poetischer Auffassung, oft aber an Effektmacherei und noch öfter an Karikatur streifend. Im Hegel fortgefahren. Der Embryo des ganzen Werkes scheint der erste Satz in Okens Naturphilosophie: Gott ist das seiende Nichts. Seine Theorie möchte ich das Postulat der theoretischen Vernunft nennen im Gegensatz von Kants praktischer. Der Unsinn als Weg zum Sinn.

* * *

141.

3. October 1832.

Habe meine Wohnung geändert und sitze nun in meinem neuen Quartier, das hübsch genug aussieht und sonst auch ganz bequem wäre, nur daß es beinahe rein gegen Norden liegt und daher so kalt ist, daß ich nicht weiß, ob ich werde ausdauern können. Das ist um so unangenehmer, da meine Gesundheit in der letzten Zeit sehr gelitten hat und einen so bedenklichen Charakter annimmt, daß ich nothwendig einen Arzt werde zu Rathe ziehen müssen. Wüthende Hämorrhoidal-Schmerzen haben mich fast untüchtig zu allen gemacht, der Abend kommt, das Alter. —

Vorgestern, da ich eben im Begriffe war, meine alte Wohnung zu verlassen, — nein, es war doch am letzten September — kam D. und holte mich ab, den Schiedsrichter zwischen ihm und seiner Frau zu machen, von der er sich eben auf immer zu trennen im Begriffe stehe. Ich gieng hin, zu ihr, die mir selbst einmal wohlgefiel, und die mich vielleicht damals geliebt hat. Die Ursache der gegenwärtigen häuslichen Zerwürfnisse aber ist — ein neuer Liebhaber. Ja, neu, ich

habe kein Recht, mich darüber zu beklagen. Ich war auch wirklich jetzt gleichgültiger, als mir lieb ist, obgleich damals, als sich mein Verhältniß mit ihr zerschlug, es mir schwer aufs Herz fiel, schwerer, als ich nach dem Grade meiner Neigung zu ihr glaubte. Es war eben die Trennung von dem letzten wohlthuenden Lebens-Gefühl. Ich setzte der Frau den Kopf zurecht, las dem Manne ein Kapitel, versprach in ihrem Namen Aufgeben der Liebschaft, mit der es übrigens nicht viel auf sich hatte, versöhnte das Ehepaar (freilich wird's nicht lange währen) und ging endlich wie ein Komödien-Vormund, ich, der ich noch vor Jahr und Tag selbst der Liebhaber war und die nämlichen Trennungs-Vorbereitungen um meinetwillen erlebt hatte.

Die erste Liebesperiode mit dieser Frau war wirklich ungemein reizend. Aber dasselbe, was Anfangs an sie zieht, stößt unendlich zurück. Ihre Vorzüge und Fehler vereinigen sich in einer Eigenschaft: sie ist ein Kind.

* * *

142.

10. October 1832.

Ich kann mich einmal nicht an eine Regelmäßigkeit in diesen Blättern gewöhnen. Was ist in dieser letzten Zeit geschehen. Soviel als nichts. Doch halt! Die Arbeitslust hat sich zum Theile wieder eingestellt. Überhaupt gibt mir jeder Wohnungswechsel neue Entschlüsse und ist insofern nicht so übel. Ich fange an vor 7 Uhr aufzustehen und — habe Hero und Leander wieder vorgenommen. Ich möchte gern damit zu einem Abschlusse kommen und das Ding, neu durchgegangen, entweder noch einmal aufführen oder doch drucken lassen. Ohnehin mahnt mich meine Schuld an Wallishauser an Mittel zur Zahlung zu denken. Ich mag fast meine Bücher nicht mehr lesen, weil ein Theil davon noch auf Rechnung steht.

Habe mich in eine Lesegesellschaft aufnehmen lassen, um leichtere Lektüre zu haben, da die schwere mich auf die Länge zu sehr anstrengt und Abends mich wohl gar schlafen macht. Ich gedenke diesen Winter alle Abende zu Hause zuzubringen. Der Anfang dieser neuen Lesungen ist übrigens nicht sehr aufmunternd. Man hat mir einen französischen Roman von Alfons Karr gegeben: sous les Tilleuls.[1]) Ich mußte ihn eben aus der Hand legen, weil er mich gar zu sehr ennuyirte. Mein Kopf erträgt die Anstrengung nicht mehr und, was mich nicht anstrengt, interessirt mich nicht.

Man hat vor ein paar Tagen ein neues Lustspiel von Bauernfeld gegeben: das letzte Abentheuer.[2]) Zum Theil bezaubernder Dialog, aber Anlage und Erfindung doch einmal gar zu ärmlich. Ob es der Mann je im Lustspiele zu etwas bringen wird? Ich verzweifle beinahe. Er hat wenigstens diesmal die Gebrechen selbst eingesehen . . .

* * *

143.

11. October 1832.

. . . Mein Bruder Karl hat mir geschrieben. Er ist auf eine andere Stelle befördert worden und verlangt nun Reisegeld von mir und die Erlegung seiner Dienstkaution. Ich habe kein Geld. Das Wenige ist ausgegeben. Ich kann jetzt noch gar nicht denken, woher nehmen. Das Zuhausebleiben des Abends und zwar, ohne Musik zu machen, wird mir wohl bekommen. Ein Bischen Langeweile schadet nicht, die Tage rollen sonst gar so entsetzlich schnell dahin. Überdies langweile ich mich nicht. Das Klavier steht jetzt nicht mehr in meinem Schreibzimmer. Das ist gut und kann der Poesie zu statten kommen, ich werde sonst der innern Anregung gar zu leicht durch die Töne los.

* * *

144.

11. October 1832.

In der Revue britannique die Überzeugung geschöpft, daß Byron bei Schaffung der dunklen Charaktere seiner ersten Epoche weniger sich selbst schildert, wie man allgemein glaubt, als seine Individualität mit der seines Freundes Trelawey vermischte und mit dem Mengbilde vielleicht bis zur Selbsttäuschung zufrieden war.

Sous les Tilleuls fortgesetzt, das Ding wird besser und besser. Viel Talent, selbst der langweilige Anfang gewinnt Haltung durch die Folge. Aber auch Inkohärentes, Outrirtes. Ohne Noth abscheulich die Szene mit dem Sterbenden, der den Helden des Romans anfaßt und von ihm zurückgeschleudert den Kopf am Boden zerschmettert. Pfui!

Graf Mailaths Zwillingsschwestern aufgeführt.[1]) Komplett durchgefallen. Ich habe es ihm vorausgesagt. Eine abgeschmackte, unwahre Natur, dieser Autor.

* * *

145.

13. October 1832.

Mein Zustand bessert sich etwas. Die Gesundheit zwar noch immer schlecht, die Goldader mit all ihren Unannehmlichkeiten, aber nach Innen zu beginnt es sich aufzuheitern. Ich fange an, wieder poetisch denken zu können . . .

Die Wohnungsveränderung hat dem Durchbruche tüchtig nachgeholfen, und ich denke dies erprobte Hausmittel in ähnlichen Lagen öfter zu gebrauchen.

Ich habe Hero und Leander wieder vorgenommen und will sehen, was sich thun läßt. Auch für meine Geldverlegenheiten wäre das ein guter Ausweg. Ich brauche wenigstens 300 fl. KM. als Kaution für meinen Bruder, des Reisegeldes nicht zu gedenken, und den Wallishauser'schen Erben

bin ich noch an 800 fl. für Bücher schuldig, um die ich alle Tage gemahnt werden kann.

Sous les Tilleuls vollendet. Abscheulich, gesucht-wahnsinnig, abgeschmackt.

Die neueste französische Literatur ist bei allen Vorzügen des Talentes doch eigentlich monströs, die Immoralität hat sich bei ihnen aus den Extremitäten auf die inneren Theile geworfen, aus den Sitten auf die Betrachtung, aus dem praktischen aufs speculative. Ihre Romane lesen sich, als wären sie von Schurken für Narren geschrieben.

* * *

146.

27. October 1832.

Nach langer Zeit wieder einmal zu diesen Blättern zurück. Ganz will ich sie nicht leicht wieder aufgeben. Es ist nur so schwer eine Zeit zu finden. Der Morgen soll von nun an für immer zusammenhängende, wenn möglich poetische Arbeiten gewidmet (sein). Spät Abends, habe ich gefunden, raubt mir das Schreiben den Schlaf. Es bleibt daher, da es bei meinem späten Zutischgehen für mich keinen Nachmittag gibt, für derlei Notaten nur der frühere Abend, den ich gar zu gern mit Lesen zubringe, und wenn ich im Zuge bin, mich auch geflissentlich darin nicht stören mag.

Die letzten drei Tage gehören zu den glücklicheren. Ruhe und Sammlung, so lange Fremdlinge in meinem Gemüthe, kehren zurück. Ich habe meine Revision von Hero und Leander fortgesetzt; ob mit Glück, weiß ich nicht. Der Erfolg wirds lehren. Ich gedenke sodann den Traum ein Leben vorzunehmen und sogar an Rudolf II. zu gehen, wenn die Götter zustimmen. Noch ist die Gemüthsverfassung wenig poetisch und mehr fleißig als gehoben. Aber wir wollen sehen.

Eine Schauspielerin Fournier [1]) aus Berlin hat mich in meinem Vorhaben in Bezug auf die Hero sehr bestärkt. Sie

kam zu mir, das Stück für die Berliner Bühne zu begehren, und ihr Aeußeres entsprach der Rolle so völlig, daß ich mich plötzlich in Gang gesetzt fühlte. Ich habe sie seitdem in einzelnen Szenen spielen gesehen (denn ein ganzes Stück auszuhalten hindert mich mein heftiger Widerwille gegen das Theater), aber das Innere der guten Person entspricht der äußeren Ankündigung nur wenig. Diese könnte Hero'n nur zu einem zweiten Falle verhelfen. Gleichviel, ich will es vollenden.

Finde mich endlich so ziemlich in meine Wohnung, die kalte Temperatur abgerechnet. Habe heute zum erstenmal einheizen lassen. Die Kälte des Morgens stimmt mich zum Arbeiten, aber die Gesundheit leidet.

Viele Besorgungen vollbracht. Wenig Kluges. Ich will eine Zeit lang leichtere Lectüre treiben, vielleicht besiegt dies die schwerfällige Leere. Sarrans über Lafayettes politische Laufbahn, besonders sein Antheil an der Julirevolution.[2]) Ganz gut geschrieben, obgleich unreif gedacht und mit übertriebener Verehrung für den wackeren, aber unpraktischen, phantasirenden, ewig jungen Alten.

Ein Novellenbuch: Dur- und Molltöne angefangen und weggelegt. Schlecht, schlecht, schlecht. Diese Deutschen können nun einmal nicht schreiben.

Die Neigung zu Luzien wieder einigermaßen erwacht. Ich wollte, es ließe sich viel herstellen, wie es einmal war.

* * *

147.

15. November 1832.

Wieder lange Zeit verstrichen. Was ist denn geschehen? Ich war unwohl. Meine neue Wohnung behagt mir nicht. Das Schlafzimmer ist groß und kalt. Ich verkühle mich des Nachts. Das Arbeitszimmer ist, übrigens angenehm genug, so klein, daß die Hitze des Ofens auf jeden Punkt im ganzen

Umfange strahlend hinwirkt. Dazu riecht dieser Ofen. Kurz ich bin unwohl mit Husten, Schnupfen, Anlage zum Zahnweh u. s. w.

Ich fahre in Hero und Leander fort und schreibe das Ding ab, da ich sonst keine Art weiß, mich wieder lebhaft zugleich ins Ganze und in die Einzelheiten zu versetzen. Manchmal gefällt mir das Ding ungemein, manchmal macht es gerade die entgegengesetzte Wirkung. Der vierte Akt wird immer die Hauptschwierigkeit bleiben. Ich habe die ersten drei Aufzüge dem Hoforganisten Sechter [1]) (gegen meine Gewohnheit) vorgelesen. Er weinte bei den kalten Parthien; die warmseinsollenden schienen ihn nicht besonders anzusprechen. Doch vollendet muß es werden. Der vierte Akt ist absichtlich etwas unförmlich, ja gedehnt angelegt; er soll ja auch zugleich einen großen Zeitverlauf ausdrücken. Aber die Leute wollen sich durchaus nicht ein Bischen ennuyiren. Geistreich gelangweilt ist auch unterhalten!

Ein Herr Molitor gibt gewöhnlich alte Quartettenmusik.[2]) Schon sind 3 vorüber; 4 Quartetten von Händel, fugenartig, von unendlicher Schönheit und so voll Geschmack, als wären sie gestern geschrieben. Die Bekanntschaft des Bocherini gemacht, ein Quartetten-Komponist, etwas vor Haydn, großentheils dessen würdiger Nebenbuhler.[3]) Dittersdorf mitunter gar zu pikant und daher gesucht. Roselli, geb. zu Leutmeritz 1750, † 1792, weniger bedeutend. Sachini, geb. zu Neapel 1735, † Paris 1786, wunderschön, häufig fugenartig hinreißend, Adagio schmelzender Gesang.

Ein Trio von J. J. Rousseau mußte leider bis jetzt aufgeschoben werden.

Gestern waren die Tabakrevisoren bei mir und nahmen mir ein Pfund französischen Tabak, den mir Sieber zum Geschenk gemacht hat. Der weggejagte Bediente desselben hatte uns angezeigt. Ich hätte das Paket so leicht über die Seite bringen können, versäumte es aber aus Mangel an Geistesgegenwart, obgleich ich wie natürlich gar nicht erschrocken war.

Die Abende recht angenehm mit Lektüre zugebracht, absichtlich leichtes Zeug. Die Franzosen empören mich zugleich und interessiren mich. Les deux cadavres von Soulié leistet beides im hohen Grade.[4]) La Fée aux miettes von Ch. Nodier, geistreich, aber langweilig.[5]) Einigen deutschen Quark angesehen und weggeworfen. Die revue de Paris ein höchst anziehendes Journal.[6]) Merkwürdig der Unterschied verglichen mit den englischen Reviews.

Etwas griechisch. Die moralischen Schriften des Plutarch ungemein schwer verständlich.

Ich klimpere wieder manchmal etwas auf der Guitarre. Mein Klavier ist mir verleidet, da es in einem Zimmer steht, wo ich gehört werde, wenn ich spiele.

Im Ganzen bringe ich meine Zeit, trotz des Winters, leidlicher zu, als es nunmehr seit beinahe zwei Jahren geschah. Ich sollte schon darum des Winters arbeiten, um mir dadurch den Rest des Tages erträglich zu machen.

* * *

148.

13. April 1833.

Furchtbar ist mein Zustand. Jeder Gedanke an Poesie verschwunden, selbst die Lektüre verleidet. Ich mag nicht denken. Von quälenden Gedanken wie von Hunden angefallen, weiß ich nicht nach welcher Seite mich wenden. Ich bin körperlich häßlich geworden aus einem Nicht-Schönen, der ich immer war, welches letztere mich übrigens gar nicht kümmerte, Beweis genug, daß mein gegenwärtiger Verdruß über das Erstere nicht aus eigentlicher Eitelkeit herrührt. Aber es ist peinlich, einen widerlichen Eindruck zu machen. Auch sonst ist meine Gesundheit zu Rande. Ich muß Flanell auf der bloßen Haut tragen, wenn ich nicht immer von Flüssen geplagt sein will. Meine Zähne, sonst so gut, sind angegangen und drohen unausgesetzt mit Schmerzen. Ich bin

42 Jahre alt und fühle mich als Greis. Ich bin der Steigerung begierig, die das eigentliche Alter mit sich bringen wird. Der Wunsch etwas poetisches hervorzubringen verfolgt mich allenthalben, und ich bins wahrhaftig nicht im Stande. Und doch ists nur die Unlust und deßhalb auch die Unfähigkeit, anhaltend auf einem Gegenstande zu verweilen, was mich daran hindert, mich, dessen vorzüglichste Eigenschaft in früherer Zeit gerade dieses Verweilen, dieses Ergründen, dieses Durchdenken war. Wird das wieder anders werden? Ich zweifle. In dieser Zerworfenheit habe ich meine Jugend zugebracht, in ihr wird sich mein Alter endigen. Ich wüßte sie wohl zu bekämpfen. Sich in irgend einen Wissenszweig vertiefen, ein eigentliches Studium anfangen. Aber das würde mich von der Poesie unwiederruflich abziehen, die doch der Zweck meines Lebens ist. Es ist gleichgiltig, ob ich mich abquäle, aber es ist nothwendig, daß etwas verrichtet werde.

* * *

149.

12. März 1834.

Verflossenen Sonntag bei Hofrath Kiesewetter [1]) ein Stabat mater von Astorga für 4 Singstimmen gehört. Seit lange nicht so im Innersten ergriffen gewesen. Was haben für Männer gelebt, wenn ein solcher kaum den Namen nach mehr bekannt sein kann. Ueberhaupt zieht mich diese ältere Gesangmusik vorzugsweise an. Daß der Text darin nur im allgemeinen beachtet, und die Musik daher nicht gehindert wird, einen ihr eigenthümlichen Reichthum nach Genügen zu entfalten. Die neuere Gesangmusik ist doch immer nur ein Gemisch aus Poesie und Musik, und ich mag die Mischgattungen nicht leiden, obwohl auch darin Vortreffliches geleistet worden ist. Mich hat deshalb in letzterer Zeit Meyerbers Robert der Teufel vorzugsweise angezogen, weil darin das Bestreben erkenntlich ist, die Opernmusik auch in

ihren Gesangtheilen der Kammermusik wieder näher zu bringen, von der sie in früher Zeit ohnehin nur sehr wenig verschieden war.

Im Uebrigen nichts geschehen. Habe mir vorgenommen, obgleich ich des Mißlingens gewiß bin, um die erledigte Stelle eines Universitäts-Bibliothekars einzukommen, kann aber mit dem Gesuche nicht fertig werden. Nicht bald hat mich eine Arbeit so angeeckelt, ja ich treffe gar den rechten Ton nicht. Halb ohnmächtig, halb demüthig, halb stilisirt, halb Aktengewäsch.

Wie? wenn man versuchte verständig zu werden! Die Poesie dem Zufall überlassen, ob sie sich wieder einstellen will oder nicht, und dies ewige Verzweifeln eines von ihr vergessenen Liebhabers in ein besonnenes verständiges Verfolgen sonstiger Lebenszwecke umstimmen und, wie gesagt, dem Glücke überlassen, was sich sonst noch dazu fügen wird. Obzwar — da ist wieder der Teufel! Aber man soll es probiren.

* * *

150.

14. März 1834.

Meine Wohnung ist zu kalt. Habe gestern einen höllischen Abend mit Frost, Fieberschauder und Zahnschmerzen zugebracht. Letztere kommen hauptsächlich daher, daß ich Vormittags eine ganze Abtheilung Händels Judas Makkabäus durchgesungen. Das häufige Einziehen der Luft beim Singen regt mir das Leiden in den schadhaften Zähnen auf. Ich weiß das und unterlasse es doch nicht.

Habe neulich Marie gesehen mit ihrem Manne und Kinde. Sie ist älter geworden, freilich erst 25 Jahre, man merkt aber doch die Veränderung. Das sonst eigentlich himmlische Gesicht hat menschliche Beimischungen erhalten. Obgleich, wie ich überzeugt bin, sie jetzt vollkommen gleichgiltig gegen

mich ist, ließ sie doch ein wenig ihre Augen spielen, ich hütete mich aber einzutauchen, obgleich auch die Erinnerung dessen, was ich ihr vorzuwerfen habe, ziemlich verwischt war. Sonderbare Eigenheit meiner Natur! Ich verzeihe Beleidigungen nicht leicht, aber ich vergesse sie. Nicht etwa als ein Großmüthiger; vielmehr (ohne je die Rache bis auf die Zufügung oder nur den Wunsch einer Beschädigung auszudehnen) peinigt mich nach jedem Angriffe eine so quälende Begier, wenn auch nur durch ein Wort mir Genugthuung zu verschaffen, daß es mir Schlaf und Eßlust nimmt; geht aber einige Zeit ohne Gelegenheit zur Retorsion vorüber, und der Begegner wiederholt die Beleidigung nicht, so entschwindet das Ganze meinem Gedächtniß, und ich setze das durch das unangenehme Ereigniß unterbrochene Verhältniß fort, als ob nichts dazwischen gekommen wäre. Auf diese Art begrüße ich Leute freundlichst, spreche mit ihnen, und nach dem Weggehen fällt mir erst ein, daß ich mir nicht nur vorgenommen, wie das Vernunft und Würde fordert, gegen sie kalt, ja zürnend zu sein. Das ist albern, läppisch und hat mir auch in literarischen Zwisten nur zu sehr geschadet.

* * *

151.

15. März 1834.

In der von ihm selbst gerühmten Weichheit der Empfindung bei Jean Paul mag wohl eigentlich mehr Weisheit gewesen sein als Empfindung. In dem Brief an seine Mutter (Wahrheit aus Jean Pauls Leben 3. B.) herrscht ungeachtet der schweren Lage der bekümmerten Frau eine an Härte streifende Spaßhaftigkeit, ja Geringschätzung vor, so daß man von den patriarchalischen Idyllen im ersten Bande sich ziemlich enttäuscht findet.

* * *

152.

17. März 1834.

Gestern Aufführung des Oratoriums Judas Makkabäus von Händel durch die Mitglieder des Musikvereins im großen Redoutensaale.[1]) Herrliches Werk. Nicht ohne Formenwesen, viele Reminiscenzen aus andern Händel'schen Werken. Manche Solosachen können wohl in der Zeit nicht gefallen haben, aber besonders die Chöre über allen Ausdruck schön. Mich entzückt in diesem Händel, daß er so ganz Musiker ist, nie bloß auf Wiedergebung des Textes hinarbeitet, sondern den poetischen Ausdruck ganz zerstört, um an seine Stelle den vollen musikalischen hinzusetzen. Erbärmliche Menschen, die ihr glaubt und lehrt, die Vokalmusik müsse streng die Gesetze der Deklamation befolgen! Hört jenen Chor in Jephta, glaube ich, »alles, was ist, ist recht.« Wie er da auf das letzte Wort losschlägt, daß das Mark in den Knochen zerrinnt. Wen würde man nicht auslachen, der deklamirend so spräche: Erst ganz leise: »Alles was ist, ist« und dann herauspolternd »**recht**«. Es wäre auch lächerlich, aber musikalisch ist es ganz vortrefflich deklamirt, oder viel mehr gesungen, denn ich kann das Übertragen der Worte aus einer Kunst in die andere nicht ausstehen, die Hälfte aller ästhetischen Irrthümer entsteht daraus oder pflanzt sich wenigstens dadurch leichter fort.

Tietze hat ganz kannibalisch schlecht gesungen.[2]) Die Chöre giengen sehr gut. Die arme Pepi Fröhlich stand aber weit voran, aber ihre Stimme beginnt sich ganz zu verlieren.

* * *

153.

12. April 1834.

Ich habe Zedlitz Hero und Leander zu lesen gegeben. Es gefällt ihm nicht. Er findet, daß der Ausführung Wärme fehle. Ich bin seiner Meinung. Und doch ist seitdem wieder eine Art Bosheit in mir entstanden, mir das Werk doch

gefallen zu lassen. Mangel an Wärme. Das wäre es! Der Plan ist gut, ich möchte kein Haar daran geändert. Aber Mangel an Wärme in der Ausführung. Ich erinnere mich noch, daß ich nichts mit größerer Anschaulichkeit gearbeitet, als dieses Stück, aber das Äußere, die aufeinanderfolgenden Tableaux ward mir dadurch gewissermaßen die Hauptsache, wo noch besonders dazu kam, daß ich in der ersten Figur immerfort Marie vor mir sah in aller ihrer damals wirklich himmlischen Schönheit.

* * *

154.

4. Oktober 1834.

Aufführung des dramatischen Märchens: Der Traum ein Leben. Vollkommenen Sukzeß.[1])

Die Geschichte dieser Arbeit ist sonderbar genug. Die erste Idee dazu entstand in mir unmittelbar nach Aufführung der Sappho, und den Anlaß dazu gab Voltairs Erzählung: le blanc et le noir. Ich sprach mit dem Schauspieler Heurteur über den Gedanken, der dabei entzückt war und seinen Kameraden Küstner (Reichart)[2]) zu mir brachte, der bald darauf im Theater an der Wien eine Einnahme zu erwarten hatte und mich dazu um dieses Stück bat. Ich war bereit, da durch Heurteur und Küstner sich die beiden Hauptrollen des Stückes vortrefflich besetzt fanden. Bald aber trat eine Stockung ein. Küstner, der sich (zum Theil mit Recht) auf seine Mimik viel zu Gute that, wollte durchaus jenen Zanga nicht als Schwarzer spielen. Mir hatte sich diese Form aber schon so eingeprägt, daß es mich in meinem Ideengange störte, und da zugleich Freund Altmütter, dem ich von dem Stücke erzählt hatte, davon halb im Scherze nur als von einem Unsinn sprach, statt der handelnden Personen vielmehr das Publikum träumen zu lassen, ward ich verdrießlich, legte den vollendeten ersten Akt hin und erklärte Küstner, auf mein Stück habe er für

seine Einnahme nicht zu rechnen, er möge sich um ein anderes umsehen. Das that er denn auch, und als der Tag kam, gab er ein Stück, das — eben auch auf einen Traum basirt war, der vor dem Zuseher sich objectivirt und die Sinnesänderung des Helden bewirkt.[3]) Das Zusammentreffen war um so merkwürdiger, da auf jenen Tag eine ähnliche Idee wie dramatisch behandelt worden war. Aber wie auch immer, das fremde Stück war da, und ich verlor nun alle Lust an dem neuen weiter zu arbeiten, ja, ich gab jeden Gedanken an die Vollendung desselben so sehr auf, daß ich bald darauf den fertigen ersten Akt in einem Wiener Theateralmanach unter dem damaligen Titel: Des Lebens Schattenbilder, drucken ließ.[4]) Börne sprach damals in der »Wage« von diesem Akte mit großem Lobe. Viele Jahre vergiengen, und ich dachte nicht mehr an das Bruchstück. Nach vielen Jahren, ich hatte eben die erste skizzirte Bearbeitung von Hero und Leander vollendet, fiel mir das längst Vergessene wieder in die Hände.

* * *

155.

1835.

Ich habe mir zum Spaziergehen auf dem Lande einen dunklen Rohrstock gekauft, etwas plump, aber höchst bequem. Er gefiel mir beim Kaufmanne sehr wohl, und ich bin mit seinem Dienste sehr zufrieden, und doch überfällt mich eine unangenehme Empfindung, ein widerliches Gefühl in der Magengegend, wenn ich ihn in die Hand nehmen will. Ist es seine Derbheit, oder daß er dunkel ist, während mein voriger Spazierstock licht war? Was ist das für ein Unsinn? Wenn ich an Ahnungen glaubte, da wäre Anlaß.

* * *

156.

1836.

Die Engländer sind roh bei allen öffentlichen Gelegenheiten, wenn sie sich als Theil einer Masse fühlen, einzeln gibt es keine gefälligeren, keine höflicheren, keine herzlicher dienstfertigeren Menschen. Der gemeine Mann ist mehr auf seinen Kreis und auf den gerade vor ihm liegenden Gegenstand beschränkt, als irgendwo. Was du ihn fragst, wird er dir beantworten, aber über das deiner Frage zu allernächst liegende erwarte keine Auskunft. Ich fragte einen gemeinen Menschen im Angesicht eines herrlichen Pallastes: is this the pallace of St. James? Er antwortete mit der größten Freundlichkeit, das wäre der Palast des Herzogs von Southerland, erzählte mir eine Menge Particularitäten über den Herzog, seine Whims und dgl., aber, daß der St. James Palast gerade dahinter lag, sagte er mir nicht, denn ich hatte ihn um den gerade vor uns liegenden gefragt.[1])

* * *

157.

Freitag, 19. August 1836.

Morgens durch eine zerbrochene Kaffeemaschine in üble Laune gesetzt, verspätet. Eh noch die Lust und Fähigkeit zum Arbeiten sich einstellte, durch einen Besuch Prechtlers gestört. Erzählt mir den geringen Erfolg von Leben ein Traum in Graz.[1]) Hat mich mehr verstimmt, als vernünftig ist. Einen Gang zur Gefällen-Verwaltung wegen Figdors Kiste gethan. Ins Bureau. Statt des Kaisers Geschäfte zu besorgen, aus dem Deutschen ins Englische übersetzt. Ja, wenn ich das vor meiner Reise nach London gethan hätte.

Zu Tisch. Mehr Wein getrunken als gewöhnlich mit S., R. und E. O. würdige Gesellschaft! Spaziergang durch die Jägerzeile. Bei Figdor vorgesprochen, den ich auf der Stiege traf. Nach Hause. Da mein schwerer Kopf

anstrengende Lektüre nicht erlaubte, den ersten Theil von Paul de Kock's pucelle de Belleville gelesen. Unanständig und doch nicht schlecht, obwohl ich beßeres von ihm kenne. Singübung aus Hartnäckigkeit. Abends Blumenstöckel.[2]) Um $^1/_2$11 Uhr nach Hause. Proficiat.

* * *

158.

1836.

Die Angelegenheiten von Spanien interessiren mich bis zum Lächerlichen. Ich bin krank und zu allem unfähig, ehe ich weiß, daß Bilbao entsetzt, und Gomez zu paaren getrieben ist. Ich habe diese Nation immer geliebt, und die Möglichkeit, sie unter die alte Brutalität rückführen zu sehen, macht mich schaudern.

Ich leide überhaupt unter den Weltbegebenheiten. Was geht es mich an, und es ist Unsinn darüber das nöthige Eigene zu vergessen.

* * *

159.

1836.

Ich kann mich kaum der Freudenthränen enthalten, daß Bilbao entsetzt, und die Sache des Karlismus in Spanien sich zum Untergange neigt.[1]) Das wäre rein lächerlich, hätte ich nicht die Überzeugung, daß die Sache meines eigenen Vaterlandes dort verfochten wird. Wie nämlich Österreich in religiöser Hinsicht, ohne selbst reformirt zu werden, doch durch die Fortschritte der Reformation in den Nachbarländern gezwungen auf die gegenwärtige Stufe der Duldung und Brüderlichkeit gestellt wurde, so kann auch nur das Fortschreiten der politischen Regeneration in dem übrigen Europa dieses Land

aus seinem gegenwärtigen niederträchtigen Zustand heraus-nöthigen.

* * *

160.

1838.

Sonderbare Schlafzustände. Ich schlief heute Abends unterm Lesen ein, erwachte oder war mir wenigstens des Wachens bewußt. Dachte, beschloß die Hand, den Fuß zu rühren und war es nicht im Stande. Quälte mich unter den Versuchen ab und vermochte es doch nicht. Endlich gelang es, und ich richtete mich auf, sank aber gleich wieder zurück, und dieselben Erscheinungen traten wieder ein.

* * *

161.

1839.

Die Magd bei Fröhlich erzählte, daß, als ihr Vater gestorben, »den sie gar so lieb gehabt,« und sie beim Waschen und Ankleiden des Leichnams mitgeholfen, sey ihr die starre Kälte desselben entsetzlich gewesen. Da habe sie gedacht: wenn eine »junge und gesunde Person« sich zu ihm lege, vielleicht könne die Wärme ihn wieder zu sich bringen. Als daher Nachts alles schlief, sey sie aufgestanden, habe sich zu ihrem Vater ins Bett gelegt und so die ganze Nacht bei ihm ausgehalten. Am Morgen vermißt und überall gesucht, wurde sie endlich bei dem Leichname halb erstarrt gefunden. Eine tüchtige Tracht Schläge war der Lohn für den allopathischen Heilversuch. Es liegt etwas gräßliches, aber auch heroisches in dieser liebevollen Albernheit.

* * *

162.

1841.

Gestern las Holtei den Julius Cäsar von Shakespeare.[1]) Man mag sich anstellen, wie man will, es ist kein gutes Stück. Die ersten drei Akte vollkommen dramatisch, aber von da an brichts ab, und das Interesse wird rein historisch. In dem Gespräche zwischen Brutus und Kassius (4. Akt) ist eine Anknüpfung, daß Brutus allein der Sache willen handelte, indeß die Andern bloß von Selbstsucht oder Neid getrieben waren. Wenn dieser Gegensatz festgehalten und durchgeführt wurde, hätte es ein komplettes Ganzes geben können. Aber es verläuft sich wieder, und das Stück endet als eine Begebenheit, statt daß es zur Handlung geworden wäre.

* * *

163.

1844.

Ich hatte heute Nacht einen sonderbaren Traum. Ich befand mich als Supplikant um die Bibliothekskustos-Stelle im Vorzimmer des Hofrathes Löhr,[1]) wo man mich warten ließ, und ich im Ärger über solche Geringschätzung Betrachtungen über das Selbstverschuldete meiner Stellung im Leben an einander reihte mit einer logischen Schärfe und Überzeugungskraft wie niemals im Wachen. Unter den gleich mir Wartenden war auch der verstorbene Hofrath Floch.[2]) Sein Gesicht, das mir längst undeutlich geworden ist, steigerte sich im Traume zu einer solchen Porträt-Ähnlichkeit, daß es mir auch unmittelbar nach dem Erwachen noch lebendig vor den Augen stand. Jetzt, zwei Stunden darnach, ist mir der gute Hofrath Floch wieder so undeutlich als je zuvor. Was schläft wohl im Schlafe, und was wacht? Oder ist der Traum ein halber Schlaf, in den schon das Wachen hineinspielt? Aber auch das erklärt die Verdeutlichung längst vergessener Dinge

nicht, auch der magnetische Schlaf gibt eher eine Parallele als eine Erklärung.

* * *

164.

1844.

* * * hat mir heute (14. Jänner 1844) meinen kranken Fuß verbunden, ein Hemde geflickt und einen Zahn ausgerissen. Letzterer war freilich schon wacklich.

* * *

165.

1844.

Ob der östreichische Ausdruck Bußel für Kuss von Buße herkommt, weil man die Reliquien und Heiligthümer zu küssen pflegte, oder ob es unter die vielen Worte gehört, die sich in späterer Zeit aus dem spanischen dem Dialekte beimischten, wo denn buz, die Verneigung, wohl gewöhnlich mit einem Handkusse begleitet war. Man müßte eben sehen, wie früh das Wort vorkommt.

* * *

166.

1844?

En verité le mentir est un maudit vice. Nous ne sommes hommes, et ne nous tenons les uns aux autres que par la parole. Si nous en connoissions l'horreur et le poids, nous le poursuivrions à feu, plus justement que d'autres crimes. Montaigne des Menteurs.[1]) Wer wird nicht glauben, daß ich diese Gedanken von Montaigne entlehnt habe? Und doch war jener Monolog des Bischofs in »Weh

dem, der lügt!«, der genau dasselbe ausspricht, schon vor 5 Jahren geschrieben, und den Montaigne lese ich heute.

* * *

167.

1844.

Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich auch, daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt ein Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewiße gutmüthige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand und setzen für lauter Poesie an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist, wie wir in unseren Tagen leider gewahr werden; und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja der Kunst in dem weitesten Sinne. Göthe an Schiller, V, 257 u. 58. Meine eigene, so oft ausgesprochene Überzeugung.

* * *

168.

1844.

Für den tragischen Dichter stecken noch die herrlichsten Stoffe darin (im Hyginus)[1]), doch ragt die Medea vor, aber in ihrer ganzen Geschichte und als Cyclus mußte man sie brauchen. Schiller an Goethe, IV, 283. Merkwürdiges Zusammentreffen. O der vergangenen Zeit!

* * *

169.

1846.

Stiftung der Gräfin Elsbeth von Schaumberg an das Kloster Wilhering. Es werden dazu 15 Gulden gewidmet: zu Grillenparz u.s.w. Stültz, Geschichte von Wilhering, p. 54.[4])

* * *

170.

1846.

Österreich mit dem Fürsten Metternich kömmt mir vor wie ein armer Mann, der einen vortrefflichen Koch hat. Der Koch versteht sich auf die feinsten Speisen, aber der Herr kann sie nicht bezahlen. Für ihn, den Herrn, wäre eine Köchin, die sich auf bürgerliche Küche beschränkt, bei Weitem vortheilhafter.

* * *

171.

1846.

Schlager, Wiener Skizzen N. F. III, p. 178. Ausgeben auf das Gslos Partz, als das der Halbphaff und annder Veind inngehabt, und In zu des von Eberstorf Hannden abgewunnen ist worden. (Wo lag es? auch in Niederösterreich. Etwa bei (Kaiser) Ebersdorf.

* * *

172.

1847.

In Berlin mit Alexander Humbold zusammengekommen.[1]) Er hat nichts als gute und gescheite Dinge gesagt. Aber es fehlt die geistige Atmosphäre. Man fühlt nicht die Gegenwart eines bedeutenden Mannes.

* * *

173.

1847.

Es ist merkwürdig, mit welcher Leichtigkeit A. Humbold (Kosmos II. Bd.) die Ansichten und Gemüthsrichtungen unserer letzten Zeit, die denen seiner Mannesjahre so sehr entgegengesetzt sind, aufnimmt und sich aneignet. Das deutet auf eine große Frische des Geistes oder eine große Oberflächlichkeit.

* * *

174.

1849.

Die spanische Inquisition
Taugt nicht in unsern Tagen.
Ihr müßt euch begnügen schon
Die Andersgläubigen sonst zu plagen.

Ich schreibe derlei dummes Zeug, weil mir die Ärzte das Lesen verbothen haben, oder vielmehr meine Augen es von selbst verbiethen. Da sitze ich denn, denke über dieß und das und schreibe ein paar Worte als Abschluß meiner Gedanken.

* * *

175.

1849.

Es hat sich ein hiesiges Blatt, dessen Ausdruck bisher die Gemeinheit war, in dem Direktor Carl gelobt und Jenny Lind herabgerissen wurde, wie ein Paradiesvogel in einem Hühnerhofe, ein Herr Sigmund Engländer verirrt, der mit den Abfällen der neuesten Theorien platirt, uns Hoffnung gibt, die Fortschritte, welche die deutsche Poesie seit Schiller und Goethe bis auf den gegenwärtigen Höhepunkt gemacht hat, auch unter uns heimisch zu sehen.[1]) Es würde die Sache sehr abkürzen, wenn man Herrn Engländer dumm nennen könnte. Das ist er aber so eigentlich nicht. Er macht mitunter eine

richtige Bemerkung, wie sie allenfalls eine verständige Köchin auch machen könnte, er findet hie und da einen glücklichen Ausdruck, wo Einem aber immer die Erinnerung anwandelt, daß man ihn schon irgend sonst wo gelesen habe. Das eigentliche Unglück ist, daß Herr Engländer, der selbst ohne Talent scheint, von den Bedingungen und Gränzen jedes Talentes keine Vorstellung hat. Auch ist seine Manier, die in den hiesigen Blättern neu erscheint, im übrigen Deutschland schon bis zur Lächerlichkeit verbraucht.

* * *

176.

1850?

In Einem stimmt die Welt jetzt ziemlich überein, und sie müßte blinder sein als die Blindheit selbst, wenn sie nicht einsähe, daß es unserer Zeit an Talenten und Charakteren fehlt. Selbst der früher so oft wiederholte und eigentlich aus der Sache selbst fließende Satz: daß die Revolutionen große Männer an den Tag bringen, hat unser Armuthszeugniß besiegelt und unterschrieben. In ganz Europa war die Revolution und kein großer Mann hat sich gezeigt. Natürlich! Wo nichts ist, kann auch nichts erscheinen. Woher kommt also diese Dürftigkeit? Man kann es einen Zufall nennen; aber ein Zufall, der gleichzeitig sich in allen Ländern wiederholt, ist doch gar zu sehr allen Zusammenhang der Dinge verspottend. Ein Theil wird wohl immer Zufall bleiben: daß selbst nicht Einzelne sich der allgemeinen Ansteckung entziehen konnten, aber die Entgeistigung der Menschen, als Grund der Ansteckung, ist denn doch kein Zufall; um so mehr, wenn sich Ursachen nachweisen lassen, die die Erscheinung halb oder ganz erklären.

Andere mögen in der immer zunehmenden Gewinn- und Genußsucht, im Egoismus, in der Übertreibung des Handels-

und Industriestrebens die Gründe für die soziale und politische Mattigkeit nachsuchen, mich interessirt die Literatur, und da sich unsere Zeit vor allem eine gebildete nennt, so dürfte die Literatur als das Organ der Bildung am wenigsten ohne Einfluß sein und wohl gar einen großen Theil der Schuld tragen u. s. w.

* * *

177.

1850.

Mamsell Rachel wird nach Wien kommen.[1]) Da man noch nicht weiß, wie gut, wie vortrefflich oder wie mangelhaft sie sein wird, so beschäftigen sich die Journale vor der Hand mit ihrem Repertoir und meinen, für jeden Fall werde sie in schlechten Stücken auftreten, in den Trauerspielen von Racine und Corneille nämlich. Ich fühle mich gar nicht berufen, den unbedingten Lobredner der französischen Tragödie zu machen, aber es muß dem Sachkundigen immer schmerzlich fallen, die Grundsuppe der Literatur, die Nachbeter und Uneinsichtigen geringschätzig von Werken reden zu hören, die den Stolz ihrer Zeit ausmachten und einen, wenn gleich bedingten Werth für alle Jahrhunderte behalten werden.

Die Geringschätzung der französischen Tragödie hat in Deutschland eine große Autorität für sich, Lessing nämlich, der sich im Eifer der Diskussion sogar zu der Aeußerung hinreißen ließ: Man nenne mir ein Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen könnte. Wenn er damit meinte »verbessern«, so mochte er allerdings recht haben. Ich kenne kein Werk irgend eines noch so großen Dichters, das nicht Fehler hätte, und das man daher nicht verbessern könnte. Hätte er aber damit gemeint von vornherein beßer oder auch nur ebenso gut zu machen als Corneille, so wäre er in einem großen Irrthum befangen gewesen, schon darum,

weil Corneille ein eigentlicher Dichter war, Lessing aber in seiner Vielseitigkeit die Poesie nur nebenbei zum Ausruhen von anderer Beschäftigung trieb. Er fand seine Landsleute in einer sklavischen Nachahmung der Franzosen befangen und wollte sie ihnen verleiden, worin er ganz Recht hatte. Er wies sie statt dessen auf das Beispiel Shakespeares hin, befolgte aber für sich selbst vielmehr die Grundsätze Diderots im weinerlichen Lustspiele und dem bürgerlichen Trauerspiele, worin er sehr Unrecht hatte. Ueber Letzteres, das bürgerliche Trauerspiel, hat ein viel mehr berufener Dichter, weil selbst großer Poet, Schiller nämlich, sein Urtheil in den Worten niedergelegt:

Was kann der Misere denn Großes begegnen?

* * *

178.

1851.

Jener buntgekleidete Hanswurst, ein Herr P . . . (wahrscheinlich aus Pesth), der einen gar so großen Widerwillen gegen die Wiener Luft an den Tag legt. [1])

* * *

179.

1851.

Die Kochkunst in Szliacs, so viel ich weiß
Scheint schwerer als irgendwo,
Das Wasser des Kessels ist so heiß,
Die Gäste bleiben roh.

* * *

180.

1851.

Mein größter Schmerz in Szliacs ist, obwohl mir die Badekur nichts weniger als gut bekommt, daß es den Atheniensern in Sizilien so schlecht ergeht. Ich lese nämlich eben das siebente Buch des Thucydides.

* * *

181.

1852.

Heute ist mir etwas Wunderliches geschehen: ich habe im Gehen geträumt. Ich war früh aufgestanden, hatte Wasser aus dem Sauerbrunnen getrunken, gebadet, darauf wieder einen Becher Wasser getrunken und ging im Garten spazieren. Da kam ich auf einmal in einen bisher unbetretenen Theil desselben. Er war so schön, die Baumparthien so reizend, daß ich mich nicht genug wundern konnte, ihn früher nie bemerkt zu haben. Nur waren leider keine Bänke da, indeß Alles mich einlud mich niederzulassen. Meine Aufgabe war noch einen Becher Wasser zu trinken, ich kehrte daher um, mit dem festen Vorsatze den Platz gleich nach dem Trinken wieder aufzusuchen. Es geschah, ich hatte mir den Weg durch eine früher oft betretene kurze Allee von kleinen Bäumen gemerkt, die Gartenparthie war aber nicht mehr aufzufinden, denn — sie hatte nie existirt. Daß nun dieser Traum — denn für das muß ich es halten — im Gehen sich ergab ist das Wunderliche. Sonst ist mir eine Art Träumen oder Entstehen von unwillkürlichen Bildern, besonders Abends, vom Lesen ermüdet, nichts Seltenes; aber im Gehen und mit dieser die Wirklichkeit lügenden Stärke ist es mir noch nicht vorgekommen.

* * *

182.

1852.

Ich war gestern in Oberschützen bei der öffentlichen Prüfung eines Privatinstitutes, das aber jetzt die Rechte eines Gymnasiums erhalten hat.[1]) Es wird von Protestanten besorgt. Unglaublich ist, was die Zöglinge, durchaus Kinder unter 12 Jahren, leisten, und das Institut dürfte einzig in Oesterreich sein. Deutsche, lateinische und die Anfangsgründe der französischen Sprache, Naturgeschichte, Geographie in eigentlicher Ausdehnung, Kopfrechnen und die Lehre von den Dreiecken aus der Geometrie mit aller Bündigkeit der Beweise. Der Eifer der Knaben ist ohne Beispiel. Am besten hat mir gefallen, daß außer den Zöglingen auch die Bauernknaben des Ortes an dem Unterrichte theilnehmen, aber nur in den Gegenständen der Realschule. Zwei von den gegenwärtigen Lehrern sind solche herangebildete Bauernknaben. Bei den geistlichen Liedern, mit denen die Prüfung begonnen und beschlossen wurde, sangen solche Bauernjungen in bloßen Füßen mit. Das Ganze wurde von einem Pastor Wimmer gegründet, der, was das Merkwürdigste von Allem ist, die durchaus aus Landbauern bestehende Gemeinde zu bestimmen wußte, die ersten Errichtungskosten zusammenzusteuern. Wegen Antheil an den politischen Regungen mußte er fliehen und lebt nun in Bremen. Sein Schwiegersohn, der gegenwärtige Pfarrer, setzt es fort. Er scheint ein sehr unterrichteter Mann, obschon ein kleiner Beigeschmack von modischer Geckerei ihm nicht fern seyn dürfte, obschon vielleicht nur, um sich von der bäurischen Plumpheit der katholischen Geistlichkeit zu unterscheiden. Auffallend waren mir diese Protestanten, deren Wesen durch den Zustand der Gedrücktheit schärfer hervortritt als in eigentlich protestantischen Ländern. . . . .
. . . .
. . . . Sie glauben, die Wahrheit ihrer Sache schwarz auf weiß zu haben. Hier wirken sie segensreich,

und Oberschützen ist ein merkwürdiger Punkt auf der heimischen Erde.

* * *

183.

1855.

Heute war A* bei mir und eröffnete mir seinen Kummer, daß er in einer schon unter der Presse befindlichen Schrift sich gegen die materialistischen Richtungen der Zeit ausgesprochen habe. Ich fragte ihn: ob er denn selbst materialistisch gesinnt sey? Er meinte Nein, aber Doktor F. habe ihm gesagt, daß der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft materialistisch sey, und da fürchte er als nicht auf der Höhe der Zeit stehend betrachtet zu werden. Da er von dem, was man Überzeugung nennt, keine Vorstellung zu haben schien, tröstete ich ihn, daß es doch viele Anhänger der spiritualistischen Richtung gegeben habe und noch gebe, so daß er für jeden Fall auf eine Parthei zählen könne. Damit befriedigte er sich.

* * *

184.

1855.

Ich erinnere mich aus meiner frühesten Knabenzeit, daß ich und mein um ein Jahr jüngerer Bruder Karl in Enzersdorf bei Brunn, wo wir mit unsern Ältern wohnten, unterm Billard saßen und spielten. Plötzlich schrieen wir Beide zu gleicher Zeit auf. Als man herbei eilte und uns um die Ursache fragte, versicherten wir einen Geist gesehen zu haben. Auf die weitere Frage, wie er denn ausgesehen habe? sagte ich: wie eine schwarz verschleierte Frau; mein Bruder aber: wie ein Hörndler (Hirschkäfer).[1])

* * *

185.

1855.

Wenn die Athener die Chorsänger ihrer Tragiker beim ersten Anhören verstanden haben, so haben sie offenbar beßer griechisch gekannt als ich.

* * *

186.

1859.

Es haben einige Taglöhner der Journale Anlaß genommen, über meine Stellung zur Schillerfeier sich mißbilligend auszulaßen. Ich gönne ihnen die paar Groschen, die sie sich durch die paar Zeilen verdienen, wobei sie noch die Lust der Unfähigen, sich an dem Befähigten zu reiben, mit in den Kauf haben. Anderseits aber liegt mir daran, nicht etwa die Literatur, sondern das Publikum, das die eigentlichen Verehrer Schiller's enthält, nicht über meine Gesinnung in Zweifel zu lassen.[1])

Da muß ich nun vor Allem einen Fehler eingestehen, der mir im Leben viel Schaden gethan hat: Etwas Einsames in meiner Natur und ein Widerwille gegen alles Öffentliche und Gemeinsame, Letzteres um so mehr, als ich selten mit der Menge und den Vielen übereinstimme.

Was die Feier selbst betrifft, so kann über meine Gesinnung für Schiller kein Zweifel seyn. Ich habe ihn durch die That geehrt, indem ich immer seinen Weg gegangen bin. Wenn ich nicht Schiller für einen großen Dichter hielte, müßte ich mich selbst für gar keinen halten. Aber nun wird diese Feier mit einem solchen Lärm und einem solchen Halloh vorbereitet, daß die Vermuthung entsteht, man wolle dabei noch etwas Anderes feiern als Schiller, den ausgezeichneten Dichter und Schriftsteller: etwa das deutsche Bewußtsein, die deutsche Einheit, die Kraft und Machtstellung Deutschlands. Das sind schöne Dinge! aber derlei muß sich im Rath und auf dem

Schlachtfelde zeigen. Es ist nichts gefährlicher, als wenn man glaubt, etwas zu haben, was man nicht hat, oder etwas zu seyn, was man nicht ist.

Dieser Verdacht wird dadurch zur halben Gewißheit, daß die Literatoren sich an die Spitze der Bewegung gestellt haben. Diese haben nun durchaus kein Recht, Schillern als Dichter zu feiern. Wenn man ihre Ästhetiken, Literargeschichten, Journalartikel und Kritiken liest, so sieht man, daß sie an die Poesie Anforderungen stellen, die gerade das Gegentheil von denen sind, die Schiller an sich selbst gestellt hat.

Anmerkungen.

Die Tagebuchblätter stammen zum großen Theil aus einer Sammlung, die Freiherr von Rizy aus Heften und zerstreuten Blättern des Grillparzer'schen Nachlasses in drei umfangreichen Cartons mit der Aufschrift »Erinnerungsblätter« angelegt und chronologisch geordnet hat. Bis zum Jahre 1822 sind die Tagebuchstellen in Quartheften aufgezeichnet, von da an auf losen Blättern; einige Notizen fanden sich auch in einem Octavheftchen, das am Umschlag mit A bezeichnet ist. Ein anderer Theil ist nach einer von Rizy besorgten und stellenweise von ihm gebesserten Abschrift veröffentlicht worden. In dem Vorworte zu dem von ihm angefertigten Register der »Erinnerungsblätter« bemerkt Rizy: »Unser Dichter war zwar von seiner früheren Jugend an darauf bedacht gewesen, Gedenkhefte nach der Art von Tagebüchern anzulegen, hatte es aber, wie er selbst bei verschiedenen Anläßen mit Bedauern gesteht, niemals über sich gewinnen können, der Führung derselben jenen stetigen Fleiß zu widmen, der auf solche Aufschreibungen durchaus gewidmet werden muß, wenn sie ihrem Zwecke in ausreichendem Maße entsprechen sollen. Diese ziemlich schmalen Hefte, von denen wir im Ganzen nicht mehr als acht besitzen, verschwinden denn auch bereits seit dem Jahre 1821 aus dem Nachlasse Grillparzer's.«

Von den im Nachlasse aufbewahrten neun (nicht acht) Heften trägt das erste (E. B. Nr. 1) 15 Bll. auf dem Umschlage die Aufschrift »Serafin Klodius Grillparzer 1808« und enthält Eintragungen aus den Jahren 1808—1811. Die ersten sechs Blätter gehören dem Jahre 1808 an; auf Blatt 7 beginnen die Aufzeichnungen aus dem Jahre 1809, den Schluß macht ein Auszug aus dem Werke von Buchholz »Historischer Bildersaal«, das 1811 bei Hartleben in Pest er-

schienen ist. Das zweite Heft (E. B. Nr. 7) 10 Bll. (vom 16. Juni 1810 bis 29. November d. J.) mit der Aufschrift: »Mein Tagebuch vom 16. Juni 1810« enthält eine genaue Datirung der zumeist in den Nachtstunden geschriebenen Tagebuchstellen. Das dritte Heft (E. B. Nr. 10) 6 Bll. führt auf dem Titelblatte die Aufschrift: »Den 6. Juli 1811 S(eraphin) K(lodius)«, das vierte (E. B. Nr. 15): »Am 30. April 1816«; das fünfte (E. B. Nr. 21): »Am 22. April 1817«; das sechste (E. B. Nr. 35): »Am 5. September 1817«; das siebente (E. B. Nr. 41): »Vom Jahre 1819«; das achte (E. B. Nr. 50): »Im Jahre 1820. Hierin etwas Wesentliches zu finden zum Marius.« Das neunte Heft (E. B. Nr. 63) mit der Aufschrift »1820 und 1821« enthält auch Aufzeichnungen über Griesels Albrecht Dürer, Lessings Literaturbriefe, Jean Pauls Hesperus, ferner Citate aus Hero und Leander von Musäus, Calderon, Lichtenberg &c. und Studien zum Ottokar, die bereits 1819 in E. B. Nr. 41 beginnen.

Ob außer diesen Heften und Blättern, sowie der Abschrift Rizy's noch biographische Aufzeichnungen vorhanden sind, wird wohl erst 1920, nach Eröffnung der Geheimpapiere, klar werden. Einigermaßen als Ergänzung zu den selbstbiographischen Notizen Grillparzer's können die Auszüge gelten, die Rizy von dem Tagebuch Netti Fröhlich's angefertigt hat, die, wie er bemerkt, »alle auf Grillparzer's äußere Zustände bezüglichen Daten durch beinahe 40 Jahre mit ängstlicher Genauigkeit verzeichnet hat«. Leider sind diese Auszüge so klapperig, daß man keine rechte Vorstellung von dem Original gewinnen kann, das 1836 begonnen und in den letzten Lebenstagen Netti Fröhlich's auf deren Geheiß verbrannt wurde.

* * *

1.

Von Blanka von Castilien sind im Nachlasse drei Manuskripte vorhanden. Die erste Fassung stammt aus dem Jahre 1807. Die Reinschrift (212 Seiten) ist von Grillparzer (I. und V. Act), Wohlgemuth (II. und III. Act) und Altmütter (IV. Act) besorgt.

2.

Die Schreibfeder, Schauspiel in einem Aufzuge. Sämmtliche Werke IX 217—288. Im Nachlasse zwei Manuskripte; auf dem einen, aus dem Jahre 1807, die Bemerkung: »24. November 1807 angefangen — 11. Juni 1808 in crudis[5] vollendet.« Die zweite Fassung wurde

am 20. Januar 1809 vollendet. — Während der philosophischen Studien in den Jahren 1805—1806 schrieb Grillparzer das Lustspiel: »Die unglücklichen Liebhaber«, dem er das Motto: Mutato nomine de te fabula narratur vorsetzte. — In den darin auftretenden sieben Justizräthen hat Grillparzer seine Professoren carrikirt.

3.

¹) Ignaz Josef Mailler, Sohn eines Müllners in Ebersdorf. (Vgl. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1890, 308, 309). Aus den Universitäts-Katalogen geht hervor, daß Mailler im Jahre 1804/1805 18 Jahre alt und Student im 1. Jahrgange der Philosophie war. Nachdem er die philosophischen Studien 1807 absolvirt hatte, wurde er Theolog, Univ. Mat. XI. B. p. 67: »1807: Ignaz Mailler, Theol. 1anni. Ebersdorf, Müllnermeister.« In dem Schuljahr 1808/1809 erscheint M. als Hörer der Theologie im zweiten Jahre. Im nächsten Jahre kommt sein Name nicht mehr vor, was die Nachricht, daß er im Jahre 1810 gestorben sei, bekräftigt. Ueber Mailler, der, wie Grillparzer bemerkt, »lange seinen einzigen Zusammenhang mit der schönen Litteratur gemacht hatte«, vgl. Selbstbiographie XV., 22 und 34. ²) Ueber Paumgarten, Wohlgemuth, Altmütter, &c. &c. vgl. Jahrbuch 1890. Anmerkungen Nr. 21, 26, 28_4.

5.

¹) Näheres im Jahrbuch 1890, Anmerkung Nr. 26. Unter den Gedichten aus der Jugendzeit (vgl. Anmerkung zu Nr. 16) auch einige an Therese, Antonie und Karoline. In Carolinens Stammbuch hat Grillparzer am 5. Februar 1807 nachstehendes Gedicht in französischer Sprache eingetragen:

Rempli d'épines est, chère amie,
Le chemin de notre courte vie,
Et le malheur poursuit nos pas.
Mais aux malheurs et aux épines
De tendres roses sont voisines:
La vie a aussi des appas.

Jouissons de ses rares délices
En évitant ses précipices,
Et le sentiment le plus beau,
L'amitié tendre, nous soulage,
Dans les malheurs nous encourage,
Et nous guide jusqu'au tombeau.

An Antonie ist folgendes Gedicht gerichtet:

den 31. December 1806.

A l'amour. (Antoinette)

Amour, amour, tes douces charmes
Vainquent, enflamment tous les coeurs
A toi, potent, coulent des larmes
De joie et souvent de douleur.

A ton gouvernement personne
Resiste, et le gueux et le roi,
Et tous les mortels s'abandonnent
Aux flèches de ton preux carquoi.

Seulment la belle Antoinette
Ferme à tes charmes ses yeux
Et mes soupirs tendres rejette.
Vainque la belle, bon Dieu!

Ein Gedicht vom 2. April 1806: »Der Kampf der Leidenschaften« bezieht sich auf seine Liebe zu Therese.

7.

Manuskript im Nachlasse. Auf dem ersten Blatte oberhalb des Titels: »den 31. Mai 1808.«

10.

Therese Sonnleithner. Jahrbuch 1890. Anmerkung 14.

12.

Das Manuskript ist hier abgerissen und setzt dann mit den später getilgten Worten fort: »Es sind vielleicht an der ganzen Schilderung 3 oder 4 Züge, die ganz falsch sind, und dennoch habe ich nie etwas unwahreres gelesen.« . . . In der zweiten Hälfte des schadhaften Blattes schließt Grillparzer seine Bemerkungen über Wohlgemuth's Tagebuch folgendermassen:

»Der gute Mensch hat, was weiß ich wo, die Definizion von Witz so gefunden. Witz ist das Vermögen, Ähnlichkeiten zu entdecken, und nimmt das Ding so buchstäblich, daß, obwohl er dieß nicht eingesteht, am Ende Witz und Scharfsinn identisch sind, und nun behauptet er steif und fest, ich wäre ein guter Gesellschafter, denn ich

hätte nicht allzuvielen Witz. Er lobt mich wegen meiner*) . . . . fügt aber zugleich hinzu, daß ich alle Menschen zu übersehen glaubte, und daß mein Stolz mich oft sogar unhöflich gegen Andere machte, obgleich ich übrigens dennoch so ganz passabel höflich, civilisirt sei. Er maßt sich ein Urtheil über meine poetischen Talente an, von denen er doch so viel versteht als der Esel vom Lautenschlagen, tadelt mich, daß ich in Gesellschaft oft mit Altmütter ihm in Hinsicht auf seine Anhänglichkeit, die er doch ganz abgelegt habe, ziemlich grob mitspielte, und verspricht, da ich ihn auslachte, das Bessere werde folgen! — In Gottes Namen!«

16.

In der Selbstbiographie sowie in der Tagebuchstelle äußert sich Grillparzer über den Verlust seiner Gedichthefte aus der Jugendzeit. Freiherr von Rizy bemerkt im »Wiener Grillparzer-Album« 1877, S. 426, daß gegenwärtig nur noch »Das Grab im Walde« (eine Ballade in nicht weniger als 37 Strophen) außerdem aber nebst einigen nicht genannten Versuchen eine Ode an Ovid vorhanden sei, welche Grillparzer erst in spätester Zeit aus altem Papierkram hervorholte. In der That dürften sämmtliche Jugendversuche im Nachlasse erhalten geblieben sein, wo sich vier Hefte mit folgenden Gedichten vorgefunden haben.

I. Heft (20 Seiten).

Auf zwei Vettern . . . . 14. Mai 1804.
An die Sonne . . . . 16. Juni 1804
Elegie eines Schiffbrüchigen auf den Tod
seines Hundes auf einer wüsten Insel 24. Juni 1804.
Der Räuber und der Wolf . . . . 16. November 1805.
Das Rechte und Schlechte . . . . 2. Januar 1806.
Das Zauberschwert . . . . 5. Februar 1806.
Der Genius der Zukunft . . . . 21. März 1806.
Der Kampf der Leidenschaften (Therese) . 2. April 1806.
Der wahre Glaube . . . . 4. April 1806.
Die wahre Glückseligkeit. (Nach den gegebenen Endreimen verfertigt). Am Rande die Bemerkung: Für Mailler.

II. Heft (21. Seiten).

Der Abend. (Am Rande: [Stein bei Ambschell])**) 27. April 1806.
Die wahre Tugend . . . . 28. April 1806.

---

* Beschädigte Stelle.

**) Selbstbiographie, XV. 33).

Elegie auf den Tod einer Grille. Für Gallus	14. Mai 1806.
Am Geburtstage meines Freundes Hofmann	27. Juli 1806.
Der Bauer, der sein Kalb verloren hat. Aus dem Französischen	28. November 1806.
A' l'amour (Antoinette)	31. December 1806.
Die Entdeckung von Madera. Romanze.	19. Januar 1807.

III. Heft (20 Seiten).

Das wahre Vergnügen (Karoline)	21. Mai 1807.
Die beyden Hunde (Hofmann)	24. Mai 1804 (sic).
Die Unzufriedenen	19. Juli 1807.
Das Mädchen im Frühling	13. August 1807.
Hekabes Klage (Greillenstein)	13. October 1807.
Meister Klaus (Im Prater)	24. October 1807.
Der Zwerg	28. October 1807.
In ein Stammbuch (für Marie)	15. November 1807.
Die schwache Seite	15. November 1807.

IV. Heft

(mit der Aufschrift: Poetische Versuche S(eraphus) K(lodius) G. 1808.)

Apologie für manche Autoren. (Nach dem Französischen)	12. Januar 1808.
Assessor Brand	23. März 1808.
Der Ratsherr	11. Mai 1808.
Das Grab im Walde (Ballade)	13. Mai 1808.
Liebe und Wollust. An Molly.	19. Juli 1808.
Der Kuß	30. December 1808.
Klimene	8. Februar 1809.
Auf eine Büste des Sokrates	12. Februar 1809.
Cherubin	8. Februar 1812.

In der Selbstbiographie (XV, 23, 24) theilt Grillparzer Näheres über die Entstehung seines ersten Gedichtes mit. Ein Blatt im Nachlasse — wahrscheinlich eine Notiz für die Selbstbiographie — enthält folgende Aufzeichnung: »An den Mond. Es war dieses das erste metrische, oder doch wenigstens das erste gereimte Gedicht, das ich schrieb. Es fällt in das Jahr 1804. Ich hatte bis dahin wenig Sinn für das Versmaß gezeigt. Die Veranlassung war eine Schulaufgabe. Es galt ein deutsches Gedicht über einen beliebigen Gegenstand zu

machen. Ich war in Verzweiflung. Der für die Ausarbeitung bestimmte Schulfeiertag hatte schon sein Ende erreicht, es war Abend, und noch stand nichts auf dem bereit gelegten Papiere. Ich saß, den Kopf in die Hand gestützt, allein in der Kanzlei meines Vaters und starrte in den Vollmond. Da kams über mich und die zwei ersten Strophen eines Gedichtes an den Mond wurden im Halbdunkel hingeschrieben, die übrigen sind Ausfüllung, hinzugefügt, nachdem die Stimmung schon vorüber war; ich setze das Ganze aber doch hierher, als erstes Gedicht, und weil der Anfang Tonfall und eine Art Hebung hat:

Wandle, wandle holder Schimmer
Wandle über Berg und Au,
Gleitend wie ein kühner Schwimmer
In des stillen Meeres Blau.

Sanft mit Silberglanze schwebest
Du so still durchs Wolkenmeer
Und durch deinen Blick belebest
Du die Gegend rings umher.

u. s. w. immer schwächer.«

17.

Betty Roose, Tochter des Schauspielers Koch, geb. zu Hamburg 20. October 1778, gest. zu Wien 24. October 1808, wurde 1798 von Kotzebue nach Wien berufen und betrat die Bühne des Burgtheaters zum ersten Male am 28. September 1798 als Margarethe in Iffland's »Hagestolzen«. Im selben Jahre vermählte sie sich mit dem Hofschauspieler Friedrich Roose. Zum letzten Male erschien sie vor dem Publikum am 19. September 1808 als Pauline in Iffland's »Testament des Onkels«. Der Tod dieser vortrefflichen Schauspielerin wurde allgemein betrauert; ihrem Sarge folgten zahlreiche Leidtragende in nahezu 150 Wagen. Am Grabe (Hundsthurmer Friedhof, Grab Nr. 191) wurden Gedichte vertheilt, darunter auch eines von Collin, der als Letzter die Ruhestätte verließ. Wenige Wochen nach der Beerdigung wurde an dem Leichnam eine gräßliche Verstümmlung vorgenommen. Ein Freund der Schauspielerin, der damals in Künstlerkreisen vielfach verkehrende Sekretär des Grafen Esterhazy, C. Rosenbaum, Gatte der Sängerin Therese Gaßmann, wußte in Gemeinschaft mit seinem Freunde Peter, nachmals Verwalter im Provinzialstrafhause, den Todtengräber zu bewegen, am 8. November 1808 vom Leichnam der Roose den Kopf vom Rumpfe zu trennen und ihnen zu überlassen. Der Kopf kam in den

Besitz des Johann Peter, der, »begeistert von Gall's Craniologie, eine Sammlung von Köpfen solcher Menschen anlegte, deren Wirken er im Leben kannte«. In seinem Tagebuch (k. k. Hofbibliothek) beschreibt Rosenbaum ausführlich die greuliche Scene, die Maceration des Leichentheiles und die hierauf folgende Ceremonie im Garten seines Freundes Peter. Dieselbe Procedur unternahmen Beide im nächsten Jahre (1809) an dem Leichnam Josef Haydn's, dem am achten Tage nach dem Begräbnisse ebenfalls der Kopf abgenommen und der sodann in Peters Garten versteckt wurde. Näheres hierüber Neue Freie Presse Nr. 8172.

20.

Am 10. Mai 1809 erschienen die Franzosen vor den Thoren Wiens. Am nächstfolgenden Tage (Christi Himmelfahrt) begann der Feind das Bombardement auf die Stadt, das bis gegen 3 Uhr Morgens dauerte; am 12. Mai erfolgte die Capitulation und Tags darauf der Einmarsch der Franzosen, die bis zum 20. November die Stadt besetzt hielten.

22.

Grillparzer besuchte das Gymnasium zu St. Anna von 1801 bis 1804. Es bestanden damals in Wien für die sogenannte »studia humaniora« drei Gymnasien: bei St. Anna, das Universitäts-Gymnasium und in der Josefstadt (bei den Piaristen). Das Gymnasium zu St. Anna wurde, nachdem 1773 das Jesuiten-Gymnasium am Hof mit der Aufhebung des Ordens aufgehört hatte, von Maria Theresia gegründet und am 3. November 1775 eröffnet. Es bestand bis zum 14. September 1807.

23.

Die Stelle über Sterne bei Lichtenberg in dessen Vermischten Schriften (herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Krus, Göttingen 1800) II. Bd., S. 171—175. Ein Exemplar dieser Ausgabe in Grillparzer's Bibliothek. J. Nr. 15412.

26.

Auf demselben Blatte (11^{b}) dieses Heftes steht folgende Bemerkung: »Alles, was ich bisher geschrieben, ist erlogen, und blos in der Absicht geschrieben, damit es einst jemand lesen, und mich darum günstig beurtheilen möge.« Was Grillparzer zu dieser Selbstanklage veranlaßt hat, ist nicht festgestellt, vielmehr beweisen die Nachforschungen,

daß die Angaben in diesem ersten Hefte vollständig wahr sind. Vielleicht, daß sich dieses Bekenntniß nur auf die Stellen bezieht, die das Verhältniß zu seinen Jugendfreunden betreffen, vornehmlich die Bemerkungen über Altmütter und Wohlgemuth.

28.

In Zusammenhang mit dieser Stelle steht Grillparzer's Mittheilung über seine Studien an der philosophischen Facultät (Selbstbiographie XV, 26, 27). Wie wenig Begeisterung schon in früherer Zeit das Studium der Philosophie bei den Wiener Dichtern gefunden, läßt sich einem Briefe Forberg's, des Schülers und Freundes Reinhold's, entnehmen, der 1791 in persönlichem Verkehr mit den Wiener Literaten stand. In einem Schreiben vom 14. Mai 1791 an Reinhold theilt er mit, daß die Wiener Dichter »die Philosophie als müssige Grübeleien finsterer Stubengelehrter verspotten«. (Keil, Wiener Freunde 1784—1808, Wien 1883, S. 25). Kant fand bei den Wiener Dichtern kein Verständniß, und Haschka rühmt sich in einem Briefe an Reinhold (20. Februar 1803) der Erste gewesen zu sein, der in Wien Kant's Kritik der reinen Vernunft gekauft, gelesen und empfohlen habe. (Keil, S. 74). Abt Reyberger von Melk († 1819) war der Erste, der Oesterreich mit der Kant'schen Philosophie bekannt machte; sein Lehrbuch der Moral war lange unter den verbotenen Büchern.

34.

[1]) Das Sonntagsblatt oder Unterhaltungen von Thomas West. 1807 und 1808. Selbstbiographie XV, 61. [2]) Ein Nachdruck in 14 Bänden erschien 1809 bei Geistinger von Erichson »aufs schändlichste redigirt, ohne Sinn«, wie Lieutenant Varnhagen aus Wien am 10. Januar 1810 an die Redaction des Morgenblattes schreibt (Morgenblatt 1810 Nr. 33); auch Doll besorgte 1809 einen Nachdruck von Schillers und 1810 einen von Goethes Werken. Gleichzeitig veranstaltete der Buchhändler Pichler eine Schiller-Ausgabe, wovon die ersten drei Bände am 23. August 1809 erschienen sind. Die vielfachen Beschwerden, die damals gegen den Nachdruck erhoben wurden, blieben ohne Erfolg. Die Behörden erklärten einen Grund für ein solches Verbot weder in den Begriffen des Rechtes, noch in den Grundsätzen der Staatskunst zu finden. Der Gedanke des Autors möge immerhin als sein literarisches Eigenthum angesehen werden, Niemand werde ihm dasselbe anfechten, so lange er ihn für sich zu verwahren im Stande sei. Sobald er ihn aber durch den Druck zur Kenntniß Aller bringe, könne es der Eigenthümer nicht mehr hindern, daß ihn

jeder andere auffasse, aufzeichne, weiter verkündige und nach seiner Weise benütze. Man berief sich auch darauf, daß Oesterreich keines gegenseitigen Verfahrens eines anderen Staates sich rühmen könne ... Zu alledem kam noch der schlechte Geldcurs in Betracht, der den Bezug ausländischer Schriften sehr vertheuerte und daher den Nachdruck fast nothwendig machte. Unter solchen Umständen war es ein fruchtloser Versuch, den Cotta 1809 unternahm, als er um ein privilegium impressorium auf das neueste Werk Goethes »Die Wahlverwandtschaften« einschritt, eine Bitte, die mit der Begründung zurückgewiesen wurde, daß die Staatsverwaltung keinen Beruf habe, einen auswärtigen Verleger auf Kosten der inländischen Betriebsamkeit zu begünstigen.

36.

Wenige Monate später, am 12. October 1810, wurde von der Polizei-Hofstelle die neue Censurordnung publicirt, die mit den Worten beginnt: »Kein Lichtstrahl, er komme woher er wolle, soll in Zukunft unbeachtet und unerkannt in der Monarchie bleiben, oder seiner möglichst neuen Wirksamkeit entzogen werden.« Zur praktischen Anwendung dieser Worte kam es jedoch in der vormärzlichen Zeit niemals, vielmehr zu einer weit strengeren Handhabung der Censur, die jede freiere Regung des Geisteslebens schon im Keime erstickte. Mußten doch vor der Drucklegung selbst Landkarten und Rechnenbücher zur behördlichen Prüfung vorgelegt werden. [2]) Georg Altmütter.

39.

Joseph Sonnleithner, damals Hoftheater-Sekretär. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft für das Jahr 1890. Anmerkung zu Nr. 17, S. 306.

42.

Hiezu die Stelle in den »Beiträgen zur Selbstbiographie«, XV, 197—198. — Giovanni Battista Velluti, der letzte berühmte Kastrat, geb. 1781 zu Monterone, gest. 1861, trat in Wien zum ersten Male am 26. Mai 1810 auf als Trajan in der Oper: »Trajan in Dazien.« Musik von Nicolini. (Kritik im Sammler 1810, Nr. 71: »Seine Stimme hat den beträchtlichen Umfang vom eingestrichenen a unter den Linien bis zum zweigestrichenen b ober den Linien.«) — Die erste Aufführung der Oper Ginevra di Scozia, Musik von S. Mayer, erfolgte am 23. Juni 1810. Im nächsten Jahre (1811) kam Velluti wieder als Gast nach Wien. Den Beifall, der diesem Sänger

besonders von Frauenhänden reichlich zu theil wurde, geißeln satyrisch die »Briefe des jungen Eipeldauer's an seinen Herrn Vettern in Kakran.« Jahrgang 1811, IX. Heft, S. 27. — [2]) Mit Vellnti trat 1810 auch Giuseppe Siboni auf, nachmals Operndirector und Leiter des Conservatoriums in Kopenhagen, dessen Schülerin Josephine Fröhlich war. Seinem Sohne, dem Pianisten Eric Siboni trug Grillparzer 20. April 1853 folgende Verse ins Stammbuch:

> Rasch von den Theilen geh' zum Ganzen,
> Bleib dir des edlen Ziels bewußt:
> Der Tonkunst und des Lebens Dissonanzen,
> Sie lösen sich im Einklang unsrer Brust.

45.

Der Leitfaden erschien 1802—1803 unter dem Titel: »Darstellung der Philosophie ohne Beynahmen in einem Lehrbegriffe als Leitfaden bei der Anleitung zum liberalen Philosophiren. Wien C. S. Wappler.« 6 Theile in 2 Bänden. Band I: Prolegomena und Lehrbegriff der theoretischen Philosphie (3 Theile). Band II: Lehrbegriff der praktischen Philosophie (3 Theile). Dieses wunderliche Werk, worin Karpe, ein Feind des kritischen Idealismus, versuchte, den Widerstreit des Idealismus mit dem Realismus dadurch zu heben, daß er seiner Philosophie die ältere Schule zu Grunde legte und von den neuen Lehren nur das aufnahm, was seinen praktischen Zwecken entsprach, ist ausführlich besprochen in den Oesterr. Annalen für Litt. 1807, Februar-Intell.-Bl. S. 60. —

Franz Samuel Karpe begann sein Lehramt 1774 als Lehrer der Logik und Metaphysik an der Universität in Olmütz; er verlegte sich auf die Leibniz-Wolffische Philosophie und hielt seine Vorlesungen nach den Werken von Alex. Baumgarten, Joh. Georg Meier und der damaligen Eklektiker Baumeister, Fedor und Ulrich. Mit kaiserlicher Entschließung vom 5. December 1786 wurde K. als Lehrer der Philosophie an die Wiener Universität berufen. Nach einer 32jährigen Dienstzeit trat er 1806 in den Ruhestand, den er jedoch nur kurze Zeit genossen hat, da er, in seiner Gesundheit gänzlich zerrüttet, noch im selben Jahre starb.

46.

Die Studie: »Ueber die Ursache von Egyptens früher Cultur« befindet sich im Nachlasse. Grillparzer bemerkt in derselben, man glaube

die Ursachen gewöhnlich darin gefunden zu haben, »daß man die Egipter für das älteste Volk hält und sagt, eine lange Reihe von Jahren, die sie vor den übrigen Völkern voraus hatten, hätten ihnen einen so mächtigen Vorsprung verschafft; eine Behauptung, von deren Unwahrheit ich vollkommen überzeugt bin; derselbe Grund, der wie ich glaube Egipten so hoch gebracht hat, machte es zu einem der später bevölkerten Lande. Ich glaube nähmlich den Grund all dieser Erscheinung in einer Eigenheit von Egiptens physischer Beschaffenheit gefunden zu haben und zwar in dem periodischen Austretten des Nils.« Im Verlaufe dieser Studie stellt er Untersuchungen über die ersten Ankömmlinge, die beim ersten Austreten des Nils ihre Unerfahrenheit mit dem Verlust des Lebens oder ihrer Heerde gebüßt haben, bespricht hierauf den Kampf, den die Menschen mit der Natur zu bestehen hatten, die stellenweise Erhebung des Bodens, den Bau von Hütten und die Umwandlung der Nomaden in Fleckenbewohner, die eine gänzliche Umwälzung in der Lebensart, der Beschäftigung und des Karakters zur Folge hatte. Aus der Theilung der Bevölkerung in zwei Klassen, der Ackerbauer und Hirten, habe sich der Tauschverkehr entwickelt, der zur Erfindung der Schifffahrt und diese zum Seehandel führte. Hierauf wendet sich Grillparzer gegen die Annahme, als seien die Hirten auf den Feldern Mesopotamiens die ersten rohen Erfinder der Astronomie gewesen. Der Aufsatz schließt mit den Worten: »Man muß über den Menschen gar nicht nachgedacht haben, um das zu glauben. Dem rohen Hirten, der keine Idee von dem unermeßlichen Abstande und also auch nicht von der Größe dieser Himmelskörper hat, fällt gar nicht ein, diese Lichter, die er für geringer als sein Küchenfeuer hält, sogar nun zu bewundern, er wird ihnen kaum eine geringe Aufmerksamkeit schenken, sowie es noch heute unser Bauer thut, der sich trotz seiner Rohheit doch so unendlich von diesen Wilden unterscheidet. Die Sterne haben für den Hirten gar kein Interesse, denn sie stehen mit dem, was er ißt und trinkt, in gar keinem scheinbaren Zusammenhang.«

53.

A. G. Müllner (geb. 18. October 1774, gest. 11. Juni 1829), damals der bedeutendste und einflußreichste Kritiker. Seine Recension der »Ahnfrau« in den »Vermischten Schriften«, Stuttgart und Tübingen 1826. II, 369—388. Vergl. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Erster Brief 124. — Der Tagebuchstelle voran geht in dem Heft (Nr. 21 E. B.) folgender

Auszug
aus einem Schreiben des Doktor Müllner an Schreyvogel.

Weißenfels am 6. Mai 1817.

Nun freilich, so wie sie gedruckt ist, konnte die Ahnfrau nicht aufgeführt werden; aber sie hätte auch nicht so gedruckt werden sollen. Mit Streichen war hier der Kasse, aber nicht der tragischen Kunst zu helfen. Umgeschmolzen mußte werden, und der Kopf des Dichters mußte der Schmelztiegel sein.

Junger Freund, hätte ich zu ihm gesprochen, was sie da gemacht haben, ist das Werk der Einbildungskraft und des Empfindungsvermögen. Diese beyden Seelenkräfte, deren Blüthe das schöne Eigenthum der Jugend ist, haben sie hingerißen, eine Tragödie zu schreiben, ehe noch in der Vernunft die Grundidee reif geworden war, und die Urtheilskraft die Mittel ihrer Ausführung geprüft hatte. Die moralische Erbkrankheit, die in verbrecherisch entstandenen Männern sich fortpflanzt, das ist eine vortreffliche Grundidee. Sie liegt mehr als einer Tragödie der Alten zu Grunde, sie ist unter andern in der Fabel von den thebanischen Königen Lajus, Ödipus, Eteokles und Polyneukes herrlich ausgeführet, und sie konnten sie füglich in der Ahnfrau abermals ausführen. Das haben sie auch gewollt; aber wie haben sie es angefangen? Die Ahnfrau ist eine Ehebrecherin und das Geschlecht der Borotin aus verbrecherischen Saamen erzeugt. Hactenus bene, obwohl es zum Anfange eines so groben Verbrechens eben nicht bedurft hätte. Sophokles und Euripides reichen mit weniger aus: Lajus erzürnt den Zeus blos dadurch, daß er im Rausch seiner Frau beiwohnt, welches der Gott verbothen hatte. Das ist genug: denn wir wollen ja die Sünde nicht sofort groß, als Baum vor uns sehen, sondern als Keim, der in dem Stammbaum zum Baume heranwächst. Lajus that, was wir alle wohl leicht hätten zu thun versucht werden können. Ödip that schon mehr, er erschlug einen Menschen im Zorn. Seine Söhne noch mehr, sie begingen wissentlich Brudermord. Wir sehen den Baum wachsen und so muß es seyn, wenn wir daran glauben sollen, daß es der Baum aus jenem Keime sey. Inzwischen sie haben den Baum der Sünde nicht aus dem Keim ziehen, sondern gleich einen tüchtigen Setzling pflanzen wollen. Auch gut, aber warum lassen sie uns nicht wahrnehmen, wie der Sünden-Gärtner Satanas ihn größer und größer zieht? Jaromir zwar thut des Bösen eben zu Genügen, aber sein Vater scheint doch eine recht brave, ehrliche Haut, wir erfahren nicht, daß je in ihm der sündige Saamen Frucht gebracht hätte, und von seinen Ascendenten, durch welche er mit der Ahnfrau zusammenhängen mag, wird gar nichts gemeldet. Die antike Grundidee, die hier-

modern ausgeführt werden sollte, kommt daher gar nicht zur lebendigen Anschauung, und, genau genommen, ist sie blos in der Vorrede berührt, aber nicht im Stück enthalten.

Doch hatten sie vielleicht eine andere? Wollten Sie zeigen, daß eine Ehebrecherin, obschon von der Rächerfaust des beleidigten Gatten getroffen, auch noch im Grabe nicht rasten kann, bis der Stamm, der ihrem befleckten Schooße entsproß, untergegangen ist mit Stumpf und Stiel? Dann sind Sie allerdings mit der Ausführung ihres praktischen Willens ein wenig weiter gekommen. Aber diese Grundidee ist, mit Aristoteles zu reden, ein μιαςον (μιαρον?), sie stößt zurück, sie wurzelt nicht in der menschlichen Vernunft, die auch die übersinnliche Weltordnung vernünftig haben will, da sie es eigentlich ist, welche sie macht i. e. denkt. Dies Gebrechen könnten Sie kaum dadurch heilen, daß sie den untergehenden Stamm mit Schuld belüden, und seinen Untergang als verdient darstellten, denn dann würde uns wieder die gespenstische Ehebrecherin wenig kümmern, und zu nichts dienen, als die Kinder im Theater zu fürchten zu machen — ein Ding, welches sich zu dem wahren tragischen Schrecken nicht viel besser verhält, als ein Popanz zu den Schlangen des Laokoon.

Es ist mithin hier kein anderer Rath, als daß Sie ihre Grundidee von neuem in der innern Werkstatt bearbeiten, und zwar so lange, bis sie Ihre Vernunft und ihr moralisches Gefühl befriedigt. Alsdann, mein Freund, führen Sie sie anderweit aus, und da Sie sonder allen Zweifel der Mann sind, der auf dem Pegasus zum Ziel reiten kann, sobald sie nur erst recht eigentlich wissen, wo sie hin wollen, so wird auch gewiß eine ganz andere Ahnfrau hervor treten. Es werden darin Charaktere zur Anschauung kommen, woran es jetzt so ziemlich fehlt, sintemalen die des Alten, der Bertha, des Boloslav u. s. f. — und der des Jaromir eine psychologische Irrationalgröße ist. Und sobald sie die Charaktere haben, d. h. sobald sie in ihren Innern leben, als ob sie die Leute gekannt und mit ihnen gelebt hätten, so wird sich auch der Dialog finden, wovon hier auch nicht gar viel zu spüren ist, inmaßen die Leute fast mehr Empfindungen aussingen, als Gedanken aussprechen, welches unter andern S. 72 an dem musikalischen bis oder da capo abzunehmen ist, so angenehm es auch klingen mag.

57.

[1]) Mythologie der nordischen und anderen teutschen Völker. Von Fr. Joh. Scheller. Neuburg 1804. Eine andere Ausgabe: Regensburg, 1816. [2]) Die Götter Thiuskons (S. 169—192). Ein zweites Gedicht in demselben Werke, »Balders Leichen-Feyer«, S. 199 — 200,

ebenfalls von Karl Ludwig August Freiherrn von Münchhausen (geb. 11. Februar 1759 bei Oldendorf, gest. in den Dreißiger Jahren.)

63.

Mit Rousseau hatte sich G. schon frühzeitig beschäftigt. Ungefähr aus dem Jahre 1808 stammt eine Uebersetzung des Contrat social, die in Grillparzer's Nachlasse aufbewahrt ist. In seiner Bibliothek fand sich auch die von Musset-Pathay 1823—1826 besorgte Ausgabe von Rousseau's Werken.

65.

Im Nachlasse noch an verschiedenen Stellen Studien über österr. Provinzialismen, ferner eine Aufzeichnung von Worten, »die durch ihr Vorkommen in der alten Sprache sich als urdeutsch ausweisen.«

69.

Rousseau Confessions part. II., livre VIII; in der Ausgabe von Musset-Pathay: Bd. 15, S. 122.

73.

Johannes von Müller trat 1792 in den österreichischen Staatsdienst als Hofrath und geheimer Staatsofficial bei der Haus-, Hof- und Staatskanzlei ein und wurde 1800 an Denis' Stelle erster Custos an der k. k. Hofbibliothek. Da ihm 1803 nach van Swieten's Tode die Leitung der Bibliothek wegen seines protestantischen Glaubens nicht übertragen wurde, resignirte er auf seine Stelle und begab sich 1804 nach Berlin.

76.

Franz Michael Vierthaler, geb. zu Mauerkirchen 25. September 1758, gest. zu Wien 3. October 1827, seit 1807 Director des Waisenhauses in Wien, philosophisch-historischer Schriftsteller, Verfasser des Werkes: »Philosophische Geschichte der Menschen und Völker.« 5 Bde. Salzburg 1787—1794. Band 6 und 7 sind in den Jahren 1818 und 1819 bei Gerold in Wien unter dem Titel »Geschichte der Griechen« erschienen.

77.

Gemeint ist Kathi Fröhlich.

78.

[1]) Die abenteuerliche Geschichte des Baron Neuhof aus Westphalen, der am 15. April 1736 als König von Korsika gekrönt wurde, ist bereits 1784 dramatisch bearbeitet worden. In diesem Jahre wurde auf dem Wiener K. k. National Hoftheater ein Singspiel »Der König Theodor in Venedig« mit Musik von Paisiello aufgeführt. Der Text erschien (italienisch und deutsch) bei Kurzböck. . . In der Vorrede heißt es: »daß dieser sonderbare Mann unter dem nämlichen Gesichtspunkte erscheint, in welchem ihn ein reitzender Zug darstellt, der aus der Feder eines berühmten Schriftstellers in einem seiner sinnreichsten und allenthalben bekannten Werke geflossen ist.«

Später sind noch zwei Romane erschienen, welche denselben Stoff behandeln: 1. Theodor, der erste König der Korsen und Großmeister des Ordens der Erlösung. Ein historisch-romantisches Gemälde. Prag, Barth 1800. 2. Theodor, König der Korsen, ein Roman vom Verfasser des Rinaldo Rinaldini (Vulpius) 3 Theile. Rudolstadt, Klüger 1801. Eine andere Ausgabe desselben Romanes mit Kupfern ebenfalls im Jahr 1801 bei Langbein in Rudolstadt. Der historische Stoff wurde von Vulpius mit vielen willkürlichen Zusätzen verbrämt und mit der Geschichte des ewigen Juden und jener des Zauberers Astramonte verflochten. Vgl. Neue allg. deutsche Bibliothek, LXXXI. Bd., 1. Stück. [2]) Die Zauberflöte. Eine große Oper in zwei Aufzügen von Emanuel Schikaneder. Musik von Wolfgang Amade Mozart, Wien, gedruckt bei Ignaz Alberti 1791. [3]) Selbstbiographie, XV, S. 11.

78a.

Der schwarze Ritter oder die drei Waisen. 8°. Krems (Schaumburg in Commission) 1797. Dann 1810, Wien, bei Anton Doll. Verfasser dieses Romanes, der 15 Auflagen erlebt hat, ist J. A. Gleich (Dellarosa).

79.

In der Selbstbiographie (XV, 29) wird die Abneigung des Vaters durch den geringen Erfolg der poetischen Bestrebungen des Oheims Joseph Sonnleithners begründet.

80.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freyherrn von Hormayr und von Mednyansky. Vierter Jahrgang 1823. Wien. — S. 52—162: »Graf Niklas Salm, der Retter

Wiens wieder den großen Suleymann. Seinen theuern jungen Freunden und Schülern in der Historie, den Altgrafen Hugo und Robert von Salm-Reifferscheid gewidmet.«

81.

Bezieht sich auf Katharina Fröhlich.

87.

Beginn der von Rizy besorgten Abschriften aus den wahrscheinlich versiegelten Tagebuchheften. Quartheft 103 SS. Die Abschrift beginnt mit dem 19. März 1826 und endet mit dem 4. October 1834; außerdem befindet sich in dem Nachlasse des Freiherrn von Rizy ein kleines Heft mit Stellen, die sich auf Kathi Fröhlich beziehen. Beide Hefte sind von Laube in der »Lebensgeschichte Franz Grillparzer's« benützt worden.

[1]) Die Fortsetzung bei Laube in Franz Grillparzer's Lebensgeschichte, Stuttgart 1884, S. 48: »In ähnlicher Unfähigkeit — gestanden hätte.«

95.

Die gleichzeitige Kritik hat es nicht unterlassen diese »Theaterwirkungen« zu tadeln. Der Referent der Wiener Zeitschrift (1828 Nr. 32, 33, 34) bemerkt: »man müsse gestehen, Herr Grillparzer habe hier allerdings ein wirksames Bühnenstück, aber kein Werk geliefert, welches auf den Titel eines Trauerspiels in der hohen, edlen Bedeutung, wie die Kunst diese Bezeichnung angewendet wissen will, Anspruch machen könne.« Auch im »Morgenblatt für gebildete Stände,« 1828, Nr. 106, wird in einer Correspondenz-Nachricht aus Wien das »zu sichtliche Hinarbeiten auf den Theatereffect« zu den Fehlern des Stückes gezählt.

100.

Der Titel des Stückes fehlt in Rizy's Abschrift.

101.

In Rizy's Abschrift unrichtig: Kühne. Der Name Khüeny erscheint wiederholt in dem Briefwechsel zwischen K. Enk von der Burg und W. Heinzel (Ein Briefwechsel zweier altösterreichischer Schulmänner . . . . . herausgegeben von Ludwig und Richard

Heinzel) dort als Khyeny. — Raphael Khüeny, geb. 1788 zu Bludenz, Sohn des Wundarztes Alois Khueny daselbst, studirte in Wien Philologie, wirkte hier als Privatlehrer und erhielt zufolge kaiserlicher Entschließung vom 19. April 1818 das Humanitäts-Lehramt am Gymnasium zu Innsbruck. Einer seiner Schüler war der später als Theolog und Schriftsteller bekannte A. Flir. Ueber seine Lehrthätigkeit in Innsbruck ist nichts Näheres bekannt. 1822 überreichte er seine Resignation und begab sich nach Wien, wo er als Privatlehrer und Schriftsteller wirkte. In späteren Jahren strebte er wieder ein öffentliches Lehramt an, doch blieb sein und seiner Freunde Bemühen erfolglos. Enk schreibt über ihn an Heinzel am 19. Juli 1835 (l. c. S. 30): »Ich gestehe seine Weise ist oft abstossend und beleidigend für den, der ihn und sein redliches Herz nicht schon länger kennt. Ich machte mir nichts aus seinen beissenden Angriffen auf einen Satz von mir; er kann einmal nicht anders und er würde nicht mehr Kh. sein, machte er es nicht so . . . . .« An einer andern Stelle (21. October l. c. S. 34) bemerkt Enk, daß es Kh. gewesen sei, der ihn »mit einer Abneigung gegen das trockene Gelehrtenwesen des Nordens erfüllt habe« — ebenso 29. November 1835: er danke es »Reinneken« (Khueny) daß er ihn vor der einseitigen Schreibsucht und dem vom Leben abgewendeten Gelehrtenwesen bewahrt habe. Ein Brief Heinzel's an Enk (15. Juli 1836 l. c. S. 81) gibt uns über Khuenys letzte Lebenstage Aufschluß; er starb an der Cholera am 30. Juni 1836. Im magistratischen Todtenprotokolle findet sich folgender Vermerk: 30. Juni 1836: »Raphael Kühny, ledig, Professor der griechischen Sprache, aus Bludenz in Tyrol gebürtig, Stadt Nr. 668, gest. am Durchfall, alt 48 Jahre.« —

Mit Grillparzer scheint Khueny durch Flury, den ehemaligen Hofmeister bei dem Grafen Seilern befreundet worden zu sein. Im Nachlasse Grillparzer's sind drei Briefe Kh's aus den Jahren 1828 und 1829 vorhanden; aus einem derselben geht hervor, daß Khueny sich auch um eine Anstellung in Bayern bewarb, wozu ihm Grillparzer den Weg geebnet hatte. 1829 zeigt er an, daß er sich wieder vorgenommen habe, seinen Aufenthalt in Wien zu nehmen. In dem ersten der noch vorhandenen Briefe (Bludenz, 8. April 1828), worin Kh. mittheilt, daß er mit einer Abhandlung über das Cölibat beschäftigt sei, fährt er folgendermaßen fort: »Aber überdieß hatte ich schon früher mich mit dem Syrischen bekannt zu machen begonnen, um das Leben jener Umgebung, in welcher Christus auftrat, in der möglichst nächsten Wahrheit in mein Gefühl aufzunehmen, und während meiner Arbeit konnte ich die syrisch gelesene Bibel des neuen Testamentes recht gut benutzen; freilich mußten alle jene Umstände, welche Anfängern beim Eindringen

in den Geist und das Wesen der Sprachen aufstossen, zugleich überwunden werden. Und wenn ich mich von dem Eifer, das Christenthum in seiner ganzen Lebendigkeit und Wahrheit aufzufassen bis zum Studium des hebräischen Isaias treiben ließ, um ein Zusammenwirken der großartigen Idealität dieses jüdischen Messiasboten mit der einfachen Erhabenheit der evangelischen Erzähler meinen Sinn und mein Gefühl gehörig zu stimmen und zu stärken; was? werden Sie gar etwa denken, ich habe diesen Winter in mein Leben einen Gegensatz zu meinem vorigen Treiben und Wesen einschleichen lassen? Wenn ich Sie für jenen Sicheren hielte, hätte ich mich freilich gehütet so etwas Ihnen zu überschreiben, in der Erwartung, daß Sie mir's nicht nur verzeihen, oder einer gutmüthigen Beschränktheit zu gut halten würden, sondern daß Sie es als einen ganz natürlichen Fortschritt in meiner inneren Bildung ansehen werden, wenn ich vom innigstnatürlichen des Griechischen ins Christliche hinüber gegleitet bin, oder vielmehr Beydes, das Griechische und Christliche in Einem des Göttlichen zusammengefaßt habe. Oder soll ich an der Richtung Ihres Geistes zum Höchsten, zum Göttlichen, zweifeln, da es Ihre Werke so entschieden beurkunden? Denn gibt sich nicht selbst im gräßlichsten Ihrer Werke durch die schauerliche und empörende Hülle eines heidnischen, eisernen Schicksaals hindurch der Drang Ihres Innern kund, die unbeugsamen Forderungen einer geahnten ewigen Gerechtigkeit in der vollsten Unbegreiflichkeit an den Opfern derselben darzustellen? Der Geist der ächten Kunst hatte über dem angehäuften Schöpfungsmateriale zu wirken begonnen und die Scheidung der Elemente war bereits eingetretten und an der Sappho kam schon Licht zum Vorschein. Denn der Glanznimbus der Kunst, in welcher die tiefste Leidenschaftlichkeit heraufgehoben wurde, zeigt wieder, daß Ihre Kunst bis an das Äusserste der Natürlichkeit gedrungen war, daß sie dort schon die Annäherung der Gottheit so fühlte, um das Erhellte für das Erhellende zu nehmen. Nun der gelungene Versuch die gräßlichsten Verirrungen eines riesenhaften weiblichen Gemüthes aus der heidnischen Darstellung eines Euripides herauszuheben und dem reinen Sinn und heiligen Gefühle der christlichen Nachwelt nahe zu bringen, damit anstatt der Gefühls-Erstarrung, welche den Zuschauer vor der Größe befällt, welche das menschliche Verbrechen erreichen kann, eine innige Befriedigung bei der Ausgleichung von Unthat und Vergeltung ausgemittelt werde; dieser Versuch ist er nicht das merkliche Übergehen aus der stärksten Natur-Kraft ins edle und heilige Kunstelement des Christenthums? Ich weiß nicht, ob Sie sich dieser Steigerung Ihrer Kunst bis zum Höchsten in der Überlegung des Verstandes bewußt wurden; glücklich, wenn Sie auf diese Weise des Genusses Ihrer eigenen Vortrefflichkeit theilhaftig geworden; aber noch

glücklicher, wenn der Überdrang Ihres Gefühles jeder Überlegung zuvorkam, indem Sie von dem Überschwenglichen Ihrer Anschauungen immer angezogen nach der ganzen Tiefe ihres Lebens auch Ihre Schöpfungen von sich zu geben genöthigt wurden....

Denn so kündigt sich jener Geist der ächten Seher, wenn er in die Seele des Erwählten niederfahrend ihren völligen Grund aufwühlt, und was darin sich befindet, heraustreibt! Freilich dürften manche Kunstrichter des Nordens einer anderen Meinung über den Werth Ihrer Werke seyn; doch welch sinniger Mann wird sich an das Urtheil von Leuten kehren, denen noch nie im Leben aufgegangen, was Kunst ist. . . . .

So seys denn; es mögen Ihre Schöpfungen von den Kunstrichtern des Tages, wie sie es verdienen, erkannt oder mißkannt werden; was an ihnen ist, bleibt und wird einzig in seiner Art dastehen durch die Zeiten und Geschlechter hinab vieler Vorzüge halber und jenes vor allen, daß Sie das Bedürfniß der Zeit nach dem Idealen, nach der Weisung desjenigen zu befriedigen suchen was in der erhabensten Wirklichkeit vorliegt, und zu dessen Befriedigung führt. . . . . . .«

104.

La mal casada. Komödie in drei Acten von Lope de Vega.

Caballero Don Juan und der Rechtsgelehrte Lisardo werben um die schöne, aber vermögenslose Lucrecia, die Don Juan bevorzugt. Durch ihre Mutter überredet, heiratet sie jedoch einen reichen Mailänder, Don Julio, der nach dreijähriger Ehe stirbt und der Gattin sein Vermögen unter der Bedingung vermacht, daß sie die Frau seines Neffen Fabricio werde. Lucrecia, abermals von ihrer Mutter überredet, heiratet den lahmen und einäugigen Fabricio, will sich aber von diesem wegen Impotenz scheiden lassen. Die Prozeßführung wird von der Mutter dem Advocaten Lisardo mit dem Versprechen übertragen, ihm bei glücklichem Ausgange die Hand ihrer Tochter zu geben. Fabricio läßt sich aber inzwischen durch eine List Don Juans mit 3000 Dukaten abfinden, und auch Lisardo geht auf den Vorschlag ein, die Mutter Lucrecias unter der Bedingung zu heiraten, daß ihnen die Hälfte des Vermögens zufalle. Lucrecia wird hierauf Don Juans Gattin. Schäffer A., Geschichte des spanischen Nationaldramas, Leipzig 1890, I, 153.

105.

Das Vorausgehende, bei Laube, S. 76. (»Tiefer langer Schlaf — dastehen«.)

106.

»Das Pilgerhaus« (»Fiorilla«) zum ersten Mal aufgeführt am 19. Februar 1829 im Theater a. d. Wien. (Kritik in Bäuerle's Theaterzeitung 1829, Nr. 29.)

107.

[1]) El Loco en la Penitencia y Tirano mas improprio de un Ingenio de esta Corte. Das fünfte Stück im XI. Bande der Comedias nuevas escogidas de los mejores Ingenios de España. Madrid 1659. Schaeffer (l. c. II. 275) bemerkt daß dieses Drama, wie jenes »Roberto el diablo« von Viceno eine nicht ungeschickte Bearbeitung der Legende von Robert dem Teufel sei. Grillparzer benutzte das Exemplar der Hofbibliothek, die von den älteren Sammlungen spanischer Schauspiele folgende Gattungen besitzt:

1. Comedias de poetas Valencianos.

2. Comedias de diferentes autores.

3. Kleinere Sammlungen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

4. Comedias nuevas escogidas.

5. Kleinere Sammlungen aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die Wiener Stadtbibliothek besitzt ein von Freiherrn v. Münch (Halm) angefertigtes Verzeichniß der im Besitze der k. k. Hofbibliothek befindlichen älteren Sammlungen spanischer Schauspiele. [2]) Wilhelm Bogner, Jahrb. der Grillparzer-Gesellschaft 1890, S. 325, Anmerk. 5, zu Nr. 8. Dessen Tagebuch vom 2. bis 25. September 1847 über die mit Grillparzer unternommene Reise ist 1891 aufgefunden und dem Grillparzer-Archiv einverleibt worden. [3])Johann Franz Casimir Delavigne, geb. 4. April 1793 im Havre, † 11. December 1843, einer der hervorragendsten Vertreter der romantischen Schule Frankreichs auf dem Gebiete des Dramas. Das Lustspiel »La princesse Aurélie« wurde zum ersten Male aufgeführt im Théâtre-Français am 6. März 1828. Eine Kritik Grillparzer's über Delavigne's erstes dramatisches Werk: »Les vêpres siciliennes« in den sämmtl. Werken XIV, 64. [4]) Josef Graf Villèle, gegen den das Stück gerichtet ist, (geb. 14. August 1773 zu Toulouse, † daselbst 13. März 1854) war Minister seit 1820, und seit 4. September 1822 Ministerpräsident. Er machte sich bald durch seine reactionären Maßregeln verhaßt und verließ seinen Posten 1827.

108.

[1]) Ueber das Haus Geymüller: Oesterr. National-Encyclopädie II 367. [2]) Erste Aufführung am 25. Februar 1829 im k. k. Hoftheater nächst dem Kärntnerthor. In Oesterreich wurde Oberon zuerst in Prag mit Beifall, dann in Wien »zwar mit Anerkennung des Verdienstes des Tonsatzes, aber mit geringer Wirksamkeit gegeben« (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater 2c. 1829, Nr. 26).

109.

Die Pasta sang an diesem Abend eine Arie aus» Tibaldo ed Isolina«, dann die Cavatine: di tanti palpiti aus Rossini's »Tancredi«. Hierauf folgte die Gartenscene des zweiten Actes und die Gruftscene aus Zingarelli's »Giulietta e Romeo.« Mit Grillparzer's Urtheil stimmt auch jenes der Wiener Kritik überein. Die Wiener Zeitschrift (1829, Nr. 27) schreibt: »Als eigentliche dramatische musikalische Darstellerin steht Mad. Pasta unerreicht und einzig vor unserm Blick. So erkannte sie auch Frankreich und England, und reichte ihr den Lorbeer als Schöpferin einer neuen Gattung von Darstellungsweise, wie sie dem weiblichen Theile italienischer Gesangskünstler bisher fremd war.«

Am 14. März 1829 trat Mad. Pasta in einer Scene der Simon Mayr'schen Oper »Medea« auf. »Euripides selbst würde Mad. Pasta als die würdigste Repräsentantin dieses tragischen Charakters anerkannt haben . . . Wer wäre kalt geblieben bey dem entsetzlichen Kampfe jener, selbst von der tobendsten Leidenschaft nie ganz erstickten Mutterliebe mit den Dämonen der glühendsten Rache! Eine Reihe von Bildern entfaltete sich in dieser kurzen und doch so ergreifenden Scene, deren Wechsel das Gemüth tief erschütterte; die Zärtlichkeit, womit Medea Jason's Kinder an das hochklopfende Mutterherz drückt, das innige Gefühl, womit sie an ihren Lippen hängt, den sanften Hauch der kleinen sorglosen Geschöpfe einsaugend, dann wieder das Erwachen des grimmen Zornes, welcher dieselben weit von ihr scheucht, alles dieses wäre unmöglich mit mehr Correctheit und Adel der Gruppe, mehr Lebendigkeit des Ausdruckes darzustellen, als es durch die treffliche Künstlerin geschah. . . . (Wiener Zeitschrift 1829, Nr. 42).

112.

Friedrich Ludwig Schmidt kam am 27. Mai 1829 nach Wien, begann sein Gastspiel am Burgtheater am 4. Juni als Rath Wallmann in Iffland's »Aussteuer« und beendete es am 17. Juni. In seiner

Autobiographie erwähnt er des Besuches bei Grillparzer nicht. (Uhde: Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirektors F. L. Schmidt. Stuttgart, Cotta 1878.)

115.

Der Roman «Adolphe«, den Benjamin Constant in Weimar geschrieben hatte, erschien zuerst 1816 und seither in wiederholten Auflagen.

116.

Original in den »Erinnerungsblättern«. Parz wird erwähnt als Porz, Porzze, Porce, in Urkunden aus den Jahren 1150, 1170. (Lamprecht: Topogr.-histor. Matrikel p. 40 nach Urkundenbüchern des Landes ob der Enns I, 563, 677). 1357 war das Schloß Parz im Besitze Gundacker Lerböller's (Pillwein III, 25, nach Hoheneck's Genealogie der Stände des Erzherzogthums Oesterreich o. d. Enns, II, 784). 1393 kam es von Leuthold Lehrböller durch Vermächtniß an Hans Jörger zu St. Jörgen u. Tholleth, wurde aber durch Vergleich an die Herrn von Oberhämm (Oberheim) abgetreten, von denen als Eigenthümer genannt sind: Hans im Jahre 1435, und Wolf im Jahre 1458; später kam es an die Herrn von Pirching, und nach 1500 wurde es an Sigmund Ludwig von und zu Polhaim verkauft, welcher auch das nahe gelegene Schloß Tegernbach besaß. Dieser ließ aus den Materialien der Schlösser Polhaim und Tegernbach einen neuen prächtigen Tract dem Schlosse Parz anbauen und benannte dasselbe mit Bewilligung Maximilians I. Neu-Tegernbach. (Hoheneck II, 784 und 786, dort auch eine Abbildung des Schlosses Parz). Nach dem Tode seines Enkels Gundacker von Polheim wurde endlich das Schloß und die Herrschaft Parz an David Grafen Ungnad von Weißenwolf verkauft und verblieb im Besitze dieser gräflichen Familie.

117.

Martina, berüchtigte Giftmischerin, Freundin der Plancina, der Gemalin des Crejus Piso. Tacit. Annal. II, 74, ihr plötzlicher Tod ebend. III, 7.

122.

[1]) Franz X. Freiherr Schlechta v. Wschehrd, geb. zu Wien, 20. October 1796, gest. daselbst 24. März 1875, Dichter, Verfasser des Schauspieles: »Der Grünmantel von Venedig«, diente mit Grillparzer

zugleich bei der allg. Hofkammer. [2]) Reisenberg, Markt in Nieder-Oesterreich, nahe der ungarischen Grenze; er gehört zu den ältesten Ortschaften Oesterreichs und wurde von der Gemalin des Kaisers Friedrich IV. sammt Scharfenegg dem Grafen Cavriani geschenkt. [3]) Katharina Fröhlich.

123.

Katharina Fröhlich. — μόνιμος = treu ausharrend.

125.

Der Herzog von Orleans (nachmals König Louis Philipp) erließ am 31. Juli 1830, am Tage, als er in der Eigenschaft eines »Generallieutenants« in Paris erschien, eine Proclamation, die mit den Worten schloß: »Die Charte wird in Zukunft Wahrheit sein.«

128.

[1]) Richtig: Heidegger. — Karl Wilhelm Freiherr von Heideck, auch Heidegger, bekannt als Landschaftsmaler, trat 1805 in die bayrische Armee und ging 1826 als Oberstlieutenant nach Griechenland, wo er 1828 zum Militärgouverneur von Argos ernannt wurde, aber 1830 nach München aus Gesundheitsrücksichten zurückkehrte. Später, als Prinz Otto von Bayern auf den griechischen Thron erhoben wurde, begab sich H. wieder nach Griechenland, wo er, da der König noch minderjährig war, zum Mitglied der Regentschaft ernannt wurde. Nach München wieder zurückgekehrt und zum Generallieutenant ernannt, starb er dort am 21. Februar 1861. [2]) Karl Baldamus, Schriftsteller; kam nach einem abenteuerlichen Leben Mitte der Zwanziger Jahre nach Wien, wo er bei Gentz Sekretär gewesen sein soll.

130.

Das Tagebuch eines Wiener Magistratsbeamten (Stadtbibliothek, Handschriften-Abtheilung) berichtet über die Cholera in Wien 1831 Folgendes:

»Am 15. September ist nach einem anhaltenden starken Regenwetter von wenigen Tagen die Cholera und zuerst in der Stadt selbst ausgebrochen, wiewohl schon seit 15. August sich in der Stadt und den Vorstädten einzelne Fälle ereigneten, die, wie es hieß, bloß mit der sporadischen Cholera befallen gewesen waren. Der erste Fall war in

der Stadt im tiefen Graben im Todtenbeschreibamte, wo ein Diener der Nammersdorfer Papiermühle plötzlich erkrankt und gestorben ist. . . Der ganze k. k. Hof hatte während der Choleradauer hier in Wien, im Lustschlosse Schönbrunn, seinen Aufenthalt. Die äußeren eisernen Gitter an den Eingangsthüren und die hier und da zwischen den Mauerpfeilern angebrachten Eisengitter wurden mit Brettern verschlagen. . . . Auf gleiche Weise war das Belvedere versichert. Im letzteren sowie in Schönbrunn war ein Bataillon Militär verlegt, theils, damit es in den Kasernen nicht so gedrängt wohnen mußte, theils aber auch, weil man im Allgemeinen Unruh' und Bewegungen besorgte, wenn mit Ausbruch der Krankheit aller Verkehr abgesperrt werden sollte. Es geschah letzteres auch wirklich. Wie die Krankheit in Ungarn sich immer mehr ausbreitete, fing der Verkehr zu stocken an. Die meisten Fabriken wurden geschlossen und von den Professionisten die Gesellen entlassen. . . Wiewohl von Seite der Polizey und von Seite des Magistrates eine bedeutende Menge arbeitsloser Menschen von hier weg und in ihre Heimat geschafft wurde, so gab es doch eine bedeutende Zahl, die hieher zuständig war und arbeitslos wurde. . . Um diese Leute zu beschäftigen, wurde der Bau des schon seit mehreren Jahren im Antrag gewesenen Haupt-Unrathscanals längst dem rechten Wienflußufer begonnen und hiebey gegen 5000 Menschen Arbeit verschafft. Fast zu gleicher Zeit, also im Sommer 1831 wurde aus gleicher Ursache das Schießstättengebäude zusammengerissen und der Bau zu dem neuen Kriminalgerichtshause angefangen; auch bei Nußdorf wurde ein Damm aufgeführt. Am 17. November 1831, ist der k. k. Hofstatt von Schönbrunn in die k. k. Burg hereingezogen. Vormittags um 9 Uhr fuhren Se. Majestät bey der Mariahilferlinie herein über die Mariahilferhauptstraße, wo die Bürgermiliz bis in die Burg Spalier machte. Gleich bey der Linie empfing Ihre Majestäten die Schottenfelder Geistlichkeit mit dem Kreuze, auch bei der Mariahilfer Kirche empfing Hochdieselben die Pfarrgeistlichkeit, bey der Stiftskirche die Armenier. In allen Kirchen der Stadt und der Vorstädte wurde um die neunte Stunde mit allen Glocken geläutet. Auch die Schuljugend machte Spalier von der Linie bis in die Burg. Ende Februar 1832 hörte die Cholera in Wien gänzlich auf, und am 27. März 1832 wurden in allen Kirchen für die daran Verstorbenen Requiem und am 18. darauf für die Abwendung dieser Krankheit Dankämter gehalten.«

[2]) Johann Götz, Hof- und Gerichtsadvokat, gest. am 15. September 1831.

132.

Allgemeine Geschichte der Musik von Johann Nicolaus Forkel, Doctor der Philosophie und Musikdirector in Göttingen. 2 Bde. Leipzig 1788—1801. Die erhaltenen Aufzeichnungen in Grillparzer's Nachlaß beziehen sich auf das zweite Kapitel: Geschichte der Musik bei den Egyptern (§ 6, 7), beginnen mit einem Citat aus Diodor. Sic. Bd. I, p. 33, 34, über die Verachtung der Musik bei den Egyptern und der gegentheiligen Stelle aus Plato, worauf die Bemerkung folgt, daß die Egypter zwischen den Klängen ihrer Tonleiter und der Ordnung der Planeten, den Tagen der Woche und den Stunden des Tages eine gewisse Uebereinstimmung gefunden haben. Eingeklammert schließt sich Grillparzer's Studienblatt folgende Bemerkung an: »Der Grund, warum man in früherer Zeit die Tonleiter nur durch ein Hexachord fortführte, und statt der siebenten Stufe lieber zum Subsemitonium und dem Grundtone zurückkehrte, mag wohl darin liegen, daß die siebente Stufe als Sept etwas ungemein hartes hat, da die Natur die kleine Sept fordert, die dem Grundtone als fünfte Stufe seine eigene Unter-Dominante zukommt und als solche nebst der Terz, Quint und Octave in der geschwungenen Seite mitklingt. Das Subsemitonium erscheint aber nicht mehr als große Sept der Tonika, sondern als große Terz der Dominante, die sich in dem Grundton auflöst, und befriedigt als solcher.« Das Studienblatt schließt nach einer Notiz über Lyra und Harfe mit einem Citat aus dem 2. Buche der Könige, Cap. 3, Nr. 15 und 16. (Forkel, III. Cap. Geschichte der Musik bei den Hebräern, § 18).

133.

August Gottlieb Hornbostel, geb. zu Wien 17. September 1786, gest. daselbst 26. Juli 1838, Doctor der Medicin und Arzt in der k. k. Ingenieurakademie, ein Bruder des Christian Georg Hornbostel und Oheim des Friedrich Theodor Ritter v. H., der im Jahre 1848 Handelsminister war. Als Schriftsteller wirkte er unter dem Pseudonym O. Ernst Bohl; auch war er langjähriger Mitarbeiter an der Wiener Zeitschrift in Witthauers Redactionsperiode... Von seinen dramatischen Werken sind im Burgtheater aufgeführt worden: »Marie, oder die Pest in Leon«, Trauerspiel in fünf Aufzügen (z. e. M. 27. September 1833) und »Die Heimberufenen«, Trauerspiel in fünf Aufzügen (z. e. M. 14. Februar 1835).

In seinem kürzlich aufgefundenen Nachlasse, der mir erst vor wenigen Tagen von Herrn Hans Hornbostel übermittelt wurde, sind noch folgende Dramen handschriftlich vorhanden: 1. »Die Normannen«. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2. »Das stille Volk«. Dramatisches

Mährchen in drei Abtheilungen von O. Ernst Bohl. 3. »Manneswort«. Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen von O. Ernst Bohl. 4. »Die Zweifel«. Lustspiel in zwei Aufzügen. Gedichtet in Alexandrien von Albert. 1811. 5. »Der Neider«. Ein Lustspiel in einem Act von August Hornbostel. 1806. 6. »Die schönste Stätte«. Ein Mährchenspiel von Albert. 1816.

H. schrieb auch zwei Operntexte: »Helene, Prinzessin von Severn«, Historisch-romantische Oper in drei Aufzügen und »Reinhold«, Eine komische Oper in zwei Aufzügen.

Von seinen Erzählungen, Novellen und Mährchen sind nur folgende Manuscripte vorhanden: »Agathe, oder die Opfer«. — »Angioletta«. Eine Novelle. — »Das Angedenken oder des Sängers Fahrt durchs Land«. Ein Mährlein von Albert. 1814. — »Der Becher«. Poetische Erzählung in sechs Gesängen. 1827. — »Der Silberschild«, Rittermährchen in fünfzehn Gesängen von O. Ernst Bohl. — Von lyrischen Gedichten war bisher im Nachlasse nichts zu finden; auf einem Blatte daselbst sind zwei Hefte (eines mit 217 Seiten, das zweite mit 55 Seiten) verzeichnet, die am 27. April 1840, also nach H's. Tode, an Witthauer übergeben wurden. [4]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Zweiter Jahrgang, S. 272. XXVI.

134.

[1]) Frau Litomisky, die Tochter des Hofschauspielers Schwarz, eröffnete am 16. December 1831 ihr Gastspiel am Burgtheater als Isabella in »Braut von Messina«. [2]) Erste Aufführung am 24. October 1819, die letzte am 20. Januar 1836. [3]) (Pückler-Muskau). Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. III. Theil, 3. Brief, London, den 5. October 1826. (S. 66.)

135.

Das vierte Stück im XII. Bande der Sammlung: »Comedias nuevas escogidas« 2c. . . Nach Münch (l. c.) besitzt die Hofbibliothek zwei Ausgaben dieses Bandes; beide sind in Madrid, die eine 1658, die andere 1659 erschienen. Beide sind durchaus sowohl in Beziehung auf Dedication, als Seitenzahl und Inhalt, ja sogar in Beziehung auf die Druckfehler identisch. Da in beiden Ausgaben statt der Seitenzahl 73 die Zahl 76 gesetzt ist, so geräth Münch auf die Vermuthung, die Ausgabe von 1659 beschränke sich blos auf den Druck eines neuen Titelblattes mit der Jahreszahl 1659 und eines neuen, die Druckfehler

verbessernden Inhaltsverzeichnisses für die von der Ausgabe von 1658 noch übrigen Exemplare. — Ueber »Vengada« 2c. bemerkt Schäffer (l. c. II 258), daß es ein höchst schwulstiges Stück sei, dessen Katastrophe darin bestehe, daß eine Dame den Fürsten niederschießt, der sich zum Räuber ihrer Ehre aufwerfen will.

137.

Alfred Victor Graf von Vigny, geb. zu Loches 27. März 1799, gest. Paris 17. September 1832, »Cinq-Mars ou une conjuration sous Louis XIII.«, ein historischer Roman, der zuerst 1826 und seither in 15 Auflagen erschienen ist. Eine deutsche Uebersetzung kam 1869 in Leipzig heraus.

139.

[1]) Portefeuille de 1813, ou tableau politique et militaire renfermant, avec le récit des événements de cette époque, un choix de la Correspondance inédite de l'Empereur Napoléon, et de celle de plusieurs Personnages distingués, soit Français, soit Etrangers, pendant la première Campagne de Saxe, l'Armistice de Plesswitz, le Congrès de Prague et la seconde campagne de Saxe; par M. de Norvins. Paris, P. Mongie, 1825. 2 Bde. in 8°. — Jacques Marquet von Montbreton, Baron von Norvins, geb 18. Juni 1769 in Paris, gest. 30. Juli 1854. Seine »Histoire de Napoléon« erschien 1827 (4 Bde. in 8°) und hatte viele Auflagen.

142.

[1]) Jean Baptist Alphonse Karr, geb. 24. November 1808 zu Paris, Journalist und Romanschriftsteller. Sein erster Roman: »Sous les tilleuls« erschien 1832. [2]) Erste Aufführung am 4. October 1832.

144.

[1]) Die Zwillingsschwestern. Trauerspiel in vier Aufzügen von Johann Grafen Mailath. Erste Aufführung am 10. October 1832 im Burgtheater. Den Durchfall bestätiget auch C. F. Weidmann's Kritik in der Theaterzeitung 1832, Nr. 205.

146.

[1]) Antonie Fournier kam im September 1832 von Berlin nach Wien und trat am 8. October als Julie in »Romeo und Julie« auf. In einem Briefe an Julie Gley (Rettich) tadelt Tieck die Wiener, die an einer Fournier Geschmack finden. (Costenoble: Aus dem Burgtheater, Tagebuch, 9. December 1832). [2]) Sarrans, Lafayette et la révolution de 1830. Eine deutsche Uebersetzung erschien noch im selben Jahre bei Hoffmann & Campe. Im Nachlasse Grillparzer's zwei Blätter mit Auszügen und folgender Bemerkung am Schlusse: »Der Verfasser gibt selbst zu, daß Lafayette zu wenig Notiz davon genommen habe, was für Personen die Rathgeber des neuen Königs bildeten. Lafayette, à qui l'autorité pesa toujours, et pour qui les affaires courantes n'eurent jamais d'attrais.

Statt dieser nächsten, wichtigsten Sorge beschäftigt ihn vor allen die Anerkennung der Rechte der freien farbigen Menschen in den Colonien.«

147.

[1]) Simon Sechter, Tonsetzer, geb. 11. October 1788, gest. zu Wien 10. September 1867. Wurzbach, Biograph.-Lexikon, 33. Theil. S. 250. [2]) Simon Molitor, Musikhistoriker und Tonsetzer, geb. zu Neckarsulm 1766, gest. zu Wien 21. Februar 1848, veranstaltete in seinem Hause Quartett-Abende, an welchem sich hervorragende Musiker betheiligten; er sammelte auch mit besonderem Fleiße Materialien zur Geschichte der Musik in Wien. [3]) Luigi Boccherini, (geb. 1743 zu Lucca, gest. 1805 in Madrid). [4]) Melchior Friedrich Soulié, geb. 23. December 1800, gest. 23. September 1847, fruchtbarer Dramendichter und Romancier. Der Roman: »Les deux cadavres«, erschien 1832 (2 Bde. in 8⁰). [5]) Johann Karl Emanuel Nodier, geb. 29. April 1780 in Besançon, gest. Paris 27. Jänner 1844, einer der hervorragendsten Vertreter der französischen Romantik. »La fée aux miettes, roman imaginaire« erschien 1832 (in 12⁰). [6]) Die »Revue de Paris«, gegründet im Jahre 1829, war eine vorwiegend literarische Zeitschrift und gab namentlich jungen Schriftstellern Gelegenheit, in die Oeffentlichkeit zu treten. Nach den Stürmen der Revolution des Jahres 1848 und dem Staatsstreiche im October 1851 erneuert, wurde sie das politische Organ der Oppositionspartei. 1858, nach dem Bombenattentat Orsini's, das die innere Politik des Kaiserreiches so sehr beeinflußte, wurde sie gewaltsam unterdrückt.

149.

Ueber die historischen Konzerte im Salon des Hofrathes Kiesewetter, deren Beginn in das Jahr 1816 fällt, vgl. Allg. Wiener Musikzeitung 1841, Nr. 51, wo die Mitwirkung der Schwestern Fröhlich rühmend hervorgehoben und bemerkt wird: »Ueberhaupt dürften die vier Schwestern Fröhlich für die Kunst, namentlich für den Gesang mehr gewirkt haben als so manche Europa-berühmte Amazone von der Kehle, und wurden in dankbarer Anerkennung ihrer regen Theilnahme, ihrer unermüdlichen Bestrebungen für diese klassischen Conzerte von allen Mitgliedern dieses Kunstvereines als die Stützen derselben betrachtet und bewundert.«

152.

[1]) In Lindpaintners Bearbeitung am 16. März 1834 im vierten Gesellschaftsconcerte aufgeführt. Tietze sang den Judas Makkabäus, Josephine Fröhlich die Partie der zweiten Jüdin (Concert-Programm im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde). [2]) Ludwig Tietze, geb. 1798, gest. 11. Januar 1850, k. k. Hofcapellensänger und Mitglied der Direction der Concerts spirituels.

154.

[1]) Darstellung zur Zeit der ersten Aufführung: Massud, Wilhelmi; Mirza, Pistor; Rustan, Löwe; Zanga, La Roche; König von Samarkand, Anschütz; Gülnare, Fournier; Kaleb, Heureur; der Mann vom Felsen, Lukas; Altes Weib, Zeiner.

Kritiken: Wiener Zeitschrift Nr. 122, Sammler Nr. 122, gezeichnet Ermin. Dresdner Abendzeitung Nr. 310 (Correspondenz-Nachrichten aus Wien): »Schon van der Velde hat ein ähnliches Stück gedichtet, welches im Theater an der Wien mit Beifall aufgeführt wurde; auch in Raupach's »Märchen ein Traum« liegt dieselbe Idee zum Grunde und ich kenne auch ein paar französische Dramen, welche denselben Gedanken behandeln; allein als Grillparzer diese Idee faßte — es war vor vielen Jahren, hatte die Bühne noch nichts Aehnliches, und wie hat er sie ausgeführt? . . . . Das Stück ist ein Cassenstück geworden. Fünfzehn Vorstellungen haben Statt gehabt und noch findet man keinen Platz. . . . .«

Dreizehn Jahre später, am 26. Mai 1847, wurde im Theater in der Josefstadt aufgeführt: »Der Hexentrank, oder Die Geister der Karte.« Dramatisches Märchen nach einer älteren Idee von Anton Langer, Musik von Titl, Tänze von Rainoldi. Nach einer Recension der Allg.

Theater-Zeitung (von L. Rdtz-Raudnitz) soll diese ältere Idee nichts weniger sein »als die ganze Fabel mit Anordnung der Scenen, Tendenz und Ausführung von Grillparzer's »Traum ein Leben.« Wegen der Anspielungen, die in diesem Stücke auf die Zeitgenossen Mozart's, Beethoven's und — Grillparzer's gemacht werden, bemerkt der Recensent: »Hat Grillparzer nicht alle Verehrung und Auszeichnung erfahren, kann man die Zeitgenossen der Unterschätzung dieses Dichters anklagen?« —

[2]) Schauspieler am Theater an der Wien, gest. 19. November 1821 durch Selbstmord. [3]) »Schlumm're, träume und erkenne!« Mährchen in fünf Acten mit drey Träumen nach Chr. van der Velde. Zum ersten Male am 4. April 1818 im Theater an der Wien zum Vortheile des Schauspielers Heurteur aufgeführt. Recension in der Wiener Zeitschrift rc. Nr. 43 von Hohler. Das Stück mißfiel und wurde daher bald abgesetzt. Einige Notizen auch in Rosenbaum's Tagebuch (Manuscript k. k. Hofbibliothek). Ausführliches hierüber in der Wiener Zeitung 1887, Xa, 176—179. »Feuilleton: Der Traum ein Leben« von J. Zeidler. [4]) Lambert's Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde für das Jahr 1821.

156.

Selbstbiographie, XV 177.

157.

[1]) Gastspiel des Ehepaares Rettich in Graz, er spielte den Rustan, sie die Gülnare. Ein Correspondent der Theaterzeitung (1836, Nr. 170) berichtete über die kühle Aufnahme in Graz. [2]) Das Gasthaus »zum Blumenstöckl« in der Inneren Stadt, Ballgasse, eines der beliebtesten Bierlocale Wiens.

159.

Bilbao, Stadt am biscayischen Meerbusen und Hauptort einer der baskischen Provinzen, welche in den spanischen Bürgerkriegen den festen Rückhalt der Partei des Königs Ferdinand VII. und seiner Gemalin Marie Christine von Neapel bildeten, war bereits 1835 von dem Anführer der Carlisten, Zumalacárregui, vergeblich belagert worden und wurde im October 1836 neuerdings von Villareal und Eguia eingeschlossen. Die Stadt leistete Widerstand und ließ zugleich dem königlichen Oberbefehlshaber Esquartero die Bitte zukommen, zu ihrer Be-

freiung heranzurücken. Dieser aber, welcher von dem Kriegsminister Rodil den Auftrag erhalten hatte, nicht früher zum Angriffe vorzugehen, als bis man den in Andalusien befindlichen Carlistenführer Gomez unschädlich gemacht habe, wagte es nicht, die Belagerungsarmee anzugreifen. Erst am 27. November begann er den Kampf gegen die Karlisten, welcher sich aber unerwarteter Weise in die Länge zog, während die Noth in der belagerten Stadt stieg, und die Bevölkerung bereits den Muth verlor. Endlich, nach zwei Monaten der sehnsüchtigsten Erwartung, gelang am 24. December die Befreiung, welche eine um so allgemeinere Freude erregte als man die Stadt schon als verloren betrachtete.

162.

Holtei hielt seine erste dramatische Vorlesung am 3. Jänner 1841, zum Besten des Institutes der barmherzigen Schwestern, im Saale des Musikvereines; er recitirte Shakespeare's »Heinrich der Fünfte« und ein von ihm verfaßtes Liederspiel »Achill und Hektor.« Nachdem er in einigen aristokratischen Cirkeln, darunter auch bei Metternich, als Vorleser aufgetreten war, stellte er sich als solcher dem Publikum später auf der Leopoldstädter Bühne vor. In seinen »Vierzig Jahren« (S. 351) erzählt Holtei, wie unpassend seine Freunde diese Localität gefunden haben. . . . »Der edle Grillparzer zürnte mir fast, daß ich mein Talent auf so leichtsinnige Weise hinwerfen wollte.« — Dem ersten Cyclus folgte 1842 ein zweiter und im Frühling 1843 ein dritter.

163.

[1]) Franz Freiherr von Löhr, Hofrath und Kanzleidirector des Oberſthofmeisteramtes. [2]) Joseph Ritter von Floch, Hofrath bei der allg. Hofkammer.

166.

Montaigne: Essais. Livre I, chap. IX.

168.

Hygini fabulae. Eine Sammlung von 277 Fabeln aus der Mythologie. In Grillparzer's Bibliothek: Mythographi latini, emendavit Thomas Muncker.

169.

Jodok Stülz, Geschichte des Cisterzienser-Klosters Wilhering, Linz 1840. S. 54: Auf dem Generalcapitel . . 1393 . . wurde die Stiftung der Gräfin Elsbeth von Schounberg für Wilhering bestätigt. . . Der Stiftung wurden 15 Güter gewidmet: zu Grillenparz, Hopfau ꝛc. . . .

172.

Die Zusammenkunft mit Humbold erfolgte am 25. September 1847 bei Meyerbeer, wo Grillparzer auch Henriette Sontag traf.

175.

In Nr. 196 des »Humoristen« aus dem Jahre 1847 zeigt Saphir an, für das literarische Interesse seines Blattes Sigmund Engländer gewonnen zu haben, den er seinen Lesern um so weniger erst vorzuführen brauche, als in jüngster Zeit bei Erscheinung seines Salons die Journale fast einstimmig das Urtheil ausgesprochen haben, daß Engländer der Mann sei, »die größtentheils flache Wiener Journalistik zu veredeln«. Die erste Arbeit Engländers für den Humoristen war die Novelle: »Die Uebernahme eines Verbrechens«. Seine ästhetisch-kritische Wirksamkeit begann er mit der Skizze: »Die Feigheit im Erfinden«. Weitere bemerkenswerthe Aufsätze im Humoristen sind: »Die moderne Literatur« (Nr. 214 und 215) und in Nr. 268 unter dem Titel »Journalistische Randglossen« eine Kritik über die Beiträge Grillparzer's und A. Stifter's in der »Iris« für das Jahr 1848.

Ueber Sigmund Engländer, insbesondere über dessen Antheil an der demagogischen Presse des Jahres 1848, bei Helfert: »Die Wiener Journalistik im Jahre 1848«. Wien 1877. Engländers Beziehungen zu Hebbel, mit dem er 1845 durch drei Aufsätze im »Oesterreichischen Morgenblatte« über ihn bekannt wurde, schildert Emil Kuh in der Biographie Friedrich Hebbel's, Wien 1877. Näheres auch in dem Tagebuche und dem Briefwechsel Hebbel's. Engländer wandte sich später dem Studium der socialen Frage zu und veröffentlichte 1864 eine Geschichte der französischen Arbeiter-Association.

177.

Rachel trat ihre Kunstreise am 27. Juni 1850 an, sie begab sich zuerst nach London, hierauf nach Berlin, wo sie am 1. August auftrat, später nach Hamburg. In Wien begann sie ihr Gastspiel am 18. Sep-

tember 1850 im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore, in Corneilles »Les Horaces«, worauf »Andromaque« von Racine, »Bajazet« von Racine, »Polyeucte Martyr« von Corneille, »Le moineau de Lesbie«, »Adrienne Lecouvreur« und »Phèdre« folgten. Auch in zwei Schiller'schen Dramen trat sie auf, in »Maria Stuart« (traduit de l'Allemand de Fr. Schiller par Pierre Lebrun und in »Jeanne d'Arc« (imité de Schiller par Soumet).

Wenige Tage nach ihrem Auftreten als Maria Stuart kam Schillers Werk im Burgtheater zur Aufführung (3. October), wobei es zu einer lebhaften Demonstration des Publikums für die deutsche Kunst kam. Im Parterre wurde folgendes Gedicht vertheilt:

Was blieb dem deutschen Volke noch,
Als seine Kunst und seine Sprache!
Nun droht auch diesen fremdes Joch.

Der Deutsche selbst verläßt die Wache,
Bei seinem Stolz, bei seinem Ruhm,
Daß sein der Nachbar höhnisch lache.

Nun gilt's, daß nicht Weltbürgerthum
Uns gänzlich noch zu Affen mache.
So schrei, wer schreien kann: Hoch! Hoch!
Die deutsche Kunst, die deutsche Sprache.

Während der Gartenscene flog ein Kranz von Eichenlaub und Lorbeeren auf die Bühne, an dem eine Pergamentrolle mit nachstehendem Gedichte geheftet war:

Den deutschen Dichtern und Künstlern.

Kränze, Frankreich, Deine Söhne
Ehre, Deutschland, ihren Geist!
Und zum König selber kröne,
Was als König sich beweist.

Doch die Kronen Deiner Meister
Werf nicht treulos in den Staub;
Schmück nicht buhlend Frankreichs Geister
Mit der deutschen Ehre Raub.

Mutter, denk der eig'nen Kinder,
Die, gedrückt, verläugnet längst,
Fordern auch ihr Theilchen Liebe
Die du ganz den Fremden schenkst!

Halte heilig Deine Dichter,
Deine Künstler — liebe sie!
Frankreich ist nicht einz'ger Richter
In dem Reich der Poesie!

Deutsche Kunst d'rum hoch in Ehren —
Und kein Deutscher, der sie schmäht:
Frankreich mag die Götter wechseln, —
Deutschlands wahrer Gott — besteht!

Wien, am 3. October 1850.

Als am 5. October die Rachel sich verabschiedete, kam es im Kärnthnerthor-Theater zu einer lebhaften Gegendemonstration.

Raudnitz schrieb damals in der Theaterzeitung: »Wir haben so wenig es Herrn Bauernfeld wie den zwei unbekannten Dichtern des Burgtheaters übel genommen, daß sie schlechte Verse bei dieser Gelegenheit gemacht; wir haben über den Feuilletonisten nicht einmal laut gelacht, wenn er ausrief: Veder la Rachel et poi morir! Wir haben den harmlosen Fanatismus der »Ostdeutschen Post« sehr amüsant gefunden, wenn wir auch der geistreichen Bemerkung eines geistreichen Schriftstellers uns dabei erinnerten: »Die Wiener Kritiker malen zum größten Theile die Rachel wie die Maler ehemals die Päpste malten, indem sie vor ihr knien.«

178.

Vgl. Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft. I. Jahrg. S. 131 und 328.

181.

Am Rande des Originals steht »Tatzmannsdorf.« Vgl. Jahrbuch, I. Jahrgang, S. 133 und 326.

182.

Oberschützen (Felsö-Lö), Dorf im Comitate Vas, Bez. Felsö-Ör.

184.

Selbstbiographie. Sämmtl. Werke. Bd. XV. 7.

186.

Ob der Angriff auf Grillparzer in einem Wiener Blatte erfolgt ist, konnte ich bisher nicht feststellen. »Presse« und »Ostdeutsche Post« enthalten keine abfälligen Bemerkungen. — Es scheinen übrigens nicht alle Wiener Kreise mit der Schillerfeier einverstanden gewesen zu sein. So lehnte z. B. die Gesellschaft der Aerzte die Theilnahme an dem Fackelzuge ab (Presse Nr. 281). Ueber Grillparzer's Stellung zur Schillerfeier bemerkt die Augsburger Allgemeine Zeitung 1859, Nr. 310 in einer Wiener Correspondenz vom 2. November: »Grillparzer, von dem man erzählt, er habe sich mit der ganzen deutschen Schillerfeier nicht einverstanden erklärt, widerlegt dieß, indem er zugesagt hat, für das große Bankett einen Toast zu schreiben.« Das Nähere bei Laube, l. c. S. 166.

Briefe

von

Caroline Pichler an Therese Huber.



Einleitung.

In den zwanziger Jahren wurde viel von einem Werke gesprochen, das bei Brockhaus in Leipzig (1823—1826) unter dem Titel »Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts« erschienen ist, mit Biographien von vielen mehr oder weniger berühmten Frauen, deren Namen in den zahllosen Taschenbüchern und Almanachen vertreten sind, in denen lyrisch gestimmte Frauenherzen metrisch zerflossen und die Strickbeutelpoesie stets neue Keime trieb. Damals wurden gegen die literarische Fluth der Frauentaschenbücher ernste Bedenken erhoben und eines der kritischen Blätter glaubte bemerken zu müssen, wie erstaunlich es sei, »was sich die Damen jetzt auf das Schreiben legen, bald gehe es in Deutschland wie in England und Frankreich«; ein anderes Blatt drückte die Besorgniß aus, daß durch die Schriftstellerei ein Theil sonst gut veranlagter Frauen ihrem eigentlichen Berufe entzogen würde; ein drittes klagt, daß manche von den deutschen Schriftstellerinnen ihr Geschlecht mit einer gewissen Absicht verleugnen, weshalb man zwischen »wahren Frauen« und »weiblichen Naturen« unterscheiden müsse. Als Muster der ersten Gattung wurden damals zwei Schriftstellerinnen genannt: Caroline Pichler und Therese Huber, Frauen, deren Namen traditionell auch auf die Nachwelt gekommen, deren Schriften aber nur einem geringen Theil der Epigonen bekannt sind. Man hat diese Frauen während ihrer

Lebenszeit wiederholt in eine Parallele gestellt und an ihnen hervorgehoben, daß sie nie wie sonst wohlbekannte Erzählerinnen ihre Feder befleckt, dagegen einen Schatz von Erfahrungen in ihren Schriften hinterlassen haben, aus denen die Begeisterung für Wahrheit und Recht hervorleuchtet. Auch sonst standen Beide, die im Leben niemals persönlich mit einander verkehrten, in geistig verwandtschaftlicher Beziehung. Wie Caroline Pichler, in Wien, hatte Therese Huber in Stuttgart einen Kreis von geistig oder gesellschaftlich hervorragenden Personen um sich gesammelt, wie es denn auch bekannt ist, daß in jedem dieser Zirkel bürgerliche Einfachheit und bescheidene Häuslichkeit herrschten.

Auch in der menschlichen Eigenschaft einer echten Frau, in der Liebe zur Familie glichen sich beide. Das Glück der Kinder stand ihnen höher als eitler Ruhm und bei aller Liebe zu den Musen hatten sie doch niemals vergessen, auch den Hausgöttern zu opfern.

Wie vielfach die Berührungspunkte dieser Frauen in ihrem inneren Leben sind, so verschieden erscheinen dagegen ihre äußeren Lebensverhältnisse. Die Jugend der Pichler (geb. 1769) war ungetrübt, ihre Erziehung sorgsam; sie hatte niemals Noth gelitten, sie war glücklich als Mädchen, Frau und Mutter wie auch als Greisin. Sie hat ihr äußeres wie inneres Leben in ihren »Denkwürdigkeiten« geschildert, einem Werke nach dem man noch heute langen muß, um sich über die geistigen und gesellschaftlichen Verhältnisse Wiens in vergangenen Zeiten aufzuklären. Ihre Aufzeichnungen reichen weit zurück, bis in die Zeit der Kaiserin Maria Theresia, an deren Hofe Pichler's Eltern vielfache Beweise von Wohlwollen empfangen haben. Bis zu ihrem Tode (1843) bewahrte sie den Briefwechsel ihres Vaters, des Hofrathes Greiner, mit der Kaiserin Maria Theresia, den sie testamentarisch der Kaiserin Mutter vermachte. In früher Jugend verkehrte sie bereits mit hervorragenden Besuchern im Hause ihres Vaters, mit Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern, sie zählte Haschka, Alxinger, Leon und Joseph Gall zu ihren Lehrern und hatte das Glück, Anwei-

sungen in der Musik von Mozart zu erhalten. Bei aller Bildung des Geistes hatte aber ihre sorgsame Mutter jene zur Häuslichkeit nicht vergessen und dadurch, wie ihr die Tochter dankbar gedenkt, deren Charakter vor mancher falschen Richtung bewahrt. An den Grundsätzen der Mutter hat Caroline Greiner auch als Frau von Pichler festgehalten, auch dann noch, als dieser Name als der einer gefeierten Schriftstellerin im Vaterlande und außerhalb desselben Verbreitung gefunden.

Wie das Greiner'sche Haus in der josephinischen Zeit, bildete der Salon Pichler in der vormärzlichen Periode den Mittelpunkt des Wiener geistigen Lebens. Was einen bedeutenden Namen führte, nahm dort an den Gesellschaftsabenden theil, auch Franz Grillparzer, über den die Pichler'schen Memoiren charakteristische Einzelheiten berichten. Bescheiden hat sie darin auch über ihre schriftstellerische Thätigkeit Buch geführt und daß die Zeitgeschichte mit einbezogen ist, erhöht den Werth der »Denkwürdigkeiten«, die oft in behaglicher Breite über jedwedes Familienereigniß berichten. Doch muthen auch diese Stellen den Leser an, da hier das Wort nicht die Schriftstellerin, sondern die Hausfrau führt, der die Geburt eines Enkels ebenso herzlich Freude machte, als der Schriftstellerin die Vollendung eines Werkes. Ihr gesellschaftlicher Ruf als vorzügliche Hausfrau mag wohl viel beigetragen haben, daß Pichler's Name selbst in jenen Wiener Kreisen verbreitet war, die sich sonst um Literatur und geistiges Leben wenig kümmerten, wie ihn denn noch heute Viele nennen, ohne je die Werke dieser Frau gelesen zu haben.

Weit weniger als Pichler ist ihre Zeitgenossin Therese Huber (geb. 1764) bekannt, deren Name auch Erinnerungen wachruft an andere denkwürdige Personen: an den Weltumsegler Georg Forster, den ersten Gemal der Therese Huber, der 1784 längere Zeit in Wien verweilte und mit den bedeutendsten Männern der josephinischen Epoche Umgang hatte, an Theresens zweiten Gemal, den Kritiker und Publicisten L. F. Huber, den Freund Schiller's und Sohn jenes Michael Huber, von dem Goethe

sagt, daß er das dankbar anerkannte Verdienst hatte, den Werth der deutschen Literatur den Franzosen bekannt gemacht zu haben, dann auch an ihren Sohn Victor Aimé Huber.

Von dieser durch und durch deutschen Frau entwirft Wilhelm von Humboldt in den Briefen an seine Freundin folgende Charakteristik: »Sie war an Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen ihrer Zeit. Sie wußte auch sehr viel, hatte unendlich viel in den neuen Sprachen gelesen und besaß einen sehr hohen Grad intellectueller Bildung. Allein das Alles wurde überstrahlt, geordnet und befruchtet durch die inneren angeborenen Geisteskräfte, die keine Erziehung noch Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer reichen schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie in ihrem Hauswesen mit ihren Kindern, wie sie noch klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit und eine sichtbare ihr angeborene Reinheit der Gesinnung. Bis an ihr Ende hat sie mit merkwürdiger Thätigkeit und rastloser Anstrengung gearbeitet«. Der Lebenspfad dieser Frau war kein rosiger, sie hatte schon in früher Jugend den Ernst des Lebens kennen gelernt, war mit 13 Jahren mutterlos und in ein Pensionat gebracht worden, wo sie kaum orthographisch schreiben gelernt hat. Trotzdem erregte schon damals der Stil ihrer Briefe Bewunderung. Zurückgekehrt ins väterliche Haus bildete sie ihren regen Geist im Verkehr mit hervorragenden Gelehrten, wodurch ihr Charakter einen männlichen Zug gewann, der sie gegen das Ungemach späterer Tage stählte. Zwanzigjährig heiratete sie Georg Forster, der sie auf der Durchreise in Göttingen, im Hause ihres Vaters sah, zog mit ihm nach Wilna, wo er Professor geworden, dann nach Mainz, wo sie L. F. Huber kennen lernte, dem Forster, nachdem er sich beim Einbrechen der französischen Revolution den Clubisten angeschlossen hatte, die materiellen Sorgen für Frau und Kinder übertrug.

Ein Leben voll Kummer begann; Therese war in den stürmischen Tagen nach Straßburg geflohen, von da nach Neuen-

burg, wohin ihr Huber folgte, mit dem sie sich 1794, vier Monate nach Forster's Tode, vermählte. Erst 1798 brachen bessere Tage an, als Huber von Cotta nach Tübingen berufen wurde, um die Redaction der damals entstandenen Allgemeinen Zeitung zu übernehmen. Die Tage des Glückes waren aber nur kurz; der unvermuthet rasche Tod Ferdinand Huber's brachte der Witwe neue Sorgen; sie stand nun mit 4 Kindern allein, zwar vor empfindlicher Noth durch eine kleine Pension geschützt, die aber nicht hinlangte die Kosten der Erziehung zu decken. Die Mutter mußte also Geld verdienen. Das fiel ihr nicht schwer, sie hatte es längst gethan; denn schon zur Zeit, als ihr Gatte lebte, begann sie Erzählungen zu schreiben, die unter dem Namen ihres Gatten erschienen sind. Ein Brief von ihr gibt Aufschluß über den Anfang ihrer schriftstellerischen Laufbahn. Sie schreibt: »Wir waren arm. Ich versuchte heimlich Louvets: Divorce necessaire zu übersetzen. Huber las, schüttelte den Kopf, strich von einem Ende zum anderen. Ich weinte, übersetzte wieder und wieder und lernte es. Das Buch war zu Ende und ich fand es interessant, Louvet fortzusetzen, ich componirte ein Ende zu dem Divorce necessaire. Huber freute sich, es ist am Ende der Uebersetzung gedruckt. Ich dachte viel an Forster, ich dachte ihn in vielen Lagen und schrieb: »Die Reise nach Neuholland«, das heißt ich schrieb au courant de la plume, was meine damals reiche Einbildungskraft eingab: dann ordnete Huber, beschnitt, stilisirte. Nun fühlte ich die Fähigkeit, meines Mannes Opfer zu erleichtern. Ich hatte nacheinander zehn Kinder, die ich pflegte und stillte, fünf waren kränklich, kein Schneider, keine Näherin betrat mein Haus; von Nichts kamen wir zu vollen Schränken, an Kisten und Betten, lebten artig, gingen stets mit der besten Gesellschaft um, waren überall gewünscht. In den Nachtstunden an meiner Kinder Wiege, an Huber's Krankenbett, — mehr wie einmal mit dem säugenden Kinde an der Brust — so ward ich Verfasserin der Erzählungen«.

Von alledem wußten nicht einmal ihre vertrautesten Freunde und das Geheimniß wurde längst nach Hubers Tode

durch eine Anzeige im Stuttgarter Morgenblatte gelöst. Die Ursache dieses stillen Wirkens hat sie 1819 im Vorworte zur Ausgabe der »Gesammelten Erzählungen« aufgeklärt, wo sie schreibt: »Daß die Schriftstellerin eine rüstige Hausmutter sein könne, wird dem Publicum zu glauben sehr schwer, deswegen verschwieg ich meine literarische Beschäftigung, so lange das zu seyn mein Beruf war. Die greisende Matrone hat nun keinen Hausstand mehr, sie kann jetzt noch Mutterpflichten erfüllen, indem sie schreibt, nicht sie vernachlässigen.« Ein solches Geständnis läßt uns den männlichen Charakter dieser Frau hochachten, der sich auch in den Briefen an ihren Sohn äußert, die Rudolf Elvers in der vortrefflichen Biographie Victor Aimé Huber's stellenweise veröffentlicht hat. Deutsche Frauen werden in diesen Briefen eine tüchtige Schule der Erziehung finden, denn aus allen Zeilen strömt Lebensklugheit und geläuterte Moral. Wenn sie tadelt, belehrt sie zugleich, nie spricht sie über Dinge, die ihr fremd sind, und was ihrem Verstande entströmt, ist durch die Erfahrung geklärt. Es zeigt von dem Scharfsinne Cotta's, daß er diese Frau 1817 nach Haug's Abgange mit der Leitung des angesehenen und verbreiteten »Morgenblattes für gebildete Stände« betraute, das bereits eine zehnjährige Vergangenheit hatte. Von mehr als einer Seite wurde damals die Befürchtung laut, daß das Wissenschaftliche im Morgenblatte allmälig von den Arbeiten einer Erzählerin von Profession verdrängt werden würde. Im Gegentheile! Die Thätigkeit der Huber kam dem Unternehmen sehr zu Nutze. Wie auch hier ihr umsichtiger Geist gewirkt, beweist der Nachruf, den ihr 1829 das Morgenblatt (Nr. 194) gewidmet hat. Dort heißt es: »Sitten und Institutionen, Erfindungen und Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, nach allem sah der gebildete und wißbegierige Geist dieser Frau sich um, zog, was in dem Bereiche ihres Blattes war, herein in dasselbe und erweiterte die Rubriken: Reisen, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaftliches, während der Raum für Erzählungen und Romane selbst unter dem Tadel des

nach leichterer Speise verlangenden Publicums beschränkt blieb.«

In dieser Zeit ihres gesellschaftlichen Wirkens stand Therese Huber im lebhaften brieflichen Verkehr mit Schriftstellern, Gelehrten und gesellschaftlich hervorragenden Personen. Eine Sammlung ihrer Briefe ist meines Wissens noch nicht erfolgt, wäre aber sehr erwünscht im Interesse der Zeitgeschichte, für welche das Urtheil und die Ansichten einer so tüchtigen Frau werthvolle Quellen sind. In Oesterreich hat sie unter Anderen mit Hormayr, Deinhardstein, Schnorr, Wähner rc. Briefe gewechselt, am längsten aber mit Caroline Pichler, die in ihren »Denkwürdigkeiten« (II, 111) erzählt, wie sich mit Therese Huber bis zu deren Ableben ein fleißiger, nach und nach herzlicher Briefwechsel entwickelt habe, daß sich die beiden Matronen, die einander nie gesehen hatten und auch nie sahen, ihre häuslichen und innersten Angelegenheiten mittheilten. Ob Huber's Briefe noch vorhanden sind, vermag ich nicht anzugeben, sie wurden aus Pichler's Nachlaß den Erben ihrer Freundin ausgefolgt; dagegen sind mir von Herrn August Pelzeln, dem Enkel Caroline Pichler's, deren Originalbriefe an Therese Huber mit dem Wunsche überlassen worden, bei Veröffentlichung derselben einige minder wichtige, zumeist Familienangelegenheiten betreffende Stellen wegzulassen, was auch geschehen ist. Ich übergebe diese Briefe der Oeffentlichkeit als einen interessanten Beitrag zur Geschichte jener Zeit, in der Franz Grillparzer im Höhenpunkte seines Wirkens gestanden ist. Mögen auch bald die Briefe Therese Huber's folgen, die von gleicher Verehrung für den Dichter der Sappho erfüllt war, wie ihre Freundin Caroline Pichler.

Wien, im Januar 1893.

Carl Glossy.

1.

Wien, am 4. May 1818.

Verehrungswürdigste!

Mit wahrer Freude erfüllte mich der Anblick Ihres Nahmens in der Unterschrift eines Briefes an mich, der Inhalt desselben könnte mich stolz, ja eitel machen, wenn ich nicht aus eigener Erfahrung wüßte, wie leicht die Phantasie des Dichters oder der Dichterin, sich ihrem Fluge überlassend, aus einzelnen würdig scheinenden Zügen sich schnell ein idealisches Bild zu entwerfen bereit ist, das dann so oft die Wirklichkeit weit hinter sich läßt.

Das allein darf ich mir von Ihrer allzu gütigen Meinung mit Selbstgefühl zueignen, daß mein Streben, in so weit es mit dem Ihrigen zusammentrifft, gewiß rein, und nur auf's Gute gerichtet war. In dieser Rücksicht nehme ich Ihr freundliches Zeugniß mit frohem Herzen an, und freue mich von einer Frau wie Sie erkannt und verstanden worden zu seyn.

Der junge Engelhardt[1]), Sohn einer meiner geschätztesten Freundinnen, ist ein artiger, gebildeter und in seinen Verhältnissen sehr schätzbarer Mann, ich sah ihn aufwachsen und zur Freude seiner Mutter sich entwickeln. Von jeher war ich dem Knaben und später dem Jüngling gut, auch

nannte er mich immer seine Mutter, und es schien mir, als ob er ein Verwandter unsers Hauses wäre.

Ihm danke ich auch jetzt manche freundliche Idee, die Sie sich von mir machen, und ich konnte nicht umhin es ihm zu sagen.

Ihre Erinnerung hat ihn sehr erfreut, und er hat mir gleichfalls auf mein Verlangen viel von Ihnen und Ihrem Hause, Ihren Töchtern u. s. w. erzählt. So sind wir einander in der Ferne nicht mehr ganz fremd, und es ward mir daher eine um so liebere Angelegenheit, Ihren Auftrag in Rücksicht des Morgenblattes zu besorgen.

Ich habe mit demjenigen aus unsern hiesigen Schriftstellern gesprochen, den ich für den tauglichsten zu dem von Ihnen verlangten Geschäfte halte, es ist Herr Deinhardstein, Verfasser einiger sehr hübscher dramatischer Kleinigkeiten und anziehender Gedichte.[2]) Sein größeres Werk, ein Trauerspiel, der Schwur genannt, wurde hier nicht aufgeführt, so kenne ich es nicht, aber ich habe manches Gute davon gehört. Dieser junge Mann lebt in und mit der Welt, er ist au courant, wenn man so sagen darf, aller litterarischen und theatralischen Neuigkeiten, und hatte mein Ersuchen mit Freude bewilligt. Er wird Ihnen selbst schreiben und vorläufig ein Paar Correspondenznachrichten einsenden, auf einer Reise aber von einigen Wochen, die er jetzt antritt, hofft er selbst nach Stuttgard zu kommen, sich Ihnen vorstellen und mündlich alles Nähere verabreden zu können.[3])

Sehr gerne würde ich mich selbst erbothen haben, Ihnen von Zeit zu Zeit einige Neuigkeiten dieser Art mitzutheilen, aber erstlich ist meine Zeit sehr beschränkt, und dann bin ich nicht immer im Stande, gleich im Anfang und gründlich die neuen Erscheinungen zu beurtheilen, da ich mit der eigentlichen großen Welt nur in fernem Zusammenhange stehe. Aber ein Blatt erlauben Sie mir beizuschließen und gönnen ihm — wenn Sie es geeignet finden, ein Plätzchen im Morgenblatt — aber ohne meinen Nahmen,

weil ich es mir zum Gesetz gemacht habe, nie mein Urtheil über ein Kunstwerk öffentlich auszusprechen. Es ist eine kleine Schilderung der allerneuesten und glänzendsten Erscheinung, deren mein Vaterland sich seit langem zu rühmen hatte, des vortrefflichen Trauerspiels Sappho, von dem jetzt alle Gemüther voll sind.[4])

Sie werden Recensionen darüber vielleicht von mehr als Einer Seite erhalten[5]), ich habe deren schon selbst 3 gelesen — aber es drängt mich auch das, was ich darüber fühle, — unerkannt auszusprechen — und so mache ich Gebrauch von dem günstigen Zufall, der mir in der Redactrice des Morgenblattes eine freundlich verwandte Seele zeigt, und lege als Frau mein Geheimniß und mein Urtheil — oder vielmehr mein Gefühl — in die Hand der Frau.[6])

Empfangen Sie die Versicherung meiner innigsten Verehrung, mit der ich bin

Ihre

Karoline Pichler
geb. v. Greiner.

2.

Wien, den 18. December 1818.

Verehrteste Frau!

Schon vor längerer Zeit hatte ich mir vorgenommen Ihnen zu schreiben und Sie im Nahmen eines mir sehr werthen Freundes, des Hofrathes Baron v. Hormayr, der Ihnen in litterarischer Hinsicht durch seine Geschichte Tyrol's, durch andere Werke, durch J. Müller's freundschaftliche Briefe, endlich auch in politischer Rücksicht durch seine Schicksale bekannt seyn wird — um Etwas zu fragen.[1]) Aber da kamen allerley Hindernisse, Geschäfte, Besuche u. s. w. dazwischen, und indessen erhielt ich Ihren Brief vom 2. December, worin Sie mir die Aufträge an unsern trefflichen Grillparzer gaben. Da

kam er so lange nicht, ich wartete einige Tage, endlich schrieb ich ihm, aber nun war seine Mutter, die er mit kindlicher Schwärmerey liebt, krank, ich erhielt keine Antwort; und Hormayr fragte mich jedes mahl, wenn ich ihn sah, ob ich Ihnen nicht schon geschrieben? Nun bekam ich heute endlich ein kleines Billet von Grillparzer, worin er mir seine warme Achtung für Ihre Ansichten und zugleich den lebhaftesten Dank für Ihre gütige Rücksicht auf ihn ausdrückt. Ob er aber gesonnen wäre eine Antwort gegen jenen Herrn Recensenten nach Ihrem Anerbiethen einrücken zu lassen, davon sagt er gar nichts, und der Brief trägt überhaupt den Character der Verstimmung und Befangenheit über die Krankheit seiner Mutter. Ich glaube auch überhaupt nicht, daß er antworten werde, es ist nicht seine Art, er hat noch auf keinen, weder billigen, noch unbilligen Tadel geantwortet, und man muß ihn eben gewähren lassen, wie es ihm nach seiner Empfindungsweise am liebsten ist, und diese ist oft ganz anders als die heitrer, klarer, lebensfroher Menschen. Er ist nicht glücklich, er ist kränklich, und er quält sich selbst; das ist es, was seine Freunde am meisten beklagen müssen, gerade weil sein Gemüth edel und sein Geist so sehr gebildet ist.

Doch nun zu meiner Anfrage. Hormayr wäre gesonnen, wenn es Ihnen lieb und recht wäre, zu unbestimmten Perioden, etwa alle 2—3 Monate Ihnen einen Bericht über den Stand der ernsten, eigentlich wissenschaftlichen Litteratur in Oesterreich überhaupt und vorzüglich in Wien zu senden, wenn Sie ihm einen Platz im Morgenblatt einräumen wollten. Es läge ihm daran, sein Vaterland, das er heiß liebt, dem Auslande, in seinem wissenschaftlichen Streben und Entwickeln, unter dem gehörigen Gesichtspunkte zu zeigen.

Schreiben Sie mir gütigst Ihre Meinung darüber. Ich zweifle nicht, daß Hormayr's Berichte gehaltvoller und tiefergreifend seyn werden als die gewöhnlichen Correspondenznachrichten, die, wenn sie nicht wie jene des von Ihnen er-

wähnten Proteus eine polemische Natur haben, meist höchst oberflächlich abgeschöpftes Raisonnement über alltägliche Gegenstände enthalten.[2])

Ihr Urtheil über die Sappho habe ich noch nicht gelesen, wir haben das Morgenblatt monathlich, und es muß im 9. Hefte stehen, denn in den Vordern habe ich ziemlich fleißig, freylich nicht gelesen, nur gesucht, und es nicht gefunden.[3]) Aber so sehr ich die Sappho schön und himmlisch finde, so gut ich dem Verfasser bin, so muß ich doch bekennen, daß ich mit Ihrer Ansicht nicht übereinstimmen könnte. Phaon ist nicht bloß jung, er ist mir verächtlich, denn er hat gar keine Haltung und beträgt sich wie ein verzogen Kind. Indessen bin ich sehr begierig auf Ihre Darstellung und würde mich sehr freuen, mich höchst willig von Ihrem richtigen Urtheil bekehren zu lassen, denn es wäre mir lieb, meines geehrten Freundes Meisterwerk sous tous les rapports bewundern zu können. Doch ich habe unmäßig lange geplaudert, und es ist Zeit Ihre Geduld zu schonen. Leben Sie daher recht wohl, und erhalten Sie Ihre freundschaftliche Meinung, auf die ich so vielen Werth setze, Ihrer

ergebensten C. Pichler.

3.

Wien, am 6. März 1819.

Verehrte Frau!

Ich bin wohl recht strafbar, auf zwey Ihrer lieben Briefe aus den Monaten Jänner und Februar noch jetzt Antwort schuldig zu seyn. Alles, was ich zu meiner Entschuldigung sagen kann, ist, daß ich wohl ein Bißchen viel Correspondenzen und Schreibereyen überhaupt, und ein Bißchen wenig Zeit hatte. Indessen habe ich die beyden Aufträge an Hormayr und Deinhardstein, welche Ihre Briefe enthielten, pünctlich und sogleich bestellt, und somit war dem

Hauptzweck ein Genüge geleistet. Das werden Sie auch wohl vielleicht von Hormayr selbst erfahren haben, der wie er mir sagt, fleißig, fast alle Sonnabende schreibt.

Deinhardstein hat sich mit einem Schwall von Worten entschuldigt und Besserung versprochen, wir wollen hoffen, daß er sein Versprechen hält. Es ist mir nicht recht an diesen jungen Wienerautoren, daß die meisten bey unstreitigen Anlagen so wenig eigentliche, zweckmäßige, auf Einen würdigen Punct gerichtete Anwendung haben. Das schreibt ein paar Ein- oder zweyactige Stücklein, übersetzt da etwas, bearbeitet dort etwas, macht kleine Gedichte für die Taschenbücher, beißt sich mit einem Recensenten herum et voila tout!

Wie ganz anders steht hier Hammer, Hormayr, Grillparzer vor uns, wie ganz anders unsre Schriftsteller der früheren Periode, ein Denis, Haschka, Alxinger.

Ich halte jenes Zerflattern in unnütze oder leere Tändeleyen, jenes faire rien ou faire des riens für eine Folge der immer wachsenden Zerstreuungssucht, der ebenfalls auch immer an Menschenzahl, Ueberverfeinerung und Schaalheit wachsenden großen Hauptstadt. Dahin gehört so manches Zeichen, so mancher Auswuchs der Zeit, den ich nicht bloß — denn sonst könnte man mir jene bekannte Eigenheit des Alters vorwerfen, welche nur vergangene Jugendzeit schön findet — sondern auch Menschen, die z. B. längere Zeit von hier abwesend waren, oder auch ernstere junge Leute bemerken — jenes oberflächliche Hingleiten an Genüssen, jener Wunsch, zehnerley verschiedenartige Unterhaltungen an Einem Abend zu verschlingen, jene Langeweile bei ältern Schauspielen, die etwas breiter und langsamer den Faden der Motivirung ausspinnen, jenes Wohlgefallen an schimmernden und wechselnden Decorationen auf der Bühne, welche die Verzweiflung mancher Direction machen muß, u. s. w. Hier wie überall mögen wohl hundert veranlassende Ursachen zum Grunde liegen, die man unmöglich alle kennen und entwickeln kann, aber das Resultat ist nicht erfreulich.

Einen Beleg geben Journale und Taschenbücher sowohl ihrer Unzahl als ihrem Werthe nach; doch nicht bloß in Wien, es ist beynahe überall so, und mir, ein paar Erzählungen von Hoffmann ausgenommen, in der ganzen reichen Taschenbücherlese wenig Interessantes vorgekommen.

Ungemein ergötzt hat mich in dieser Rücksicht der Unternachtstraum von J. P. Richter im Jännerstücke des Morgenblatts.[1]) Was er über unsere Litteratur sagt, scheint mir sehr wahr und genau treffend. Um so mehr muß man daher bey diesem Stand der Litteratur und der Litteratoren bedauern, wenn ein so in jeder Rücksicht ausgezeichneter Geist, wie Grillparzer (wenn der treffliche Mensch nur den häßlichen Nahmen nicht hätte, der mir immer Ueberwindung beym Schreiben wie beym Aussprechen kostet!) durch ein feindliches Geschick, welches ohne Unterlaß Pfeile auf ihn absendet, an der freyen Ausübung seiner Kräfte gehemmt wird. Sie werden es gewiß nicht ohne innige Theilnahme hören, daß der Arme eine angebethete Mutter erst 7 ganze Wochen auf einem schmerzlichen Krankenlager leiden sehen und sie endlich doch zuletzt noch auf schreckhafte Art durch einen plötzlichen Schlagfluß verlieren mußte![2]) So hat er beyden Jammer zu tragen, den Kummer langer Krankheit eines geliebten Wesens und dann doch den Schrecken plötzlichen Todes. Er trägt das mit bewunderungswerther Fassung, auch seine Gesundheit hat weniger gelitten, als man fürchtete, er nimmt sich jetzt vor, sich mit Anstrengung auf seine dramatischen Arbeiten zu werfen, die er seit einigen Monaten, hauptsächlich jener Verstimmung wegen, liegen gelassen, und im nächsten Sommer eine Reise zu machen.

Nun habe ich Ihnen recht nach alter Frauenweise eine Menge Zeug bunt durcheinander vorgeplaudert, le bon vieux tems gelobt, und Sterb- und Krankheitsfälle vorgetragen. Aber ich hoffe, Sie sehen es mir nach. Zwar ist es mir nie so gut geworden, Sie von Mund zu Mund zu grüßen, aber ich fühle, ich darf mich gehen lassen, wenn ich Ihnen schreibe,

Sie mißverstehen mich nicht, Sie theilen meine Ansichten, meine Zuneigungen, wie meinen Tadel. Und in dieser beruhigenden Zuversicht mag die Feder laufen, wie sie will, wenn ich an die ferne, mir bekannte Seele schreibe, deren irdische Hülle nur meinen Augen unsichtbar ward. Auch ich lebe der frohen Hoffnung, daß wir uns einst finden werden, wenn es schon nicht auf diesem Erdensterne ist.

Leben Sie nun recht wohl, und nehmen Sie die Versicherung der wahrhaftesten Hochachtung an, womit ich bin

Ihre

Pichler.

4.

Wien, am 25. October [1819].

Verehrteste Frau!

Es ist wohl sehr lange, seit ich nichts mehr von Ihnen vernommen und keine Zeile Ihrer Hand gesehen habe. Aber ich begreife das wohl, daß man, wenn man sich wie Sie ernsthaft zu beschäftigen weiß, das Briefschreiben als solches nicht emsig betreiben mag und auch kann. Es geht mir hierin vollkommen wie Ihnen, und, wenn ich als Mädchen aus Nachahmung von Grandison und Sophiens Reisen gern bogenlange Briefe an meine Jugendfreundinn schrieb, worin ich ihr — über die Straße — alle Kleinigkeiten meines damahligen Lebens meldete, um nur auch zu schreiben, drückt es mich jetzt oft, wenn ich so 5—6 nothwendig zu beantwortende Briefe in meinem Schubfach liegen sehe. Daher ehre ich Ihre vielangesprochene Zeit und würde Ihnen auch jetzt nicht geschrieben haben, wenn es nicht in der Angelegenheit einer Freundinn wäre.

Frl. v. Artner, mehr in der literarischen Welt unter dem Nahmen Theone bekannt, meine spät gewonnene aber darum nicht minder werthe Freundinn, hat vor mehreren

Jahren schon ein treffliches Heldengedicht: Die Schlacht von Aspern gemacht, wovon Bruchstücke im Archiv für Geschichte u. s. w. erschienen sind. Allerley ungünstige Umstände hemmten den Druck des ganzen Werkes, doch wünschte sie, daß die besseren und durch sich selbst verständlichen Stellen doch einigermassen bekannt würden, und ich nehme mir daher die Freiheit Sie zu fragen, ob ich Ihnen wohl eine derselben, die ungefähr 20—30 Stanzen enthält, als einen Beytrag für's Morgenblatt senden dürfte?

Es ist eine gewiß mit sehr poetischem Sinne aufgefaßte Episode, der Tod des General d'Espagne. Wenn Sie mir die Erlaubniß geben, lasse ich es sodann abschreiben und sende es recht bald Ihnen oder vielmehr der Redaction zu.[1])

Den Sommer über brachte ich 2 Monate in Ungarn bey einer Freundinn, in deren Hause eben Frl. Artner lebt, sehr angenehm zu.

Die Schwester dieser letzteren, ein ebenfalls sehr gebildetes Frauenzimmer, feyerte ihre Hochzeit mit einem trefflichen Manne, der unser Aller geschätzter Freund ist, und Grillparzer, der eben wenige Tage vor der Feyerlichkeit aus Italien nach Wien zurückgekommen war, überraschte uns ganz außerordentlich, indem er mit einem seiner Verwandten, der als ein mehrjähriger Freund des Brautpaares ebenfalls zur Hochzeit gebethen war, zu uns kam. So waren denn mit der Frau vom Hause und noch einer schriftstellerischen Dame, die sich dort befand, vier Dichterinnen und ein hochgefeyerter Dichter auf dem Schloße vereinigt, und wir brachten einige köstliche Tage unter diesen Menschen zu, die alle mit ausgezeichneten Talenten hohen moralischen Werth verbinden. Grillparzer hatte zwar bis dahin an seiner Medea nicht weiter gearbeitet, aber in Italien einige köstliche Gedichte gemacht, welche nebst einem ältern, dem Abschied von (dem Wildbad) Gastein — die Aglaja für 1820 schmücken werden. Dieß letzte ist eines der schönsten und ergreifendsten Gedichte, so ich je gelesen.[2])

Was sagen Sie zu Houwalds 7 Sonnetten in der Urania? [3]) Mich dünken sie vortrefflich — dieser Dichter scheint mir mehr zu versprechen, als der weltberühmte Schulze geleistet hat. Es ist mehr Kern, mehr Tiefe und Wahrheit der Gedanken wie des Gefühls in ihm. Was ich bisher von Schulze gelesen, mußte ich bloß der melodischen Diction, der reizenden Bilder wegen schätzen. Angesprochen fühlte ich mich nicht.

Aber nun habe ich auch genug geplaudert, — so geht es, wenn Matronen zusammen kommen. Leben Sie recht wohl, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, und glauben Sie, daß ich ewig mit der innigsten Achtung bin

Ihre

Pichler.

5.

Wien, den 11. December 1819.

Verehrteste Frau!

Baron Cotta hat mir Ihre letzten zwey Briefe und mit ihnen eine große Freude gebracht.[1]) Schon mehr als Einmahl habe ich sie durchgelesen und mich an dem Gedanken erquickt, so manchen Anklang meiner Gesinnungen und Gefühle in denselben zu finden. Die Geschichte Ihrer Geistesbildung und die Richtung, welche sie genommen, hat so manche Aehnlichkeit mit der der meinigen, und es freut mich nun doppelt, wenn ich auf den zurückgelegten Weg schaue, zu denken, daß verwandte Geister, wenn gleich in körperliche Hüllen eingeschlossen, die mein Auge nie erblickt, ihn gleichsam zugleich mit mir durchwandelt haben. Ich bin der Meinung, daß jene ernsten Romane Sophie [2]), Grandison [3]), Karl Ferdiner, Agathon (das Schlüpfrige abgerechnet), da sie mehr das Erzeugniß des Verstandes und der Welterfahrung, als der Romantik, Phantasie und versteckten Sinnlichkeit waren, viel mehr sich dazu eigneten ein junges Herz zu bilden und den Geist klar zu machen als die modernen.

Auch hat meine Tochter Sophiens Reisen und Duschens Karl Ferdiner gelesen und mit Vergnügen noch einmahl durchgegangen.[4]) Lafontaine aber kennt sie kaum, und manches Neuere, welches ich ihr zu lesen erlaube, spricht sie nicht an. Nebst jenen Romanen haben aber Klopstock, Herder, Seneca, Young lebhaft auf meine Jugend gewirkt und meinem Geiste so zu sagen ihren Typus eingedrückt, so daß der Eindruck unauslöschlich bleibt, und jetzt noch in meinen vorgerückten Jahren nur das mich recht tief anspricht, was sich jenen Geistern nähert, und worin ich, wie Herder sagt, ein A B C aus meiner Jugend wieder buchstabiere. Vielleicht läßt sich hieraus der seltsame Contrast erklären, den ich selbst, und meine Freunde zwischen meiner Art zu seyn und meinen Schriften finden. Mein Gefühl ist lebhaft, ja oft heftig, mein Humor ewig heiter und gleich, und ein glückliches Temperament hat mich gütig über manche Unebenheit meines Lebensweges weggehoben. Aber eine ernste Erziehung, jene Lectüre und vielleicht auch die Ereignisse der Zeit, in welche meine Jugend und mein reifendes Alter fiel, haben mir eine ernste hohe Ansicht der Welt und Menschen gegeben. Daher vielleicht jene fröhliche, ja kindliche Freudigkeit, mit der ich jetzt noch die einfachsten Freuden und Genüsse umfassen und mir aneignen kann, und auf der andern Seite der Ernst der Gesinnung, mit dem ich die Welt und unsre Bestimmung betrachte, und die sich denn auch meinen Schriften mittheilt. Daher auch wohl die Verwunderung mancher Menschen, die in der Verfasserinn des Agathokles[5]) eine sehr feyerliche, vielleicht düstere Seele zu finden glaubten und nun das einfachste, fröhlichste Wesen fanden, dem nichts fremder scheint als Erhabenheit und Ernst. Deßwegen embarrassirt es mich auch oft, wenn mich Fremde, besonders Norddeutsche, kennen wollen lernen. Ich habe gar nichts pikantes, interessantes, grandiöses, romantisches und wie alle die Phrasen heißen, mit denen man jetzt einen bedeutenden Charakter schildern will — an mir. Ich erscheine in Gesellschaft

wie jede andere ordentliche Hausfrau, ja ich will nicht anders erscheinen, denn ich denke an meinen Seneca: Frons nostra populo conveniat, intus dissideamus und stelle mich gern von außen allen Uebrigen gleich. Es braucht daher mehr als Einen Besuch, um das Bessere, was in mir ist, und das ich aus keiner falschen Bescheidenheit zu verläugnen begehre, kennen zu lernen; und wer mich nur in Gesellschaften sieht oder vollends weniges reden hört, mag sich die Erscheinung meiner Persönlichkeit und meinen Oesterreichischen Dialect, den es mir sehr schwer, ja unmöglich wird abzulegen, schwerlich mit der Urheberin jener Romane zusammenreimen können.

Jene Geistesrichtung und Lectüre war es wohl auch, welche mir von jeher die altenglische Litteratur so verwandt und den Ideengang ihrer Dichter oder Schriftsteller überhaupt so heimisch machte; und es freut mich ungemein, auch hierin mit Ihnen zusammenzustimmen, ja Ihrer Weisung zuvorgekommen zu seyn. Ich habe die vorzüglichsten von Walter Scott's Gedichten gelesen und mehr als einmahl, aus der Lady of the lake habe ich eine Romanze übersetzt und jetzt eben eine Uebersetzung von Byrons Corsair an den Buchhändler abgegeben, welche ich unserm vieljährigen Freunde, dem tiefen Kenner des Orients, H. v. Hammer, gewidmet habe.[6]) Sie sehen also, verehrte Frau, daß diese neuen Erscheinungen in der brittischen Dichterwelt mir schon recht bekannt sind. Auch der Schubart Uebersetzung liegt seit Wochen auf meinem Tische, nur bin ich vor gar zu viel Abhaltungen noch nicht daran gekommen, sie zu lesen.[7]) Mich schreckt die Form, diese südliche Stanze mit ihren weiblichen Reimen, und die Proben im Morgenblatt scheinen mir, wie Ihnen, viel gelungener. Dieser alterthümliche, an die Chronikenweise streifende Ton in W. Scott's Gedichten, diese 3 bis 4füssigen Jamben, die an jene Form erinnern, gehören, wie ich glaube, wesentlich dazu, ja überhaupt, glaube ich, hat jedes Gedicht seine eigene Melodie, sein Versmaaß, das allein da-

zu paßt, jedes andere stört den schönen Einklang. Ich wenigstens, wenn ich etwas metrisches dichtete, hörte den Rythmus wie eine begleitende Musik immer in meinem Kopfe, und nach einer anderen Weise konnten nun einmahl diese Gefühle oder Ansichten nicht abgesungen werden.

Indessen ist mir aber, obwohl ich etwas längeres von Byron übersetzt, Scott doch viel lieber.[8]) Er ist kindlicher, frömmer, es spricht sich ein reiner Geist in ihm aus, obgleich ich wünschte, daß er im Stande wäre, gleich Fouqué die fromme Einfalt des Mittelalters, ja selbst seinen Aberglauben, wo einer ist, recht innig aufzufassen. Kleine Spötteleyen, nüchtern klare Ansichten der Bräuche und Mißbräuche jener Zeit stören, mich wenigstens, sehr, wenn ich mich zuweilen wie aus Marmor ganz dem furchtbaren oder einfältig frommen Eindruck hingeben möchte.

Es wird mich sehr freuen, wenn B. Cotta mein Haus öfters besuchen will. O, gar zu gern versammle ich junge hoffnungsvolle Leute um mich und erquicke mich an den aufsproßenden Geistern, an der jugendlichen Willenskraft, an den Schwärmereyen, selbst an den Irrthümern derselben, dafern sie nur aus einer echten Quelle, aus Herzenswärme und Thätigkeitslust entspringen. Meine Freundinnen necken mich auch wohl damit und werfen mir meine Vorliebe für die Bürschchen, wie sie sie nennen, scherzend vor. Ich aber bin hierin ebenfalls Ihrer Meinung, ertrage den freundlichen Spott geduldig und bin fest überzeugt, daß ich schon manches Gute auf diese Art gestiftet. Nicht durch ausgesprochene Lehre und Ermahnung, obwohl bey sehr vertrauten und kindlichen Gemüthern ich selbst dieß zuweilen wagen durfte, am meisten aber durch die stille Gewalt des Umganges, des Beyspiels, des Gedankentausches. In mein Haus kommen manche sehr vorzügliche Menschen, sehr edle, hochgebildete Frauen, die deßhalb doch um keine Linie aus dem Kreise schöner Weiblichkeit vorgeschritten sind, gelehrte, würdige Männer, Künstler, Beamte, Krieger, und ich kann mit Lust und Stolz sagen, es ist zuweilen ein

erlesener Zirkel, wie man ihn selten — selbst in Wien — beysammen findet, in meinem Besuchzimmer versammelt. Hier sieht nun der Jüngling nichts Unrechtes, nichts Gemeines, hört manches Gute und Nützliche, hat Vorbilder und verschiedene Führer des männlichen Berufes vor sich, denen er kühn nachschreiten darf, und kann — wenn er wissen will, was sich ziemt, bey edlen Frauen anfragen, wie im Tasso steht....

6.

Wien, am 16. März 1820.

Verehrteste Freundinn!

Dießmahl kommt meine Antwort sehr bald, und ich muß — nicht mein längeres Schweigen, aber wohl mein gar so schnelles Schreiben entschuldigen. Ich weiß aus Ihren Briefen, daß Sie viel beschäftigt sind, ich würde es mir haben denken können, wenn Sie es nicht gesagt hätten, denn ich kann so ziemlich aus meinen Verhältnissen auf die Ihrigen schließen, ich habe daher die schuldige Achtung für Ihre viel angesprochene Zeit und würde Sie nicht auf der Stelle mit einem Briefe überfallen haben, wenn ich Ihnen nicht ein paar Aufträge zu melden und auch H. v. Cotta zu antworten hätte, an welchen ich den Brief hier beyschließe. Dieser Aufträge aber will ich mich auch alsogleich entledigen und dann ein wenig plaudern, denn Frauen plaudern gar gern, und ich habe einmahl wo gelesen, daß diese Redseligkeit eine weise Einrichtung der Natur sey, damit die Kinder, deren erste Leitung uns überlassen ist, von der viel redenden Mutter bald und leicht sprechen lernen. Wie dem immer sey, bey mir trifft die Bemerkung zu, nur mit der einzigen Unterscheidung, daß ich nicht mit Jedermann plaudern mag, und daß nur gegen Menschen, die ich achte und liebe, mir Feder und Herz sich öffnen.

Also: Ihren Zettel erhält Herr v. Wähner [1]) auf's pünctlichste, da ich aber seine Wohnung nicht weiß, übernimmt eine Freundinn, zu der er kommt, den Auftrag und schickt ihm den versiegelten Zettel.

Zweytens: Besagter Herr Wähner und auch B. Hormayr haben das Morgenblatt nun schon 2 Monate December Nr. 1819 und Jänner 20 — ohne Nachrichten über Wien gelassen. Ein dritter Wiener Schriftsteller, Herr v. Kurländer [2]), der auch hie und da Journale mit Nachrichten und Theaterrecensionen versieht, hat mir daher aufgetragen, der Redaction des Morgenblattes seine guten Dienste anzubiethen. An Schärfe des Urtheils, an Lebendigkeit der Auffassung wird er sich nun freylich mit Jenen nicht messen können, dafür wird aber auch sein Urtheil nicht so beissend sein, wie Wähner's, der in Schimpfen und Tadeln den Werth einer Recension zu setzen scheint. Nur wünscht Kurländer, daß er anonym bleiben und nur Ihnen bekannt werden dürfe. Haben Sie aber keine Lust, seine Berichte und Recensionen, die freylich bloß harmlose Gesellschaftsnotizen sind, wie man sie sich im Salon mittheilt, aufzunehmen, so schreiben Sie mirs aufrichtig, lassen Sie sich von keiner Rücksicht abhalten, und haben Sie nur die Güte, die Stelle in Ihrer Antwort, die dann ihn und sein Anerbiethen betreffen wird, so zu stylisiren, daß ich sie ihm vorlesen und allenfalls zeigen kann. Ich möchte ihn nicht kränken, ich will aber auch Ihnen keinen Correspondenten aufdrängen, der Sie vielleicht nicht befriedigt. Das ist mein zweites Geschäft.

Nun kommt das 3. Daß uns beiden die Lady of the lake von H. Schubert nicht gefällt, haben wir uns schon mitgetheilt; wäre aber vielleicht jene Übersetzung, wovon das Morgenblatt im vorigen Jahrgang eine Probe enthielt, vollendet und vielleicht bey Cotta zu haben? dann würde ich Sie bitten, mir für meine Rechnung ein Exemplar zu besorgen.

Und nun sind meine Angelegenheiten zu Ende, und ich kann ungestört mich dem Zuge meines Herzens überlassen,

der mich drängt, Ihnen für das Wohlwollen, das gegen mich aus Ihren Briefen spricht, für das ehrende Zutrauen, das Sie mir zeigen, indem Sie mir manches, was in Ihrem Gemüth vorgeht, mittheilen, herzlich zu danken und Ihnen zu sagen, daß, wenn ich auch nie die Freude genoß und genießen werde, Sie hiernieden von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ich doch fühle, daß wir sehr gute Bekannte, ja Freundinnen sind — nur Ein Wort muß ich verbitten, das Ihr letzter Brief enthält.

Weit entfernt Ihnen eine überlegene Freundinn seyn zu können, bin ich kaum eine überlegte oder überlegende. Ach, auch Sie beurtheilen mich nach meinen meist ernsten Schriften, und ich bin nicht ernst, in meiner Seele liegt eine außerordentliche Erregbarkeit, die mein Körper mit ihr theilt, übrigens sind sie Gottlob Beyde gesund, und das leicht und allemahl heftig gestörte Gleichgewicht stellt sich bald wieder her. Daher mein Bedürfniß nach Ruhe und Stille, weil ich fühle, wie verletzend mir jede Erschütterung wird, aber glücklicher Weise liegt neben jener Erregbarkeit auch eine große Elasticität in meiner Seele, welche, dem Druck des Kummers widerstrebend, ihr die Kraft gibt, sich bald wieder aufzurichten. Zu diesen Anlagen kommt nun eine äußere Lage, welche, in der goldenen Mitte zwischen Reichthum und Beschränkung schwebend, mir keinen meiner mäßigen Wünsche versagt, Gesundheit, eine glückliche Ehe, Umgang mit guten, mir treuen Freunden, ein zwar einziges — aber ich darf es sagen — sehr wohlgerathnes und hübsches Kind. — So hat Natur und Glück mich zur Heiterkeit bestimmt, und ich bin es auch größtentheils, ja ich bin oft bis zum Muthwillen, bis zum Kindischen fröhlich. Sehen Sie, liebe Freundinn, das ist die Person nicht, die Ihnen mit Ihren Erfahrungen und Ihrer viel ernstern Stimmung eine rathende, besonnene Freundinn seyn könnte; denn mir läuft trotz meiner 50 Jahre noch gar zu oft das Gefühl oder der heftige Wunsch mit dem Verstande davon, aber eine mitfühlende, eine recht innig theil-

nehmende Freundinn kann und will ich Ihnen seyn, und ach, ich weiß auch, was das ist, ein geliebtes, erwachsenes Kind leiden sehn! Auch Lottchen (so heißt meine Tochter) hat manche trübe Erfahrungen gemacht, und ich 50jährige Matrone muß wieder die ganze Schule der Liebe, der Zweifel, der Ungewißheit, der Sorge mit ihr durchmachen, wie ich sie vor 30 Jahren in eigener Person versucht. Eine alte Bekannte meiner Mutter pflegte zu sagen: Ach — kleine Kinder treten uns auf die Schleppe, und große auf's Herz! Das ist so wahr! Fragen Sie den jungen Cotta doch um Lottchen, er war ziemlich viel bey uns, ich hätte gewünscht, daß er noch öfters gekommen wäre, er hat uns Allen sehr viel Achtung und Theilnahme eingeflößt, mit Lottchen aber hat Jugend, und Ähnlichkeit der Verhältnisse ihn näher bekannt gemacht. Möchte er recht glücklich werden, und möchten keine Absichten und Pläne ihn in der Erreichung seiner wahrhaft beglückenden Zwecke stören, nähmlich in der Verbindung mit seiner Braut, von der er Lottchen Manches erzählt. Warum quälen die Menschen sich und Andere, indem sie eigensinnig gerade nur Einen Weg zum Glücke als den wahren erkennen wollen? Laß einen Jeden glücklich werden, wie er es kann! Auch ich wollte Gott danken, wenn ich Lottchen an der Hand eines recht braven Jünglings in häuslicher, ländlicher Stille glücklich sähe — ich würde ihr kein beßeres Glück wünschen. Aber es läßt sich nun einmahl nicht gebiethen, und wenn Sinnesart und Verhältnisse den Mann ihrer Liebe in die Welt, ja ins Feld führt, so will ich sie mit ihm ziehn lassen, wenn sie ihn recht liebt und mit ihm sich glücklich fühlt. Wir haben alle Cotta's Entfernung sehr beklagt, und, weil ich nun weiß, daß es eine kleinliche Rache war, die man an seinem Vater üben wollte, thut es mir doppelt leid. Aber vielleicht führt ihn das eben zu seinem Glücke. Ich wünschte, der Vater gäbe nun die ehrgeitzigen Projekte auf, träte seinem Sohne eines seiner Güter ab und etablirte den jungen Mann mit seiner Braut. Er scheint so viel Sinn für häusliche Freuden, so viel

Achtung für Familienleben zu haben! Immer ein sehr schätzbarer Zug an einem jungen Manne. Gott lasse ihn recht glücklich werden!

Sie haben Recht, unsre Aglaja[3]) hebt sich sehr erfreulich über viele deutsche Taschenbücher empor.

So schön mich aber auch Grillparzer's Abschied von Gastein dünkte, hätte ich doch gewünscht, daß er die beyden Gedichte: der Campo Vaccino und bey Zurücksendung einer Spielschuld nicht gedichtet hätte. Er ist ein unglücklicher Mensch, der schwerlich je zu den einzigen und höchsten Bedingungen des Glücks, zur Einheit mit sich selbst kommen wird.

Mit großem Interesse habe ich die Ungleiche Heirath[4]) gelesen, das war wieder einmahl wieder eine Erzählung nach meinem Herzen, die uns beßere, aber wirkliche Menschen in nicht alltäglichen, aber möglichen Verhältnissen darstellt, wo wir sagen können: Ja, so ist es, oder so war mir auch. In die hochphantastischen Ausgeburten unserer neuen Dichter kann ich mich nicht finden. Sehr wahr und schön ist Ihre Bemerkung im Anfang der Erzählung über junge Mädchen, die alte Männer heirathen. Überhaupt fand ich das Meiste wie aus meiner Seele geschrieben. Meine Erzählung für Cotta's nächsten Almanach ist schon fertig.[5]) Es ist auch eine Erfahrung, wie ich sie öfters zu machen Gelegenheit hatte, nur ein bißchen ins Wunderbare gekleidet, weil es sonst vielleicht zu prosaisch geworden wäre — wie nähmlich Eitelkeit und Hochmuth das beste Gemüth verderben können.

Ich muß noch ein Blättchen beylegen, um über den historischen Almanach[6]) zu reden, auch mir scheint er sehr gehaltvoll, aber der Styl durchaus verfehlt. Hormayr schreibt überhaupt bombastisch und vernachläßigt den Ausdruck, weil er zu viel auf die Sache sieht. Diese Vernachläßigung wird sich aber rächen, und er nie unter die classischen Schriftsteller gezählt werden. Überhaupt aber wird es, wie ich meine, schwer halten, in Deutschland gute Geschichtschreiber zu bekommen, weil wir kein öffentliches Leben haben. In Rom,

in Griechenland, in England gab es Historiker, uns fehlt das belebende Princip.

B. Trott[7]) besucht mich zuweilen, und ich erquicke mich sehr an seinem Umgange, doch gestehe ich, daß ich mich ihm im Anfange nicht ohne Scheu näherte. Ich hielt ihn für einen der überwiegenden Verstandesmenschen, und ich weiß nur zu gut, daß ich bey solchen eben meiner Offenheit und oft Unbesonnenheit wegen nicht gut auslange.

Ich habe gar zu gern das Herz auf der Zunge, gebe dann manchmahl Blößen und fürchte mich, von gar zu klaren, gescheuten Männern heimlich ausgelacht zu werden. Ihre Schilderung seiner wird mich ihm näher bringen, und ich werde Ihnen dadurch manche angenehme Stunden danken. Er hat mir schon viel von Ihnen erzählen müssen.

Auch ich bin diesen Winter viel mehr allein als sonst. Die zu strenge Witterung und meine Entfernung von der Stadt hält meine Bekannten, allerley Umstände auch einige meiner liebsten Freunde fern von mir, und wenn ich auch ausgehe und in Gesellschaft bin, gibt es doch nicht den Genuß, den die Gegenwart lieber Personen gewährt. So wollen wir uns mit einander trösten. Gott lasse Sie Freude an Ihren Kindern erleben — das ist das Beste, was man einer Mutter wünschen kann!

Ich biethe Ihnen im Geiste die Hand — und nenne mich mit ganz innigem Gefühle

Ihre

Pichler.

7.

Wien, 19. Juny 1820.

Graf Mandelsloh[1]) reiset morgen ab, verehrte Freundinn! und will so gut seyn, einen Auftrag zu bestellen — ich gebe ihm diesen Brief mit, den ich nun in Eile an Sie schreibe

und zugleich mich von drey Anfragen, Ausrichtungen u. s. w. entledige, die ich an Sie habe.

Erstlich bitte ich Sie, H. v. Cotta in meinem Nahmen zu sagen, daß sein Wechsel für den Mahler und Kupferstecher vor ein paar Tagen angekommen ist, und daß Schnorr[2]) über diese Pünctlichkeit eben so erstaunt, als erfreut war, ich habe ihn nun einem Freunde übergeben, der ihn in Augsburg wird eincassieren lassen.

Zweytens hat mich Jemand ersucht mich zu erkundigen, ob wohl bei H. v. Cotta ein französischer Almanach heraus käme, und ob er geneigt wäre auch Uebersetzungen aus dem Deutschen aufzunehmen?[3]) Im Falle das nicht wäre, wüßten Sie, verehrte Frau, vielleicht eine passende litterarische Anstalt, Redaction — was weiß ich? wo eine meiner Freundinnen, die sich die unsägliche und vielleicht nicht belohnende Mühe gegeben hat, eine meiner letzten Erzählungen ins Französische zu übertragen, diese einrücken lassen könnte? Drittens endlich wünschte Kurländer zu erfahren, wie es beym Morgenblatt mit dem Honorar gehalten wird, was die Redaktion bezahlt, und wann?

Nun sind Gottlob meine Aufträge zu Ende — ich bitte Sie — denn wir sind bisher gestanden und haben nur von Geschäften gesprochen — sich zu mir auf's Kanapeh zu setzen, und nun lassen Sie mich plaudern, wie es mir ums Herz ist! Sie waren sehr krank — Ihre Tochter abwesend, Ihr Herz um Ihren Sohn bekümmert[4]) — Das war viel auf einmahl, was Gott Ihnen zu tragen gab, doch Preis sey ihm, er hat auch wieder geholfen. Ja, unsere Kinder sind unsere Welt — in ihnen liegen unsere Freuden unsere Schmerzen, unsere ganze Vergangenheit und Zukunft. Ich habe freylich nur Eine Tochter, aber sie ist auch durch Gottes Hülfe recht brav geworden — Ihr Glück wird einst das meinige sein, ihrer und ihrer Kinder zu pflegen, ihren Mann wie meinen leiblichen Sohn zu lieben, die Freude der Gehalt meiner alten Tage.

Ein Ausdruck Ihres Briefes hat mich sehr frappirt und gefreut. Sie haben sich nach den Stürmen, die über Sie ergiengen, geschüttelt, schreiben Sie. Das ist so wahr! Empfunden, gethan hab ich oft Aehnliches, so es zu nennen ist mir nicht eingefallen, aber es ist der rechte Ausdruck. Man richtet sich auf, man schüttelt sich, das fremdartige fällt ab, und man steht wieder neu kräftig, neu muthig da, schaut das Leben an und fürchtet einen neuen Kampf nicht. Gott erhalte Ihnen diese Kraft noch lange, ich finde sie unter vielen Lebensgütern eins der köstlichsten und lasse mich gern von Etwas trüber gesinnten Menschen leichtsinnig oder allzuglücklich schelten. Gibt es doch Leute, die eine Art von Stolz darein setzen, unter einem schweren Schicksal liegen zu bleiben und mit Anstand zu seufzen! Ich halte es nicht mit, ich schüttle mich, sehe dem Schicksal ins Auge, ob man denn nicht mit ihm fertig werden könnte? bethe zu Gott: Herr, wenn es dein Wille ist, so laß diesen Kelch vorübergehen! und mache mich dann daran, ob es mir wohl gelingen wird, das Ungethüm zu überwinden. Und es ist oft gelungen! Geben Sie mir im Geiste die Hand, liebe, starke Frau! Wenn auch nicht hienieden, wir finden uns einst und erkennen uns klar.

Aber beschämen Sie mich nicht mit solchen Aeußerungen wie die, ich wäre beßer geworden als Sie. Glücklicher war ich wohl und erkenne es mit kindlichem Danke gegen Gott, aber bis jetzt hat seine Güte mich noch stets vor der thörichten Anmaßung bewahrt, mich für weiser halten zu wollen, weil ich glücklicher war. Und endlich haben denn wir uns Verhältnisse, Erziehung, Talente, Anlagen gegeben? Haben wir nicht Alles empfangen? Was wollen wir uns denn rühmen, als hätten wir es nicht empfangen?

Wissen Sie wohl, verehrte Freundinn, daß ich Ihren ersten Gemahl, den unvergeßlichen Forster, gekannt habe? Ich war ein Mädchen von 13—14 Jahren, als ihn seine Reisen nach Wien und, wie so manchen andern ausgezeichneten Mann, in das Haus meiner Aeltern führte.[5]) Er flößte ihnen

Beyden eben so viel Achtung als herzliche Liebe ein, und sie sprachen in späten Jahren nie ohne Rührung von ihm. Ziemlich deutlich schwebt auch mir nach 36—37 Jahren seine Gestalt, seine freundliche Sitte, seine herablassende Güte gegen uns Kinder vor und, daß er eines Morgens meiner Mutter Proben von den Otaheitischen Zeugen aus Maulbeerrinde gebracht, die er auch mir freundlich zeigte. Gott gebe ihm Ruhe und Seligkeit! . . . .

Kennen Sie das Werk über den Charakter und die Schriften der M. d. Staël von ihrer Cousine, Necker de Saussure?[6]) Mir mißfällt der Posaunenton des Lobes, der durch das ganze Buch herrscht, so weit ich es bis jetzt gelesen, die emphatische Begeisterung, mit welcher sie von ihrer verstorbenen Freundinn spricht, und aus der so viel Ziererey als Selbstgefälligkeit hervorblickt. So sollte meines Bedünkens nach keine Biographie geschrieben sein, denn der Panegyricus erweckt eher Mißtrauen als Beystimmung, und Frau v. St. war gewiß als Mensch und Schriftstellerinn so edel und groß, daß eine einfache Darstellung ihrer Tugenden, Verdienste und Handlungen der erhabenen Frau gewiß würdiger und ihrem Geiste, der nun von so manchem Irrthum befreyt mit hellerem Blicke auf die Erde und ihre Freunde niederschaut, angenehmer gewesen wäre. Nach der Schilderung ihrer Jugend und ihres Verhältnisses zu ihren Aeltern, besonders zur Mutter, mag auch eine große Portion Eitelkeit diese Familie beherrscht haben, und es scheint auch jene aufs allseitige Bewundern ausgehende Familienliebe, wie Sie es nennen, in diesem Hause regiert zu haben.

Haben Sie die Zeichnungen und Kupferplatten, welche ich Cotta gesendet habe, gesehen? Sie scheinen mir sehr gelungen.[7]) Möchte Ihnen, wenn sie einst erscheinet, auch die Erzählung, zu der sie gehören, also wohl gefallen! Ich habe manche Erfahrung nicht eben erfreulicher Art über das, was Eitelkeit und Hochmuth über sonst gute Gemüther vermag, darin ausgesprochen.

Doch nun leben Sie wohl — ich muß schließen. Der Graf gehet noch heute fort, und ich wohne weit von der Stadt, in die ich nur Einmahl täglich sende. Grüßen Sie B. Trott recht angelegentlich von mir, von uns Allen. Sie hatten mit Ihrer Schilderung seiner Recht, er erschien mir später viel wärmer, viel approchabler, wenn ich so sagen darf, als Anfangs.

Mit warmem Gefühl

Ihre

Pichler.

8.

Wien, den 20. December 1820.

Zwey Ihrer Briefe, verehrte Frau, vom 28. September und 3. December liegen vor mir, und nicht ohne Beschämung gehe ich so spät an ihre Beantwortung. Es gab gar mancherley im Hause und mit der Feder zu thun, auch war meine Tochter, Gottlob nur durch einige Tage, aber dennoch bedeutend krank. Alles, was sie sonst im Hauswesen beschickt, fiel nun nebst ihrer Pflege mir anheim, und in diesen Tagen größerer Geschäftigkeit, wie größerer Spannung überraschte mich nun Ihr zweyter Brief, ehe ich dazu gekommen war, den ersten zu beantworten. Ich gehe nun nach der Ordnung an Beyde.

Ihre freundlich nachsichtige Beurtheilung meiner Frauenwürde [1]) habe ich unterdessen gelesen, nehmen Sie meinen Dank dafür, besonders deßwegen, weil Sie als Ehrenretterin derselben gegen tadelnde Recensionen auftraten.

Mir sind nur ein paar bekannt worden, und diese waren ziemlich günstig — in unseren Jahrbüchern, in der

Bibliothèque universelle, wo auch ein Auszug in französischer Sprache steht, endlich im — ich glaube Journal des Luxus. Von unsern übrigen kritischen Blättern lese ich wenig, wie ich überhaupt nicht viel Zeit zum Lesen habe und mich da lieber an Gediegeneres halte, so sind jene minder günstigen Urtheile mir nicht zu Gesicht gekommen. Doch begreife ich wohl und dachte es, ehe er erschien, daß dieser Roman nicht nach dem Geschmack der jetzigen Ästhetiker seyn würde. Es ist zu wenig Romantik, zu wenig Phantasie und Wunderbares darin. Das ist nicht meine Stärke, denn es liegt nicht in meiner Natur; bei mir mag vielleicht der Verstand vorherrschend vor der Phantasie seyn, und ein heiterer Sinn wie eine glückliche Lage ließ mich von jeher die Dinge in der Welt aus einem natürlichen Gesichtspunct betrachten. Aus solchen Eigenschaften kann sich wohl nicht leicht ein Product gestalten, wie viele unserer modernen Romane sind, und wenn auch meine Werke darum eines anziehenden Schauders weniger haben, so möchte ich doch die Möglichkeit düsterere phantastischere Gebilde zu schaffen nicht mit der Hinopferung jener Gaben erkaufen.

Sehr interessirt hat mich Ihre Zusammenstellung des französischen Romans mit dem meinen. Gewiß, die Nationalphysionomie spricht sich in Beyden aus, aber Sie haben das erst recht erkannt, ich hätte nie daran gedacht. Doch möchte ich Einen Character gegen Ihre — wie ich glaube — zu strenge Ansicht in Schutz nehmen, und das ist Fahrnau. Mir schien er nicht so sehr von aller Liebenswürdigkeit, von höherer Kraft und innerer Würde entblößt. — Vielleicht liegt auch der Fehler in der Darstellung, welche dem Bilde meiner Phantasie nicht genug Leben und Klarheit zu geben vermochte. Ich habe mir ihn trotz aller seiner Fehler anziehend gedacht, und die Sühne, die er durch die Theilnahme an dem großen Völkerkampfe über sich ergehen ließ, erscheint uns wohl nur jetzt nicht mehr in so reinem Lichte, seitdem der Lauf der Weltbegebenheiten uns die Folgen desselben und daher den

großen Krieg selbst aus einem andern, minder erhebenden Gesichtspuncte betrachten läßt.

den 23.

Im Morgenblatte habe ich Ihre Legende Ottilie mit großem Vergnügen gelesen[2]) — schon früher kam mir eine andere Behandlung dieses Gegenstandes, die aber ganz ins Mährchenhafte gezogen war, wenn ich nicht irre, von Benedicte Naubert[3]) in die Hände. An dieser konnte ich keinen Geschmack finden. Sie haben die Geschichte einfach erzählt, sie rührt und erbaut, sie ist kein Roman und soll keiner seyn. In einer andern größern Arbeit glaubte ich Sie wieder zu finden: Briefe aus einem verlornen Felleisen[4]) — hatten Sie mir einst einen Wink darüber gegeben? fand ich einen dem Ihrigen ähnlichen Geist in diesen Blättern? Ich weiß nicht. Kurz, ich halte es für Ihr Werk und zugleich für eine treffliche Erzählung. Diese feine psychologische Entwicklung der Charactere, diese Wahrheit und Lebendigkeit zogen mich mächtig an.

Es thut mir leid aus Ihrem Briefe zu sehen, wie wenig glücklich diese Cotta's sind. Ist das der Fluch des Reichthums, daß er seine Besitzer so selten wahrhaft zufrieden macht? Überhaupt glaube ich in einem halben Jahrhundert meines Lebens auf Erden bemerkt zu haben, daß der Mensch oft besser Unglück als Glück ertragen kann, und daß wahre Zufriedenheit und häusliche Freuden zwar nicht mit Noth und Armuth, aber auch nicht mit dem, was man Reichthum nennt, und was nun freylich für verschiedene Stände verschieden ist, bestehen kann.

Schicken Sie mir Ihren Sohn, liebe Freundinn[5]) — wenn er nach Wien kommt — er soll als ein alter Bekannter aufgenommen werden, mein Haus ist zwar viel besucht, aber mein Sallon, wie Sie mein einfaches Besuchzimmer allzugünstig (oder ungünstig) nennen, sehr selten gefüllt. Ich vermeide, wie ich kann, Gesellschaften en forme — und möchte

mich gern immer mehr zurückziehen. Aber junge hoffnungsvolle Leute sehe ich gerne um mich; es macht mir Freude, ich ergötze mich an der Entfaltung ihres Geistes und freue mich, wenn Sie was Tüchtiges leisten.

Auch mit einigen jungen trefflichen Ärzten stehe ich in freundschaftlichen Verhältnissen, und es könnte Ihren Sohn vielleicht interessiren, mit diesen bekannt zu werden.

Übrigens leben wir ganz einfach und einförmig, und ich schmeichle mir, er soll sich in unserem Kreise bald heimathlich finden.

Kurländer wird Ihnen schon wegen der Legenden, über die Sie mir in Ihrem zweyten Briefe schrieben, geantwortet haben. Ich habe ihm vorgelesen, was in jenem Briefe ihn anging.

An meine Therese sende ich Ihren Einschluß, sobald ich ihr schreibe, was nächstens sein wird. Das einsame Bergschloß Zay Ugrocz[6]) (Sie haben den Nahmen ganz richtig behalten) möchte ein Brief aus so weiter Entfernung wohl nicht leicht finden.

Sie haben Recht, das böse Princip jener Coradelli könnte eben sowohl Freywald's Hochmuth als der Teufel selbst sein, indeß möchte ich doch nicht, daß er bloß allegorisch genommen würde — und wenn ich keinen wahren leibhaftigen Mephistopheles daraus machte, der uns so gewaltig vor Augen tritt wie Göthe's Geschöpf, so lag die Schuld wieder an meiner zu ruhigen Einbildungskraft und an der Furcht, so ein Wesen nicht genialisch genug vorstellen zu können. Da hielt ich es lieber im Halbdunkel und ließ es nicht in seiner ganzen Teufelhaftigkeit wirken, weil ich fühlte, das würde mir nicht gelingen, und es möchte eine Frazze daraus werden.

Wissen Sie, daß es mir ein höchst angenehmer Gedanke ist, mir Sie von 4—5 Personen, die ich wohl kenne und achte — Trott, Cotta, Thurn[7]), vielleicht auch Graf Mandelsloh und Winzigerode[8]) umgeben zu wissen? Ich stelle

Sie mir in dem Kreise dieser Männer vor, ich denke, Sie denken dann auch wohl des fernen Wiens und meiner zuweilen, und es ist mir, als wäre ich wohl bekannt in Stuttgard und nicht so fern von Ihnen, als der geographische Raum beträgt.

Entschuldigen Sie den Unterschied der Schrift in diesem Briefe und die beynahe unleserlichen 2 ersten Seiten. Sie sind bey Lichte geschrieben worden, wo meine Augen mir nicht mehr so ganz wie am Tage dienen wollen, und meine äußerst beschränkte Zeit erlaubte mir nicht sie abzuschreiben.

Leben Sie nun recht herzlich wohl — ich hätte Ihnen noch viel zu sagen, aber Zeit und Raum verstatten es nicht, und der Brief muß heute noch auf die Post.

Ich umarme Sie mit inniger Verehrung

Ihre

Pichler.

9.

Wien, den 21. April 1821.

Theure Freundinn!

Meine Bekanntschaft mit Emilie Tiek ist gemacht, die zarte Scheu, welche Sie abhielt, mir das Mädchen geradezu als eine Bekannte Ihrer Tochter zuzusenden, ist wohl in einem Gemüthe wie das Ihrige sehr natürlich, ja als eine Forderung a priori, wie die gelehrten Herrn sagen, vorauszusehen und hat mir wohl gethan. — Doch, liebe Frau! erlauben Sie mir zu sagen, daß Sie doch gegen mich ein bischen zu gewissenhaft waren. Die Freundinn Ihrer Tochter mußte mir willkommen, mußte ein mehr als gewöhnliches Mädchen seyn, und was die Bedenklichkeit wegen ihres Israelitischen Hauses betrifft, so versichere ich Sie, getaufte und ungetaufte Judenfamilien sind so sehr überall in den besten Cirkeln des Mittelstandes aufgenommen, machen selbst so brillante Häuser, in welchen alles vom eleganten Ton sich

versammelt, daß eine Ausnahme dieser Art zu machen Niemand, der nicht durchaus zurückgezogen lebt, einfallen kann. Ich habe Emilien Ihr Billet gesandt, sie war dann einmahl da, und verfehlte mich, das zweytemahl kam sie auf meine bestimmte Einladung, war aber, ungeachtet ich sie dazu freundlich aufforderte, nicht wieder da.

Wahrscheinlich verstatten ihre Verhältnisse ihr nicht, frey über ihre Zeit zu schalten, vielleicht auch hat sie nicht Alles so gefunden, wie sie sich's mag vorgestellt haben. Ich habe einige unserer norddeutschen gelehrten und kunstliebenden Damen kennen gelernt, ich habe mir aus Andrer Schriften und Nachrichten Vorstellungen von denen, die ich nie persöhnlich sah, gebildet — das muß Alles auf den ersten Anblick weit piquanter, versprechender, grandiöser (um mich eines beliebten Modeausdrucks zu bedienen) seyn. Ich bin ungemein schlicht, und selbst meine Mundart verräth die Süddeutsche, die Oesterreicherinn. Auch habe ich über Manches, was Frl. Tiek äußerte, ihr nicht ganz beypflichten können. — Sie scheint sehr gebildet, sehr feinfühlend, aber auch durchaus unzufrieden mit ihrer Lage, was ihr denn auch in Rücksicht auf andere Dinge vielleicht ein minder günstiges Urtheil aufdringt. Ich will es jetzt abwarten, ob sie wiederkommt, und dann noch einige Schritte zur Annäherung thun, denn fühlt sich das arme Kind sehr gedrückt in ihren Verhältnissen, so soll es mir lieb seyn, wenn ich durch meinen Umgang etwas beytragen kann, ihr dann und wann eine heitere Stunde zu verschaffen; nur ein Gegenbesuch würde nicht leicht möglich sein, weil ich die Leute, bey denen sie lebt, nicht kenne, den Kreis meines Umgangs nicht gern erweitere, und doch, wenn Gosmars wüßten, daß ich ihr Haus beträte, vielleicht aus Artigkeit sich verpflichtet glauben würden, mich zu sich zu bitten.

Sie haben wohl Recht, liebe Freundinn, wenn die Richtung, welche seit 1815 der romantische Schwung manches adlichen Charakters genommen, Sie mißtrauisch, ja unwillig

gegen jede Erscheinung dieser Art aus dem Jahre 1813 gemacht hat. Ach, diese schönen Blüthen haben nicht lauter entsprechende Früchte getragen! Und so muß ich auch Ihr schärferes Urtheil über meinen Fahrnau mir gefallen lassen. Das Buch selbst hat doch Ihre Billigung, Sie haben das so ehrenvoll für mich vor ganz Deutschland ausgesprochen, daß ich die innige Freude meines Herzens darüber Ihnen noch einmahl wiederholen muß. Auch meine Therese Artner (von welcher ich neulich ein Paket an Sie auf dem Postwagen absandte) hat mir die Recension der Frauenwürde im Litterarischen Conversations-Blatt sehr gerühmt: das ist eine Recension, wie sie seyn sollte! ist ihr Ausdruck, und sie wird sehr angenehm überrascht werden, wenn sie nun durch mich erfährt, aus welcher lieben Hand sie kommt. Gabriele hat mich auch nicht sehr angesprochen, und die Reisen der Verfasserin mich vielmehr intereßirt.[1]) Es scheint, wie Sie sagen, die Frau hat nicht Tiefe des Gefühls genug, sie reitzt sich auf dazu, so wie sie sich zu lebhaften Phantasiegemählden, zu ergreifenden Schilderungen des geselligen Lebens und Zusammenseyns und blendenden Bildern, wie sie der Fr. v. Fouqué so vorzugsweise gelingen — nach meinem Gefühle vergeblich aufschwingt. Hierin finde ich die Stärke der Fouqué. — Sie weiß zu schildern, daß man schwören möchte, man habe das schon so gesehen, erlebt. — Sie versteht die Kunst, ergreifende, oft abentheuerliche Auftritte in grellen Contrasten zusammenzustellen, durch ans wunderbare grenzende Begebenheiten die Neugier zu spannen — aber — wie mich dünkt, die psychologische Richtigkeit der Charactere, die innere Nothwendigkeit und Wahrheit fehlt oft, ich sehe ihre Gestalten vor mir am Theetisch, auf der Promenade, auf dem Ball, sie leben, sie athmen — aber was sie empfinden und besonders, was sie dann sprechen, kommt mir selten recht natürlich und aus ihrem Innern erzeugt vor. Ich habe diese Schriftstellerinn in meinem Herzen öfters mit Mdm. Händel-Schütz[2]) verglichen, die eine Meisterinn in Attituden war, aber der Schönheit einer Stellung oder

Gruppe, welche auf dem Theater von ungemeiner Wirkung war, die Wahrheit der Situation opferte. Darum bin ich unendlich neugierig auf Ihr Urtheil über Frauenliebe,[3]) und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir das Blatt anzeigen wollten, in welches Sie jene Recension senden.

Dieser Winter war, wie Sie schreiben, Ihrer Gesundheit nachtheilig, auch ich habe, so trocken, heiter und folglich gesundscheinend er war, seinen Einfluß störend gefühlt. Meine Nerven waren sehr aufgereitzt und fangen nu jetzt an sich ein wenig zu beschwichtigen. Es geht auch so Vieles ringsumher im Kleinen und im Großen vor, das wohl das Herz beunruhigen und den Geist in schwankenden Sorgen erhalten muß. Auch sind viele Leute meiner Bekanntschaft krank, leidend oder durch — ziemlich häufige Todesfälle gebeugt. Ueberhaupt muß der Winter schädlich gewirkt haben, man begegnet sehr vielen Personen in tiefer Trauer. Gott gebe, daß das rückkehrende Leben der Natur uns Allen besseres bringe. Ja, die Natur ist wahrhaft, sie hält an dem engen Ankergrunde fest, aber der Mensch!!

Es freut mich sehr, daß Graf Thurn Ihren Beyfall hat. Auch hier genießt er allgemeiner Achtung, so wie Kuffstein hier in sehr gutem Andenken lebt. Bei der allgemeinen Richtung unserer jungen Leute vom Adel und dem Mittelstande auf nichts als Schaalheit, Frivolität und selbstischen Lebensgenuß thuen solche Erscheinungen sehr wohl.

Jene Coralie, ou les dangers de l'exaltation par Mme. Car. Pichler — im Morgenblatt angezeigt, ist wohl meine Frauenwürde? und Coralie Rosalie Sarewsky? Ich möchte das Buch doch sehen — vielleicht führt es mir der Zufall hier in die Hand. Mde. Voyart hat aus 4 Bänden 3 gemacht [4]) — wie die Montolieu aus 3 des Agathokles vier französische. [5])

Was Sie mir von Winzigerode schreiben, hat mir leid gethan. Er ist ein geistreicher, kräftiger Mensch, aber freylich die Erbübel seines Standes rächen sich an ihm. Das ist's, womit die gerechte Vorsicht uns Bürgerliche über so manches Vorrecht

vergeltend tröstet, das jene Casten sich herausnehmen oder verjährt genießen. Es ist Compensation, die überhaupt, wie ich glaube, allgemeiner und richtiger in den menschlichen Schicksalen waltet, als es auf den ersten Anblick scheint.

Erdennacht[6]) habe ich gelesen — es hat große Schönheiten, würde aber, wie ich glaube, ohne theatralischen Effekt sein. Hier wird sie gewiß nicht aufgeführt, weil von einer Staatsumwälzung die Rede darin ist, das ist gefährlich! Mir gefallen einzelne Scenen und Reden ungemein — was mir mißfällt, ist, daß Rinaldo die 3 ersten Acte damit zubringt, alle Leute zu fragen, was er thun soll? und die letzten 2, um sich von Allen für das, was er gethan, ausschelten zu lassen. Er mußte, was er am Schlusse des 5. Actes thut — sterben, schon im 4., dann wäre es besser gewesen. Auch Grillparzer's Medea ist an dem 5. Acte verunglückt, so schön die ersten 3 waren, und so liebevoll und dankbar das Publikum trotz der Stille in den beyden letzten Acten — dann in Beifall ausbrach und den Landsmann und Dichter hervorrief. Jetzt sind beide Vorstellungen die Argonauten und Medea schon nicht mehr stark besucht. Das war ganz anders mit der Sappho!

Ich blicke mit einiger Beschämung zu den Frauen auf, die Politik lesen — so alt ich bin, habe ich daran noch keinen Geschmack finden gelernt.

Dafür erquicken mich manche Englische Romane — lachen Sie immer über mich. Unsere deutschen gefallen mir selten, es ist fast in allen Manier — Wie natürlich, wie wahr ist dagegen Ivanhoe, u. s. w.[7]) — So fühlt der Mensch, so denkt, so handelt er, wenigstens kommt es mir also vor.

Mein Schwager Kurländer hat mir gesagt, daß Sie — oder vielmehr die Redaction ihm seine letzten Correspondenznachrichten zurück gesendet hätten, weil er so lange mit ihrer Fortsetzung zögerte, und Hormayr Ihnen indeß einen Andern empfahl. Ich weiß nicht, wie viel Schuld der Schwager

durch vielleicht ungebührliches Schweigen sich zugezogen haben mag, ich kenne den Protégé Hormayr's nicht; nur möchte ich Herrn v. Cotta, der freilich mit dem Gang unseres hiesigen Recensentenwesens nicht so bekannt seyn kann, darauf aufmerksam machen, daß es nicht übel wäre, einen Sprecher von einer andern Parthey und Ansicht zu hören, der dem Morgenblatt Artikel zusendete, die nicht den allgemeinen Typus tragen, denn, so wie ich höre, stehen unsere kritischen Blätter jetzt sammt und sonders in den Händen Einer Parthey und tragen so ziemlich das gleiche Gepräge. Doch das nur unter uns. Sie machen mit dieser Notiz, was Sie wollen.

Leben Sie herzlich wohl verehrte Frau — mit wahrer

Achtung

Ihre Pichler.

10.

Schloß Zay Ugrocz, den 15. Aug. 1821.

Verehrte Frau! Die Ueberschrift wird Ihnen zeigen, daß ich nicht zu Hause, sondern bey meinen Freunden in Ungarn bin, wo ich mit meiner lieben Therese Artner unter einem Dache lebe. Auch die Frau des Hauses, unser aller gütige Wirthinn, ist eine Schriftstellerinn, und die Feyerstunden von Marie *** — welche das litterarische Conversations-Blatt in ihrem ersten Theil, den Erzählungen, sehr günstig recensirte, sind ihr Werk.[1]) Ein Band der Freundschaft, des gleichen Geschmacks und ähnlicher Geistesrichtung verbindet uns seit mehreren Jahren, alle Sommer bringe ich mit meiner Tochter hier 6—8 Wochen in einem zwar nicht romantisch schönen, aber anmuthigen Gebirgsthale zu, wo reine Luft, Wiesen und Wälder, angenehme Spaziergänge, und vor allem sehr ansprechende gesellige Beziehungen mir die Zeit aufs heiterste genießen machen. Später kommt dann mein lieber Mann, bringt die kurze Frist seiner freyen Muße

hier mit uns zu, und bis zum Anfange September kehren wir dann zusammen in die Heimath zurück.

Ihnen habe ich von Theresen vielen warmen Dank für Ihre gütige, wenn auch fruchtlose Verwendung, ihrer Proserpina ein Plätzchen in einer Zeitschrift zu verschaffen, zu melden. Daß diese Verwendung mißlang, war nicht Ihre Schuld, und Therese erkennt Ihren freundlichen Willen eben so dankbar, als wenn er einen entsprechenden Erfolg gehabt hätte. Auch ich bin nicht für die Mythen aus dem classischen Alterthum, so wenig wie für Gemählde oder andere künstlerische Darstellungen aus demselben. Mir — und, ich glaube, den meisten Menschen fehlt es an Sinn und Lust sie aufzufassen, sie lassen kalt. Was liegt uns an diesen Cythereen — Amorn — Dryaden — selbst wenn sie von einer kunstreichen Hand wie Theresens in ein neu Gewand gekleidet und symbolisch als sinnvoll deutsame Lehren und allgemeingültige Beobachtungen ausgesprochen werden. Diese nähmlichen Lehren und Beobachtungen in andrem, unserem Zeitalter, unserem Fassungsvermögen näherer Einkleidung würde weit eindringlicher wirken. Das liegt hinter uns — es gehörte jenem Zeitalter der französischen Bildung, der Unchristlichkeit an, wo man seine Aufklärung und Schöngeisterey damit bewies, wenn man im Olymp besser zu Hause war als im Himmel, oder einer noch früheren Zeit, wo diese heidnischen Vorstellungen zu Decorationen, Allegorien, prachtvollen Aufzügen u. s. w. oft in der grellsten Vermischung mit Legenden und christlichen Bildern dienten, wie Tasso uns ein auffallendes Beyspiel giebt, oder wo der zärtliche Ulrich von Lichtenstein als Frau Venus gekleidet durch's Land zog.

Aber auch von dem Herrn des Hauses dem Baron von Zay,[2]) einem vortrefflichen und sehr gebildeten Manne, habe ich Ihnen unbekannter Weise einen achtungsvollen Gruß zu bringen und Sie zu fragen: Ob Ihr Gemahl Herr v. Huber ein Sohn jenes Professor Hubers in Leipzig war, der vor 30 Jahren ungefähr daselbst lebte und die französische Sprache

tradirte.[2]) Wenn das ist, so hatte der Baron das Vergnügen ein paar Jahre hindurch sein Tischgenosse zu seyn, als er nähmlich in Leipzig studierte und bey Prof. Huber in der Kost war — wenigstens dahin zu Tische gieng.

Emilie Tieck habe ich einmahl und nicht wieder gesehen. Als sie auf's Land zog mit der Familie, bey der sie lebt, schrieb sie mir, um Abschied zu nehmen.

Ich beantwortete den Brief nach einiger Zeit, seitdem weiß ich nichts mehr von ihr, habe aber gehört, daß sie von Gosmar weg und wieder nach England, wohin ja, wie es schien, ihr Sinn stand, gehen werde. O wie wahr haben Sie gesagt: *sie möchte ihr Leben mit einer neuen Fehlschlagung zieren, denn diese Gattung Charactere sehen ihr Leidwesen für Trophäen an.* Ich kenne diesen Stolz der falschen Erhabenheit, des Prunkens mit Unglück und das Besserdünken als Andere, welche glücklicher sind, ihren Kummer mit mehr Haltung und Muth tragen oder auch zu stolz sind, um zu klagen. Auch ich mußte öfters von so erhabenen Seelen die freundliche Gunst meines Schicksals beneiden, bewundern oder mir wohl gar nicht bloß leichten Sinn, sondern Leichtsinn vorwerfen lassen, wenn ich fand, daß das, was ich zu dulden hatte, etwas sehr Gewöhnliches — oder Erträgliches sey. Glücklicher Humor! hieß es dann, seliger Frohsinn! und ich sah die heimliche Wohlgefälligkeit, mit der man sich über mich erhob, und sich besser dünkte, weil man sich für unglücklicher *hielt*.

Mir war bey Emiliens erstem Besuche sehr aufgefallen, daß sie gegen mich, die völlig Fremde, über die Menschen klagte, bey welchen sie lebte; meine Art, daß ich diese Klagen überging — ohne mich darin einzulassen, mag vielleicht Ursache gewesen seyn, daß sie nicht mehr kam, weil sie keinen antwortenden Klang in meiner Brust fand. Ich habe mir das aber von jeher in meinem vielgeselligen, mit tausenderley Menschen in Berührung kommenden Leben zur festen Regel gemacht, solche Klagen, solche hingeworfene Bemerkungen über

Andere, die oft dem Klagenden näher stehen als mir, gar nicht zu beachten, und die Leute müssen mir sehr bekannt und sehr lieb seyn, wenn ich sie in solchen Lagen anhören und ihnen antworten soll. So habe ich mir viel Frieden bewahrt und bin, Gottlob, in 52 Jahren, wovon ich doch gewiß 40 unter allerley Beziehungen und näheren oder ferneren Berührungen mit Andern zubrachte, nie in eine Klätscherey verwickelt worden.

Ja, Sie haben Recht, es mögen Wiederhohlungen in der Frauenwürde seyn, erstlich sind sie aber bey der Briefform, wenn sie in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit bleiben soll, nicht ganz zu vermeiden; zweytens habe ich zwar viele selbst weggeschnitten, aber viele mögen mir entgangen sein, die dann bey einer zweyten Umarbeitung, wenn ich dazu komme, daran sollen. Es gibt jetzt eine Art, Romane zu schreiben, die freylich hastiger und daher lebendiger zu Werk geht, die ich mir aber anzueignen nicht wagen kann, noch will, weil sie meiner Gewohnheit und meiner Art zu denken nicht natürlich ist. Das ist jene, wo man nur Facta, Situationen, allenfalls Empfindungen schildert und Discurse gibt, über die natürliche Weise aber, die Motive und wahrscheinlichen Ereignisse, wodurch die Personen in jene Situation kommen, oder jenes Factum möglich war — großartig hinweggeht und es der Einbildungskraft des Lesers überläßt, sich diese prosaischen Umständlichkeiten selbst hinzuzudenken. Bequem ist das freylich, denn gerade jene alltäglichen Motive und Wahrscheinlichkeiten sind oft der prosaischere Theil des Romans. So ein Roman scheint dann sehr poetisch, und die Mehrzahl der Leser will ja nur unterhalten und auf schaukelnden Wogen der Phantasie dahin getragen werden. Dazu gehört auch die sehr bequeme Weise, welche zwar unser große Göthe eingeführt hat, die Leute nicht gar zu genau nach ihren bürgerlichen Verhältnissen und meist mit einem jeder Nation oder Zeit angehörigen Nahmen wie Laertes, Selino, u. s. w. zu bezeichnen. Hiermit sind sie vom Boden des gewöhnlichen Lebens abgelöst, schweben

frey in der Luft, und der Dichter kann nach Gefallen mit ihnen umspringen, denn jene feste Eigenthümlichkeit, welche Göthe seinen Geschöpfen dennoch gab, und die sie zu bleibenden Gestalten machte, verstehen seine Nachahmer nicht zu geben. Sie haben mein innerstes Gefühl ausgesprochen, als sie Gabrielen ein wenig von dem Nimbus, womit die Recensenten sie bekleideten, entblößten, mich dünkt es lächerlich, sie mit der Corinne zu vergleichen — sie steht tief unter ihr, auch ist die Sensation, welche sie in Wien machte, nicht sehr groß. Sagen Sie mir aber, warum die Bücher der La Motte Fouqué im Ganzen so wenig Aufsehen erregen? Meine Tochter besitzt — als Geschenk eines Buchhändlers — fast alle ihre Werke — wir leihen sie fleissig herum, sonst kennt sie kein Mensch, auch von den Auswärtigen, welche ich darüber gesprochen, nicht. Wo ist ihr Publicum, in welchem Theile von Deutschland? Kennen Sie Erna — kein Roman? [3]) Er war im Conversations-Blatt unmäßig gelobt — hier habe ich es nun gelesen, in Gemeinschaft mit meinen Freundinnen, es hat uns sehr gefallen, aber etwas außerordentliches habe ich nicht daran gefunden, im Gange der Geschichte hat es Aehnlichkeit mit Gabriele und Lodoiska. [4]) Eine wider ihre Neigung vermählte Frau, die einen Andern liebt, aber tugendhaft und rein in ihrem Unglück untergeht. Sehr erfreut hat mich das Gespräch im May oder Junius-Heft des litterarischen Conversations-Blattes, wo wir Beyde Hand in Hand gehen, und unser gerade auf jene Art, die mir die liebste ist, mehr als Frauen als als Schriftstellerinnen erwähnt wird. [5]) Dieß Lob hat mir ein Vergnügen gemacht, das ich sonst nicht bey Recensionen empfinde, und doppelt, weil es mich Ihnen an die Seite stellte. Steigentesch hat nun seine Stelle verlassen — um seine Gesundheit herzustellen, wie es heißt, — und Kuffstein versieht, wie ich höre, indeß seinen Platz. [6]) Ganz an denselben zu treten dürfte man ihn wohl zu jung halten. Er kann höchstens 27 Jahre haben. Auch Thurn ist nicht alt, aber doch älter wie jener. Sie glauben, er versteht sich selbst noch

nicht ganz — das ist wohl der Fall mit vielen bessern jungen Leuten. Es wogt und arbeitet in ihnen, sie wollen und wissen selbst nicht was — man kann nur wünschen, daß Gott diese Periode der Umwandlung, des Übertrits ins reife männliche Alter glücklich vorbeigehen lasse, die Gährung edler Kräfte sich ohne schädliche Einwirkung von Außen rein in sich selbst vollende, und endlich der helle belebende Wein eines klaren, reifen, in sich selbst einigen Charakters hervortrete.

Grillparzers 2 Stücke habe ich — längst gesehen, wie Sie denken können — aber nun auch gelesen. Ihren Antrag wegen der Einrückung einzelner Scenen, ich bekenne es lieber offen, vergaß ich Grillparzern auszurichten, — ich sehe ihn äußerst selten, es liegen immer 6—8 Wochen zwischen seinen Besuchen, aber ich will es ihm melden. Er wird, wenn er auch keinen Gebrauch von Ihrem freundlichen Anerbiethen machen könnte, doch für Ihre Güte dankbar seyn. Verzeihen Sie mir aber wohl meine Vergeßlichkeit?

Gott segne Ihren Sohn und bringe Ihnen denselben an Leib und Seele wohlerhalten zurück, unsere Kinder haben ja doch das Glück oder Unglück unseres Lebens in ihrer Hand. Leben Sie nun recht wohl.

Mit der innigsten Achtung

Ihre

Pichler.

11.

Wien, am 11. Februar 1822.

Wohl hatte ich mich schon recht ernstlich nach einer Nachricht von Ihnen gesehnt, aber ich weiß aus Erfahrung, wie schwer es mir oft wird, zum Schreiben und Beantworten auch recht lieber Briefe zu kommen, so daß ich Ihre viel kleinere Muße und häufigern Geschäfte wohl zu achten und

mich zu bescheiden weiß. Sie sind ungeheuer fleißig, liebe Freundinn, und ich muß Ihren Fleiß bewundern, ohne ihn nachahmen zu können. Ihre Hannah [1]) kenne ich nicht, wir hier in Wien, hinter der chinesischen Mauer, zwischen welcher sich nur selten ein besseres Buch durchstiehlt, und wo auch der Verkehr mit dem Wenigen Erlaubten (Gott weiß, ob Ihre Hannah, die sicher gut ist, darunter gehört) so schwer ist — wir kennen gar manches nicht, woran das übrige gebildete Deutschland sich längst erfreut.[2]) Sie kümmern sich nicht viel um den Erfolg, den Ihre Werke haben? Sie sehen es gern, wenn sie gefallen und halten es für kein Unglück, wenn sie nicht anerkannt werden? Wie freute mich diese Aeußerung! Gerade so geht es in meinem Innern zu. So lange ich an einem Stücke arbeite, ist es noch ein Theil meiner selbst, habe ich es lieb, freut es mich, und ich gebe mir alle Mühe, es so gut zu machen, wie ich kann. Ist es aber einmahl fertig und wohl gar gedruckt, dann tritt es in ein objectives Verhältniß zu mir, wird mir fremd, sieht mich wie die Arbeit jedes Andern an und hört eben dadurch auf, Kindesrechte zu haben, mir ein nahes oder großes Interesse an seinem Schicksal einzuflößen. Daher lasse ich die Welt und die Recensenten schelten, und mich ficht ihr Gerede nicht an, wenn sie es tadeln, und nur eine freundliche Anerkennung von edeln oder gescheuten Menschen kann mich erfreuen.

So die Ihrige, verehrte Frau. Doch glaube ich mich über das, was Sie der Erzählung: Wahre Liebe zum Schluße wünschen, rechtfertigen zu können.[3]) Der heiligen bürgerlichen Ordnung ist ja diese, freylich aus Leidenschaft geschloßene Ehe — nicht zuwider. — Rialti ist ein Mann von Stand, Vermögen und untadlichen Sitten, Emiliens Mutter mit ihrer Verbindung zufrieden, die Welt kann nichts dawider einwenden oder, wenn es so aussieht, als ob sie's könnte, so habe ich in der Darstellung gefehlt, denn mein Wille war es nicht. Aber Emiliens Schicksal an der Seite dieses Mannes wird sich nicht ruhig, nicht freundlich gestalten,

und nur seine Tugenden, seine Persönlichkeit, wie Sie sagen, können sie schadlos halten für so manchen Sturm, der über sie ergehen wird. Hier wäre es nun freylich beruhigend, etwas von dem Gange des weiteren Geschickes dieses Ehepaares zu vernehmen, aber — hier liegen in der Nähe der Begebenheit und in unseren politischen Verhältnissen die Schwierigkeiten dieß auszumahlen. Hören Sie die Geschichte dieser Geschichte. Rialti ist keine bloße Fiction. — Er ist größtentheils Porträt, und es war mir eine liebe, und halb doch trübe Beschäftigung zu zeigen, wie ein Mensch von solchem Character, den eine große, mit schwärmerischer Liebe aufgefaßte Idee beherrscht, der ihr alles, selbst seine leidenschaftliche Zärtlichkeit unterzuordnen fähig ist, dennoch so gewaltig auf ein wahrhaft weibliches Gemüth wirken kann. Ich hätte gern einen Liberalen (in reinem Sinn) unserer Zeit, eine Art von Narr des neunzehnten Jahrhunderts (wenn Sie Zschokke's Erzählung im Rheinischen Taschenbuch kennen) geschildert.[1]) Das durfte ich in Oesterreich nicht. Damahls, als ich die Erzählung begann, hatte in Griechenland sich wenig oder nichts ereignet. Ich wählte daher, um inoffensiv zu seyn, einen Parganioten. — Nun aber ist diese Geschichte so neu, erst von 1819, daß ich mit Noth nur eine ganz kurze und völlig nahe Vergangenheit zu schildern bekam. Welches Feld blieb mir offen, um die Schicksale dieses Paares zu verfolgen? Und endlich — war es nicht, als hätte der Spruch: sunt qui nos numen habere putant — den ich an Dichtern so oft bewährt gefunden, sich diesmal an mir realisirt, so fern ich davon bin, mich in stolzer Anmassung jenen höhern Geistern zuzugesellen, denen der Genius wie einst den Propheten die Zukunft öffnet? Jetzt hätte mein Rialti schon seinen Wirkungskreis gefunden, jetzt würde er, wenn er ganz so lebte, wie ich ihn schilderte, vor Patras oder Tripolizza erschienen seyn. Aber das durfte nicht geschildert werden. Sie fühlen das selbst, und so muß diese Geschichte als ein Fragment dastehen, wenn man das Schicksal des Ehepaars wissen will.

Haben Sie Dank für die Beantwortung meiner Frage wegen Ihres Herrn Schwiegervaters, ich werde meinem Freunde, dem B. v. Zay, eine große Freude machen, wenn ich es ihm schreibe.

Sie haben wohl Recht, liebe Freundinn, wenn Sie mir meine zu große Negativität bey fremden Klagen und Schicksalen vorwerfen. Es ist vielleicht eine Art Trägheit oder Scheu, mich nicht mit etwas zu befassen, was mich nicht angeht, und wo doch hier und da etwas Gutes gewirkt werden könnte. Ueberhaupt habe ich die Erfahrung an mir gemacht, daß mein directes Zureden, ja mein Bitten so oft ohne Wirkung blieb und sogar mißverstanden wurde; das hat jene Abneigung in die Schicksale Anderer einzugreifen, welche mich nicht unmittelbar angehen, verstärkt. Fehlt es mir an Geduld? an Liebe? an Suada? Gott weiß. Was ich nicht durch das bewirken konnte, was ich war, konnte ich nie durch das, was ich sagte, bewirken. Und so beschränkte ich mich von jeher gern auf den kleinen nächsten Kreis, ohne indessen ein nützliches oder dienstfertiges Walten durch Uebernahme von allerley kleinen Geschäften und zu erfüllenden Wünschen für Andere auszuschlagen. Es vermehrt meine Arbeiten ziemlich, aber das halte ich für Freundschafts- oder Geselligkeits-Pflichten. Ich muß Ihr Regime ehren, obwohl es mich beschämt, ich muß es um so mehr, da Sie es mit Aufopferung beobachten, in mir aber fühle ich weder das Geschick, noch den Beruf dazu, und, wie ich früher angeführt, einige mißlungene Unternehmungen der Art haben mich abgeschreckt. Gott segne Ihr schönes Wirken und lasse Sie an Andern die Früchte desselben lohnend sehen.

Ja, diese Schlacht von Fehrbellin! Sie hat hier viel Redens gemacht. Ihr Urtheil war mir eine Art Triumph. Das Publicum hatte sich bey der ersten Vorstellung bestimmt ausgesprochen. Nun erhoben die Recensenten (eine Clique, die jetzt fest zusammenhält und als die Stimme eines Einzigen, auf mehrfache Art ausgesprochen, angesehen werden kann) ein

recht ungezogenes Geschrey und warfen uns Wienern mit großer Insolenz unsern Mangel an Bildung und richtigen Geschmack vor. Tieck hatte das Stück gelobt, so wie alle Werke von Kleist. Das ist seine Ansicht und geht uns übrigens nichts an. Aber die Direction, von Herrn Schreyvogl geleitet, ließ sich durch das Urtheil jenes Coriphaeen bestimmen, — das Stück mußte gut, ja trefflich seyn, und sollte Glück machen. Es machte keines, ja es wurde ausgezischt — nun lag die Schuld an der Unempfänglichkeit der Wiener, an unserer Dummheit, Rohheit u. s. w.[5]) In Dresden bearbeitete Tieck, gewarnt durch das Schicksal, welches sein mondsüchtiger Held hier erlebt, das Publicum schon eine Weile vor der Aufführung. Man sagte es den Dresdnern vor, daß sie das Stück gut finden müßten, um nicht auch für Phäaken oder Abderiten gehalten zu werden.[6]) . . . .

So wurde denn das Stück mit gehöriger Vorbereitung und Verarbeitung gegeben und gefiel. Graf Thurn's Urtheil ist das aller gebildeten Militärs, mit denen ich gesprochen, überhaupt aller gescheuten Leute, außer jenen, die aus Ursachen, welche ihnen selbst am besten bekannt sind, es mit den Recensenten oder der Direction zu halten beflissen sind. Ueberhaupt ist dieß Recensentenwesen hier zu einem erbärmlichen Manoeuvre herabgesunken.

Grillparzer's Muse ruht nach seiner Medea wieder. Das Buch ist noch nicht gedruckt.

Hormayr hat sich viele Feinde auf den Hals gezogen. Ganz kann ich sein Streben nicht billigen, aber ich kenne, achte, und bedaure ihn. Er ist, wie mir scheint, eine Ruine dessen, was er war und zu werden versprach. Seine politische Laufbahn ist gebrochen, sein häusliches Glück, an dem er mit so mancher weichen Seite seines sonst kräftigen Wesens hing, untergegangen, sein litterarisches Wirken ist zersplittert und vielfach feindselig angefochten. So steht er mit 40—42 Jahren in völliger Geistes- und Körperkraft doch gebrochen und uneins mit sich selbst da. Das hat auch Einfluß auf seine historischen Arbeiten.

Gott erhalte Ihnen Ihre braven lieben Kinder! In ihnen ist ja das beste, das wahrste Glück der Aeltern. Könnte ich Sie beneiden, so wäre es um Ihren Sohn. Ihr Aimé könnte es auch für mich recht sehr seyn, nach den Schilderungen, die ich mir öfters aus Ihren Briefen zusammensetzte. Mir hat der Himmel dieß gar schöne Verhältniß einer Mutter zum Sohn versagt, und ich kann es nur einst durch meine Tochter zum Theil erhalten, wenn der Mann ihrer Wahl an diese Stelle tritt. Der Himmel gebe das nach unseren Wünschen! . . . .

12.

Wien, am 29. October 1822.

Verehrte Freundinn!

Ihr Brief vom 31. Aug. traf mich in Baden auf dem Lande. Meines Mannes Geschäfte hatten ihm nicht erlaubt, mit mir nach Ungarn zu gehen, wo auch leider heuer Fräulein Arntner nicht war, die seit einem Jahr bey einer verheiratheten Schwester im südlichen Theil jenes Landes lebt, und da es für Pichlers Gesundheit doch durchaus nothwendig ist, daß er sich in freyer Luft, fern von seinen Geschäften, zerstreuen und erheitern könne, so wählten wir heuer diesen so nahe bey Wien gelegenen Aufenthalt, welcher mit der Rücksicht für die Gesundheit (Pichlern sind die Schwefelbäder schon lange verordnet, und er nahm bisher künstliche) die Reize des Landlebens in einer höchst lieblichen Gegend mit allen Bequemlichkeit einer bedeutenden Stadt vereinigt. Klein ist Baden wohl als solche, aber die Anwesenheit so vieler Fremder, die Bedürfnisse der Residenzbewohner, von welchen Viele, ohne das Bad zu gebrauchen, nur ihres Vergnügens wegen daselbst wohnen, haben eine Menge Einrichtungen, Anstalten und Verkehr dort hervorgebracht, was denn Jedem zu statten kommt, der auf längere oder kürzere Zeit dort lebt. So

brachten wir gegen 4 Wochen dort sehr zufrieden zu, die spätere Jahreszeit hatte den Schwarm der Badegäste weggescheucht, und es stand uns frey, so einsam zu leben, wie wir wünschten.

Graf Thurn war nur 2mahl bey uns. Das erstemahl fand er mich nicht zu Hause und unterhielt sich lange mit meiner Tochter, der er mit großer Wärme und Achtung von Ihrer Fr. Tochter erzählte. Das zweytemahl waren wir nicht allein, das Gespräch drehte sich um allgemeine Gegenstände; was er von Ihnen und den Ihrigen sagte, bewies die Verehrung, die Sie ihm eingeflößt; übrigens, da ich damahls Ihren Brief noch nicht hatte, war meine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand nicht geweckt, sonst müßte ich als ein alter Practicus im Enträthseln zarterer Beziehungen (was ja mein Beruf des Romanschreibens mit sich bringt) vielleicht mehr errathen haben. Gott hat es nach meiner Meinung wohl gefügt, daß Fr. v. Herder aus seiner Nähe fort und zu ihrem Gemahl gezogen ist. Das Mutterherz leidet freylich durch diese Trennung, leidet um so mehr, als es durch längere Zeit gewohnt war, in der Nähe der geliebten Tochter und mit ihr vereint zu leben. — Aber, theure Freundinn, vielleicht hat die Vorsicht väterlich für sie gesorgt. Thurn ist ein gebildeter, ja, wie es scheint, und auch Ihr Urtheil bestättigt, ein liebenswürdiger Mensch. Glauben Sie wohl, daß Luise ohne Gefahr für ihre Ruhe und den Frieden ihrer Zukunft den Umgang und die achtungsvollen Bewerbungen desselben hätte ertragen können? Ach, es ist so schmerzlich, ein theures Wesen durch das Zerreissen eines solchen Bandes leiden zu sehen, und früher oder später hätte es doch zerrissen werden müssen. Wenn dann diese Leere überall fühlbar wird, wenn das Leben seine Beziehung, seine Bedeutung für ein junges Herz verloren hat, und wir so gar nichts thun können als leeren Trost zusprechen — dann ist ja eine Mutter auch nicht glücklich. Jetzt hat Luise ihrer *Pflicht* Genüge geleistet, das wird *sie* erheben, und Sie, verehrte Freundinn, werden sich durch die

Beruhigung Ihrer Tochter beruhigen. Wir Mütter sind ja nur mehr unserer Kinder willen auf der Welt, und wenn die Liebe oder das Pflichtgefühl diesen eine genügende Existenz sichert, so müssen auch wir zufrieden seyn. Sie haben wieder Etwas zum lieben und sorgen zu sich genommen, die beyden Mädchen, welche Sie erziehen und bilden. Das ist schön, es ist recht und zweckmäßig, denn Sie können Gutes leisten und wirken, darum sollen Sie es thun und darin — nicht Ihre Glückseligkeit — aber Ihre Beruhigung finden. Ueberhaupt ist es mir stets als der höchste, würdigste Beruf des Menschen überhaupt, und vorzüglich des Weibes erschienen, Kinder zu erziehen, nützliche, gute Menschen zu bilden. Ich habe in der Frauenwürde Leonoren ähnliche Ansichten in den Mund gelegt, und ich bin überzeugt, daß kein Gutes auf der Welt sicherer, bleibend und unmittelbarer gewirkt werden kann als durch Erziehung und Lehre.

Aber Ihre Zeit muß ungeheuer besetzt seyn, und um so dankbarer erkenne ichs, wenn ich einen Brief von Ihnen erhalte, und mache keinen Anspruch darauf, jeden beantwortet zu erhalten. Auch ich habe ziemlich viel zu thun, aber Gott hat mir meine Tochter bis jetzt noch gelassen, die mir einen großen Theil des Hauswesens abnimmt, und meine litterarischen Beschäftigungen sind nicht von verbindlicher Art und hängen somit mehr von meiner Willkühr ab. Mit großer Freude habe ich Ihre Hannah gelesen. Gertrude ist ein ganz neuer, und, wie mich dünkt, eben so wahr als frappant gezeichneter Character — nicht liebenswürdig, aber das sollte er nicht seyn, dennoch selbst in seiner Härte und Starrheit weit beruhigender und bey weitem nicht so störend in des Lebens Verhältnisse eingreifend als z. B. eine Mde. Vernon in der Delphine.[1]) Sie hat noch mehr von ihrem bessern Selbst aus dem Schiffbruch ihres Gemüthes gerettet, und ich weiß keinen Character, mit dem ich sie vergleichen könnte, als mit jener Frau in Ihres sel. Gemahls Reise nach Port Jackson (so, glaube ich, heißt die Erzählung), welche mit dem wüthenden

Hund kämpft. — Sie wird in der Erzählung ein steinerner Character genannt — aber es ist eine Größe und Ruhe in dieser Starrheit, die uns mit Achtung erfüllt. Es ist viele Jahre, daß ich diese Novellen — nach meinem Gefühle die schönsten, die in deutscher Sprache geschrieben worden, — gelesen. Sie haben mich alle aufs tiefste angesprochen, aber Kleinigkeiten wie Nahmen oder Nebenumstände sind mir jetzt nicht mehr gegenwärtig, und so citire ich vielleicht falsch. Sehr liebenswürdig ist Ihr Domicellar, und ganz wunderbar gehalten der Character des Oheims — ach! wem das Schicksal für seine Tochter einen Radosta zuführte!

Mir ist es nicht so gut geworden. Ein Band, von welchem ich mir durch mehr als 2 Jahre das künftige Glück meines Kindes versprach, mußte gelöset werden, weil die Wünsche und Ansichten des jungen Mannes sich geändert hatten, und er nun sein Lebensglück nicht mehr in Liebe, Häuslichkeit und Erfüllung des gewöhnlichen Pflichtenkreises sucht, sondern nach Ungewöhnlichem und nach einem Wirkungskreise strebt, der — wie ich fürchte, ihm doch unerreichbar bleiben oder nur mit dem Opfer seines besseren Selbsts erkauft werden wird.[2]) — Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen! Sein Nahme sey gepriesen!

Sie haben sich öfters mit Schilderung Herrnhutscher Gesinnungen und Charactere beschäftigt.

Es sind sonderbare Erscheinungen — mir im Grunde ganz fremd — denn hier bey uns leben keine — aber auch fremdartig, und ich könnte mich schwer mit ihnen befreunden. Doch muß ich von Ihren Schilderungen sagen, was man von Porträten sagt, deren Originale man zwar nicht kennt, aber von der Individualität der Darstellung ergriffen ausruft: Das muß getroffen seyn!

Ich kenne den letzten Theil von Göthes Leben noch nicht — nur in einem Journal — Morgen- oder Conversations-Blatt — denn das vereint sich oft in meinem Kopfe, habe ich etwas davon gesehen. Ihr Urtheil über das Gemüth

dieses Mannes, fühle ich, ist nicht ganz das meine. — Mich hat diese Art zu seyn nie recht angesprochen, und der Indifferenzpunct, in welchem er sich über jedem menschlichen Verhältniß, Leidenschaft, Anneigung, Glauben — Thorheit — und Vorurtheil zu halten weiß, so viel Ueberlegenheit es ihm gibt, so reich diese Natur begabt ist — würde mich von jeder traulichen Annäherung abhalten, wie wenn es kein Wesen meiner Gattung wäre. Ich kann ihn bewundern, viele — die meisten seiner früheren Werke finde ich höher und größer als, was je in Deutschland geleistet worden, aber ich glaube nicht, daß ich an seinem Umgange Gefallen finden würde. Doch das ist nur meine sehr individuelle Ansicht und darf durchaus als kein Urtheil gelten.

Die Königinnen[3]) sind ein bizarres Machwerk — es ist, als hätte sich Rauppach, durch Hofmann und Byron aufgeregt, bemüht, seine Phantasie auf Kosten des Verstandes zu reitzen, zu stacheln, bis diese wunderbare Ausgeburt hervorkam, der doch, wie mir scheint, jenes finstere genialische Leben abgeht, welches die Productionen jener beyden Geister beseelt. So ist auch das: Lasset die Todten ruhn — von Raupach in der Minerva 1823 eine recht glückliche Nachahmung des Vampyr. R. scheinet mir überwiegenden Verstand zu haben und weniger Phantasie. — Er war ein paar Tage hier, aber ich sah ihn nicht.

O'Mearas Schrift kenne ich nur aus dem Morgenblatt.[4]) — Doch auf Ihren Rath werde ich sie mir zu verschaffen suchen. Ich habe Napoleon nie geliebt und nur Weniges an ihm bewundert, ja es war eine Zeit, wo ich seine Ermordung für einen der Menschheit geleisteten Dienst angesehen hätte. Seit seiner Verbannung habe ich ihn bedauert und seit dem 31. März 1814 über Vieles anders zu denken angefangen. Tempora mutantur — —

Nun zu einem Geschäft. Einer unserer Freunde, der H. Patriarch von Venedig L. v. Pyrker hat ein größeres Heldengedicht: K. Rudolph I. begonnen. Er wünscht ein

Fragment desselben, das aber für sich ganz wohl ein Ganzes ausmacht, in dem ersten oder wenigstens Einem der allerersten Blätter des Morgenblattes für den Jänner 1823 einrücken zu lassen, da er es zwar schon halb und halb seinem Freunde B. v. Hormayr auch verheissen hat, etwas in das Archiv zu geben, dieß aber wenig im Auslande gelesen wird, und er das Morgenblatt für eines der verbreitetsten und ansehnlichsten Institute in seiner Art hält.[5]) Nur müßte diese Bekanntmachung in beyden Journalen so viel als möglich zu gleicher Zeit geschehen. Wären Sie nun gesonnen, verehrteste Frau, dieses Probestück unter jener Bedingung des, wo möglich 1. Blattes vom J. 1823 — einen Platz im Morgenblatt einzuräumen, so würde ich es abschreiben lassen und Ihnen senden. Von einem Honorar ist nicht die Rede.[6]) Hormayr ist für den Augenblick nicht in Wien, sondern auf dem Gute seines Freundes, des Grafen Salm, in Mähren.[7]) So viel ich weiß, geht es ihm gut, aber ich höre so von ihm als Grillparzer sehr wenig. Dieser ist zwar immer hier, lebt aber in ganz anderen Kreisen, und ich kann nicht einmahl sagen, ob er sich mit etwas beschäftigt. Noch hätte ich Ihnen allerley zu sagen, aber Raum und Zeit gebricht — darum leben Sie recht wohl. — Ich schreibe Ihnen nächstens, wenn ich das Manuskript sende, und bitte Sie deßhalb, nur mit ein Paar Zeilen zu antworten.

Mit der innigsten Achtung

Ihre Pichler.

13.

Wien, am 17. Juni 1824.

Schon in der zweiten Hälfte des vergangenen Winters lag ein angefangener Brief an Sie eine Weile in meinem Pulte. Ich hatte so lange nichts von Ihnen gesehen, ich hatte dann durch Grf. Thurn erfahren, daß Sie übersiedelt wären,

und mein Brief wie mein Gedanke Sie nun in Augsburg suchen müßte![1]) ich wollte Ihnen von meiner häuslichen Lage, dem Familienleben, das ich mit meinen Kindern führe, schreiben. — Aber da drängten mich allerley Umstände, und vor allem die bevorstehende Niederkunft meiner Tochter, eine etwas längere Arbeit, die ich seit 10 Monaten angefangen hatte, noch vor dieser Periode zu beendigen. Ich eilte, strengte mich an, ließ alles, was nicht dringendes Geschäft war, und also auch meine Correspondenz liegen, und siehe da: Mein Töchterchen, der ich, der Arzt und die weise Frau ihren Termin bis gegen Ende des Maymonats bestimmt hatten, kommt mir am 1. May in der Walpurgisnacht sehr glücklich mit einem gesunden Knaben nieder, dessen zarter Körperbau uns doch übrigens im Zweifel ließ, ob er nicht eben um 14 Tage zu frühe sich ans Licht gedrängt. Da gab es nun zu schaffen, zu ordnen, zu pflegen, und ans Briefschreiben, so wenig als ans Vollenden meines Romans, war vor einigen Wochen nicht zu denken. Als ich erst wieder ein Bißchen Herr meiner Zeit geworden war, kamen häusliche Arrangemens, Fremde, die sich nur einige Tage in Wien aufhielten, und denen ich Zeit widmen mußte — Endlich mußte der Roman geendigt werden, und nun erst athme ich frey auf — Tochter und Enkel sind Gottlob wohl, und ich sitze im Garten unter dem Schatten eines prächtigen Kastanienbaumes und schreibe Ihnen zur Antwort auf Ihren freundlichen Brief vom 21. Aprill, den mir H. Morin überbracht. Es freute mich sehr diesen Beweis Ihres fortdauernden Andenkens zu erhalten, aber es ärgerte mich doch, daß Sie mir zuvorgekommen waren, denn ich hätte so gerne nach langer Unterbrechung wieder die erste angefangen.

Nun habe ich Ihnen schon eine Menge von meiner Tochter und deren häuslichen Verhältnissen geschrieben und habe Ihnen noch, wie ich glaube, nicht einmahl gemeldet, daß und wie wir sie im vorigen Jahr vermählten. Wie manche trübe Stunde früher über sie und uns erging, wie wir ge-

zwungen wurden, ein Band zu lösen, von dem ich mir im Beginne desselben, freylich keine äußeren Vortheile, aber viel inniges Glück versprach — wissen Sie. Im vorvergangenen Winter führte man mir einen hiesigen Landrath H. v. Pelzeln, einen Mann näher an 40 als 30 auf, der mit einem hohen Grad von Geistesbildung eine nicht unangenehme Gestalt, und den entschiedenen Ruf eines vorzüglich geschickten Geschäftsmannes und redlichen Menschens verband. Er gefiel uns allen, ohne daß wir an etwas Weiters dachten.

Er aber dachte weiter oder vielmehr, er hatte schon bey dem Ersten Suchen unserer Bekanntschaft die Absicht gehabt, Lottchen zu beobachten, und wenn er sie seinen früheren Vorstellungen gemäß fände, um sie zu werben. Das machte sich nun Alles nacheinander. Die Tochter war nicht verliebt, aber sie schätzte und ehrte den Mann, der sich ihr auf eine ebenso zarte als edle Weise näherte, und so fand sie sich — da jene beyden Verhältnisse, in welchen Leidenschaft und Phantasie so thätig gewesen waren, ihr so wenig Glück gebracht hatten — nach einigen Monaten geneigt, Pelzeln ihre Hand zu geben. Seitdem hat keine Minute noch einen mißvergnügten Gedanken aufkommen lassen. Ihr Mann, der ihre innige Anhänglichkeit an ihre Aeltern kennt, und der seine alte Mutter beynahe schwärmerisch liebt, hat sich entschlossen seine Wohnung in der Stadt mit einer in unserm Hause in der Vorstadt zu vertauschen.[2]) Da leben sie nun mit der Schwiegermutter über mir im 2. Stocke, haben ihre eigene Wirthschaft, und wir sind im 1. Stocke, der Garten ist gemeinschaftlich. Sie sehen, theure Freundinn, aus diesen flüchtigen Umrissen, daß die alten Tage Ihrer Schwester in Apollo sich sehr freundlich und friedlich zu gestalten scheinen, und sie wohl mit dankbarem Herzen nichts von Gott zu erbethen hat, als die Fortdauer dessen, was so schön begonnen.

den 18ten.

Möchte ich doch von Ihnen eine eben so heitre Schilderung Ihrer jetzigen Lage erhalten, als die der meinigen ist. Sie sind in Augsburg mit den geselligen Verhältnissen nicht recht zufrieden und auch sonst manigfach unangenehm angeregt. Nicht sehr einladend ist Ihre Schilderung der alten Reichsstadt. Einst mag ein hübscheres Leben da gewaltet haben, als noch die Fugger und Welser und so manche andere reiche Kaufherrn den Handel mit Italien durch diese Stadt leiteten. Nun stehn nur Ueberbleibsel des alten Glanzes, und so eine Reichsstadt hat sich selbst überlebt. Gott segne Ihnen Ihre Kinder und Enkel, es muß eine Quelle von Freuden, aber auch von Sorgen seyn, geliebte Kinder und deren Nachkommen in der Entfernung zu haben. Mich dünkt, für mich würde das aufreibend seyn. Von jeher hatte die Phantasie, und was möglich geschehen konnte, eine marternde Gewalt über meinen Geist — und nur in Sicherheit und Stille ward ihm völlig wohl. Frau v. Herder scheint glücklich zu seyn oder wenigstens glücklich zu machen, und das ist bey edlen Seelen beynahe Eins.[3]) Ihre gütige Erlaubniß ihr einmahl einen lieben Reisenden zuzusenden, werde ich im vorkommenden Fall mit Freuden benützen, Gott lohne Sie dafür! Schon einmahl war ein lieber Bekannter und Jugendgespiele meiner Tochter, aber zufällig als Einquartierung bey Ihrer Tochter v. Greyerz[4]) in Augsburg, ein junger Baron v. Englhart. Er erzählte mir mit Wärme und Dankbarkeit, wie gütig man ihn behandelt.

Ihren Jugendmuth habe ich gelesen.[5])

Kurz nach Empfang Ihres Briefes spielte mir ihn ein Zufall in die Hände. Juliens Character hat mich überrascht und angezogen — ist er kein Porträt? fast möchte ich rathen. Es ist zu viel Individuelles darin, um ihn für ganz Ideal zu halten. Auch Anna, so stiefmütterlich ihre Mutter und selbst Sie, die Verfasserin, diese arme prosaische Natur behandelten, hat ihren eigenthümlichen Reiz für mich. Eine echte angehende alte Jungfer! Ich mußte lachen, denn ich kenne

ein Pendant dazu, die ich manchmahl in Anna's Briefen reden zu hören glaubte. Diese findet nichts schöner als ein fruchtbares Kornland in der weiten Fläche, scandalisirt sich an den unnützen und bloß beschwerlichen Bergen und bewunderte, als sie mich einmahl ins Antikencabinett begleitete, vor allem die zierlichen und kostbaren Einfassungen und Rähmchen an den geschnittenen Steinen, den glänzenden Email, die hellen Farben. Zu diesen beyden, doch wieder etwas drittes ist die Therese im Wilhelm Meister. Daß Julie endlich ihren Oncle heirathet, hat mich überrascht, aber erfreut. Eduard war mein Liebling von vorn herein, und weder Hugo noch Jaromir schienen mir jenes Mädchens würdig. Geliebt — mit Leidenschaft, hat sie keinen — und wenn Ihr Satz, den ich mir aber erst recht prüfen und mit meinen Erfahrungen vergleichen muß, daß Weiber immer wie Kinder oder wie Mütter lieben, (richtig ist), so war sie Jaromirs Mutter und Eduards Tochter.

Auch ich habe eine halbgeschichtliche Arbeit vollendet, einen Roman in drei Bänden, die Belagerung Wiens, nähmlich die 2. Anno 1683. Auf dem rein historischen Grunde, an welchen ich so wie an den bekannten geschichtlichen Figuren nichts geändert, sondern alles unverrückt nach der Wahrheit gelassen habe — bewegen sich einige erdichtete Gestalten in einfachen, zeitgemäßen Verhältnissen. Den größten Reiz soll, wie ich hoffe, die Erzählung der für Oesterreich so wichtigen Begebenheit, die Beschreibung der Localitäten u. s. w. geben. Bis im Herbst wird es, wie ich hoffe, erscheinen.[6]) Was ist denn Ihre historische Beschäftigung?

Immermann kenne ich nur aus dem Morgenblatt, aber ich fühlte nicht viel Lust ihn zu lesen. Ach, es ist um alle diese neuen Erscheinungen so etwas Ungenügendes! Schreibt denn Uhland gar nichts mehr? Auch mir scheint das Morgenblatt seit einigen Monaten nicht so viel Interessantes wie sonst zu enthalten.[7]) Der Dampf aus der Maschine hat sich hineingezogen, es ist mehr Aufgetriebenes als wahrer

Kern und Inhalt, einige kleine Erzählungen und Dr. Börnes beissende Bemerkungen ausgenommen. Leben Sie recht wohl, verehrte Frau! Verzeihen Sie wenn mein Brief Spuren oftmahliger Unterbrechungen trägt, ich bin noch nicht so ganz, wie ich es wollte, Herr meiner Zeit. Gott segne Sie!

Ihre

Pichler.

14.

Prag, am 6. Junius 1825.

Nicht ohne Verwunderung werden Sie, verehrte Frau, aus der Aufschrift meines Briefes einen Theil desjenigen errathen, was ich Ihnen zu melden habe. Wie wahr sagen Sie in Ihrem Briefe vom 22. Jänner: »O wie viel Glück kann nicht von Junius bis Jänner zerstört werden!« Und es ist zerstört worden, unser stilles Beysammenleben hat aufgehört, meine Tochter ist von mir fern, wenn ich sie sehen, mit ihr leben, ihr Etwas seyn will, muß ich, wie jetzt geschehen, meinen Mann und mein Haus verlassen, und sie hier aufsuchen. Bald, nachdem ich Ihnen in toller mütterlicher und großmütterlicher Freude geschrieben, kam wie ein Blitz aus heiteren Lüften die Nachricht, daß mein Schwiegersohn, zwar mit Avancement, aber — nach Prag zu gehen bestimmt sey, wie denn überhaupt die Beamten jetzt überall gleich dem Militär wandern müssen, und so war das Urtheil gesprochen, das mich von dem geliebten einzigen Kinde schied.

Noch ein paar Monate war es ihr vergönnt bey uns zu weilen, dann zogen sie alle zusammen sammt dem kleinen Enkel nach Prag. Hier im fremden Lande, unter ungewohnten Umgebungen tröstete ihres Mannes Liebe und das liebliche Kind, das aber leider sehr schwächlich schien, die Tochter eine Weile über ihre Trennung von uns. Aber nach dem Neujahr fing das Kind an zu kränkeln, zugleich empfand die Mutter meines Schwiegersohnes, eine sehr würdige Matrone,

daß ihr die rauhere böhmische Luft übel anschlug, und der Gedanke der Trennung und der Rückkehr dieser Frau nach Wien wurde zum großen Schmerz des Sohnes und der Schwiegertochter gefaßt. Im März ward das Kind sehr übel und besserte sich nur dem Scheine nach so weit, daß die Schwiegermutter Lottchens sich zu entfernen wagte. Ihr Sohn begleitete sie nach Wien. Kaum waren sie von Prag fort, so wurde mein armes Enkelchen wieder sehr schlecht, meine Tochter, ganz allein mit ihm geblieben, hatte den unaussprechlichen Schmerz, ihn immer gefährlicher werden und endlich sterben zu sehen, während ihr Mann sich in Wien befand. Dazu war sie selbst in ihrer zweyten Schwangerschaft ziemlich vorgerückt und ertrug das alles mit einer Fassung und festen Haltung des Gemüths, die mich sehr an ihr freute, um so mehr da ich sie diesem sonst so sanften, hingebenden Wesen kaum zugetraut. Ueberhaupt aber hat diese Trennung von uns und jetzt auch von ihrer Schwiegermutter, welche, im Hauswesen sehr erfahren, als eine verständige und liebevolle Rathgeberinn bey ihr stand, manche Kraft, manche Thätigkeit in ihr entwickelt, welche früher schlummerte, und so muß ich denn — obgleich mit Trauer, eingestehen, daß diese Trennung auch ihr Gutes hatte, wie die Prinzessinn im Tasso sagt: So muß ich denn auch diesen Schmerz als gut und nützlich preisen. Gott weiß am besten, was er thut, und eine Mutter muß ja nicht glauben, daß sie ihre Kinder für sich gebohren habe.

Nein, wenn wir sie mit tausend Schmerzen und Sorgen zur Selbstständigkeit gebracht haben, dann treten sie ihren eignen Pfad an, und dieser führt sie — wohin Gott will — von uns weg, zu Glück oder Unglück! Wohl den Aeltern, die wenigstens wie Sie, verehrte Frau, und wir doch mit Zuversicht sagen können — der Kinder Weg führte zum Guten und zu häuslichem Glück; denn wirklich die Liebe, mit welcher mein braver Schwiegersohn an seinem Weibe, und sie an ihm hängt, kann mich über Alles, was in ihrer Lage

trübe ist, beruhigen. Da sie ihrer zweyten Entbindung mit Ende des Aprills entgegensah, machte ich mich gegen den 20. j. M. auf den Weg nach Prag, fand die Kinder sehr wohl, obgleich noch sehr betrübt über den Verlust ihres Erstlings, und blieb eine Weile unter sehr angenehmen Verhältnissen ruhig in ihrer Mitte, indem Prag viele bedeutende Menschen, ausgezeichnete Gelehrte und einen ungemein gebildeten Adel besitzt, mit denen allen ich sehr genußreiche Stunden verlebte. Auch Lottchens Rechnung war etwa um 14 Tage gefehlt, sie wurde erst am 10. May Mutter eines zarten, aber gesunden Knaben . . . .

Wenn Sie meine Belagerung Wiens gelesen haben, werden Sie meine Tochter auch näher kennen. Katharina ist in vielen, ja den innersten Zügen ihr Bild, und was ich Lotten damahls nur zutraute, noch nicht wußte, die stille Kraft und Thätigkeit, welche die erst so unsicher schüchterne Katharina entwickelt, hat meine Tochter, Gottlob, in ihrem Alleinstehn auch gezeigt. Ich darf Ihnen das ja sagen, Ihnen, die Mutter ist, und weiß, daß uns nichts glücklicher macht, als das moralische Gedeihen unserer Kinder. Einen Herrn von Herder habe ich in Wien öfter gesehen — wohl aber nicht Ihren Schwiegersohn — es war ein schwarzbrauner schöner Mann als Bergrath in Sächsischen Diensten.

Von Immermann habe ich nur Auszüge gelesen. Ach, es wird in Deutschland gar so viel geschrieben! Man kommt nicht herum und, was in Frankreich und England bedeutendes erscheint, möchte man doch auch gern sehen. Hier in Prag leben mehrere Dichter und Schriftsteller, auch Frau v. Woltmann [1]) wohnt seit 12 Jahren hier, ich habe sie an drittem Orte kennen gelernt. Eine angenehme Frau, die einst schön gewesen seyn muß. Unter den Dichtungen ziehe ich die eines gewissen Ebert,[2]) eines jungen Mannes, der die Rechte studiert, meinem Gefühl nach den übrigen vor. Es ist viel Zartes und manch tiefgefühlter Ausdruck darin, und der junge Mensch ist anspruchlos und natürlich. Das sind bey

weitem die wenigsten jungen Leute von Talent. Frau von Chezy habe ich Ihren Gruß und Auftrag noch in Wien gemeldet. Wir sehen uns zuweilen, aber nicht oft! Sie haben Sie gewiß richtig beurtheilt — ich halte sie für eine sehr gutmüthige, wirklich keines Falsches fähige Frau. Aber ihre äußern Formen sind so allem Herkommen zuwider, ihr Betragen so — inconsideré, ich weiß es nicht gleich auf deutsch zu sagen, daß sie die meisten Menschen gegen sich hat, und man der Meinung fast Trotz biethen müßte, wenn man einen vertrauten Umgang mit ihr haben wollte.[3]) Was ihr Fixiren auf Einen Punct betrifft, was Sie — mit Recht ihrem ganzen Seyn für sehr zuträglich halten, so glaube ich nicht, daß es Jemand gelingen wird, sie dazu zu bereden. »Ich habe keine Heimath« gab sie mir in einem ihrer ersten Besuche zur Antwort, als ich sie fragte, wo sie zu leben pflege, da ich sie bald in Dresden, bald in Paris, bald in Berlin gewußt. Das ist sehr traurig — es mag nun Wahl oder Schicksal seyn, aber ich fürchte, dieß losgerissene Wesen, das an keinem Boden haftet, ist ihr schon zur andern Natur geworden. Wenigstens prallten allerley Versuche, die ich früher machte, in dieser Hinsicht sie zu etwas Bleibendem zu bereden, an Gemeinplätzen und Verweisen auf eine Nothwendigkeit, der sie sich fügen müsse, ab.

Ihre Söhne sind geschickte Bürschchen, aber meisterlos, wie sich Hebel ausdrückt; die arme Mutter kann sie nicht bändigen, und die Vaterhand, die sie zügeln könnte und sollte, hat sich ihnen entzogen.[4]) Sie hat eine sehr, sehr gütige Anzeige meiner Belagerung Wiens in — ich weiß nicht, welches Journal, doch glaube ich, in die Abendzeitung gesendet. Auch im litterarischen Conversationsblatte stand Eine — mit der doch auch die unbändigste Eitelkeit zufrieden seyn könnte. — So ist das Buch schon unter günstigen Auspicien in die deutsche Lesewelt eingeführt.

Graf Thurn habe ich gegeben und aus dem Briefe mitgetheilt, was Sie ihm freundlich bestimmten. — Er war

sehr dankbar dafür — nun hat er Ihnen wohl längst geantwortet. Ich sehe ihn selten, viel weniger, als mir lieb ist; aber seine Lebensbahn liegt von der meinigen etwas weit ab. — In Wien gibt es gar so viele Kreise der verschiedensten Art, daß Viele sich nicht allein nicht berühren, sondern auch keine Ahndung der gegenseitigen Existenz haben, und der Adel scheidet sich merklich vom Mittelstand. Als er seine Gedichte herausgab, ließ er sie mich vorher lesen, — es weht ein reiner, tugendhafter und ernster Geist darin, der meine Achtung für Th. vermehrte.

Wenn Sie Ihren Töchtern, Ihrem Sohne Aimé schreiben oder sie sehen, so sagen Sie ihnen, daß eine ferne, fremde Mutter recht herzlichen Theil an Allem nimmt, was ihr Wohl oder Weh betrifft. Möchte es diesen und Ihnen recht wohl ergehn! Ich schließe meinen Brief, um ihn morgen auf die Post zu bringen, obgleich ich nicht weiß, ob hier wie in Wien die Mitwoche und Sonnabende zum Absenden der auswärtigen Briefe bestimmt sind — aber ich wünsche, daß dieser bald in Ihre Hände gelange.

Leben Sie recht herzlich wohl

Ihre

Pichler.

15.

Wien, am 6. December 1825.

Aus Prag habe ich Ihnen, verehrte Frau, das letztemahl geschrieben. Es war im Zimmer meiner Tochter, die nach einer zweyten glücklichen Niederkunft noch einen heftigen Sturm auszustehen hatte.... Mein Mann war auch nach Prag gekommen (doch ich weiß nicht, ob ich nicht wiederhohle, was mein voriger Brief enthielt), blieb einige Tage und kehrte dann mit mir nach Wien zurück ....

In Wien blieben wir nur 5 Wochen und bezogen in der Hälfte des Augusts unsre stille freundliche Wohnung in

Baden, das mein Mann nun schon durch 4 Sommer mit gleich gutem Erfolge besucht. Während dieses Aufenthaltes ward uns die Freude, unsere Tochter, wenn auch nur für wenig Tage, aber vollkommen wohl, heiter und froh zu sehen. — Mit dem Eilwagen war sie in 36 Stunden von Prag gekommen, und mit dem Eilwagen kehrte sie nach 6 Tagen in eben so kurzer Zeit wieder dahin zurück, um ihr kleines Bübchen nicht lange allein zu lassen. . . . .

Nun habe ich zwey Anfragen an Sie: die erste ist ein Wunsch des Herrn v. Kurländer, meines Schwagers, dessen Arbeiten und Uebersetzungen fürs Theater Ihnen bekannt seyn werden. Er hat den vergangenen Sommer eine Reise über Dresden, Berlin, Hamburg nach Paris gemacht und seine Bemerkungen in einzelnen Heften, welche er: Reise-Fragmente überschrieben hat, aufgezeichnet. Diese recht artigen und unterhaltenden Aufsätze wünschte er nun in das Morgenblatt, aber in dieß selbst, nicht als Correspondenz-Artikel mit der kleinen Schrift, aufgenommen zu sehen und biethet Ihnen das erste Heft an, das bereits fertig ist, und wenn Sie es aufnehmen wollen, sogleich abgesendet werden kann. K. wünschte, daß es schon im Jännerhefte für 1826 erscheinen möchte, das zweyte würde dann aber in 6 Wochen folgen. Ich trage Ihnen diese Bitte ganz einfach vor und ersuche Sie nur, falls Sie etwa abschlagen müßten, mir so zu schreiben, daß ich ihm die Stelle vorlesen könne. Können Sie sie aber bewilligen, so werden Sie meinen guten Schwager sehr verbinden.

Die zweyte betrifft die Erzählungen von Ihrer Hand, welche einst unter dem Nahmen Ihres Herrn Gemahls erschienen sind. Eine geistreiche Freundinn und große Verehrerinn dieser Erzählungen besitzt 2—3 Bände derselben, es mangeln ihr aber 3 — welche den Titel haben: Franz und Josepha, Deborah und Anastasia. — Diese wünscht sie auch zu besitzen und wieder zu lesen, da sie sich des lebhaften Vergnügens wohl erinnert, womit sie sie das erstemahl las. Ich glaube, die zwey ersten sind in der Reihe der Cotta'schen

Almanache zuerst erschienen, wenigstens habe ich sie gelesen, und sie stehn noch recht lebendig vor mir. — Deborah ist auch der 1. Theil Ihrer schönen Hannah.

Anastasia aber ist mir ganz unbekannt, wenn es nicht jenes Fragment einer in Pohlen spielenden Geschichte ist, welche unvollendet in einem Cotta'schen Almanach unter Ihres Herrn Gemahls Nahmen stand. Sollten nun diese 3 Erzählungen in einem Bändchen, oder sonst wo erschienen sein, so bitte ich Sie, es mir gelegentlich zu melden, damit meine Freundinn sie sich verschaffen könne.

Wie geht es Ihnen — wie Ihren Töchtern, Ihrem Sohn, Ihren Enkeln? Wie hat sich Luise nach den Stürmen erhohlt, die über sie ergangen sind? Möchten Sie mir doch eben so Leidliches und mitunter Gutes zu antworten haben, als ich Ihnen von meiner Familie geschrieben! Und was arbeiten Sie außer dem täglichen mühsamen Geschäft der Redaction! O wie oft, wenn ich mir die besogne, das Treiben, Drängen, die Verdrüßlichkeiten mit den — immer sehr eitlen — Mitarbeitern — dem Buchhändler u. s. w. denke, bedauere ich Sie im Innersten meiner Seele.

Je älter ich werde, je mehr fühle ich das Bedürfniß größerer Ruhe und Stille um mich — und suche mich sachte von zu vielen Geschäften und Bekanntschaften zurückzuziehen. Gleichförmigkeit des Lebens, Vermeidung aller zu nahen Berührungen, außer denen, die die Natur mir auferlegte, und Stetigkeit der Verhältnisse, das sind die Hauptbedingungen meiner Zufriedenheit. Aus dieser Ursache ist mir das Reisen fatal, neue Bekanntschaften nicht angenehm, und daß ich nun 26 Jahre in Einer Wohnung bin, ein großes Glück für mich — ich wachse so leicht ein, und jede Aenderung thut dann weh. Die arme Chezy — der Contrast macht, daß sie mir einfällt, — ist noch immer, wie ich glaube, in Baden, wo ich sie in der Hälfte des October verließ, und wo sie noch eine Weile zu bleiben gedachte. Seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen. Damahls hatten Sie ihr geschrieben, was sie sehr erfreute,

und sich über die Unart und Lieblosigkeit, womit Mde. Genlis ihrer in ihren Memoires erwähnt, aufgehalten.[1]) Die Stellen sind wirklich empörend — es ist Commérage wie das ganze Buch. Anderthalb Bände hielt ich aus — dann war mir leid um meine Zeit. Aber in der eleganten Welt wurde das Buch mit Begierde und Wohlgefallen gelesen. Sie fand sich selbst darin mit allen ihren Reizen und Armseligkeiten. Wie kann man 8 Bände über sich selbst schreiben und das Publicum von jedem Kleide, das man als Kind trug, von jeder Chanson, die man dichtete oder sang, von jedem Caquet der Sallons unterhalten! Aber geschrieben ist das Buch köstlich — eine Leichtigkeit und Eleganz des Styl's, eine Klarheit und Lebhaftigkeit, die wirklich bezaubernd und in der jetzigen Epoche, wo eine gewisse undeutliche Unbestimmtheit und Allgemeinheit der Ausdrücke Mode wird, doppelt empfehlungswerth ist. Ich möchte diese moderne Art zu schreiben mit algebraischen Formeln vergleichen, wo sich alle mögliche zählbaren Gegenstände unter diesem $A + b - C = D$ denken lassen. Schlüsse gibt das wohl, auch wohl allgemeine Definitionen, aber keine fest umrissenen Begriffe, und welche Hausfrau könnte ihre Wirthschaft mit Algebra führen?

Ich habe nun wieder eine größere Arbeit begonnen, einen geschichtlichen Roman, dessen Schauplatz Böhmen und eigentlich Prag ist. Die Vorstudien machen mir viel Mühe. In Prag hatte ich die Idee noch nicht so klar aufgefaßt, war über den wahren Zeitpunkt nicht recht einig und versäumte es, die Quellen zu benützen, die ich dort ungezweifelt gefunden haben würde. Hier mangeln sie mir nun, und das gibt mir viel Arbeit und hindert auch wohl an der Vollständigkeit der Ausführung. Bey der Belagerung von Wien ging es mir in dieser Hinsicht viel besser. Ich hatte gleichzeitige Quellen genug, und wie trübe und unzuverlässig diese auch für den kritischen Geschichtsschreiber seyn mochten, für meine Arbeiten taugten sie eben am besten, denn sie gaben das Colorit der Zeit.

Doch nun habe ich wohl Ihre Geduld ermüdet — und bescheide mich, daß ich aufhören soll. Gott segne Sie und die Ihrigen.

Leben Sie recht herzlich wohl

Ihre

Pichler.

16.

den 20. December 1825.

Tausend Dank, liebe Freundinn, für Ihre schnelle und gütige Antwort! Dießmahl — um Ihre Zeit und Ihre Augen zu schonen, nur Weniges. Kurländer sendet Ihnen sein Heft, mich dünkt, es sey eben nicht lange und wird — weit entfernt, 48 Spalten zu besetzen, wohl vielleicht keine 12 einnehmen. — Ich kann das zwar nicht so beurtheilen, denn das Format des Morgenblattes ist groß, der Druck enge — und ich bin nur gewohnt, nach Octavbänden oder Taschenbücherformat zu rechnen und zu beurtheilen. Nach dieser Schätzung möchte das Manuscript etwa 2 Bogen zu 16 Seiten höchstens geben. Diese können im Morgenblatt eben nicht gar zu viele Columnen einnehmen. Sollte das aber dennoch seyn, oder Sie das Heft aus andern Ursachen nicht aufnehmen können, so bitte ich Sie, es ihm bald wieder zurückzusenden, damit er ferner disponiren könne.

Die meisten der von Ihnen genannten Erzählungen kenne ich recht wohl — ich werde meiner Freundinn die Stelle, welche diese 7 Bändchen betrifft, abschreiben, und wenn sie sich verschafft hat — sie ist reich und findet genug dienstfertige Geister, die sich bemühen werden ihr aufzutreiben, was im Buchhandel schwer oder gar nicht zu bekommen ist — dann soll sie mir zur Vergeltung lesen lassen, was ich kenne und nicht kenne. Jener Klosterberuf hat mir einen besonders düstern, aber tiefen Eindruck hinterlassen.[1]) — Der Zustand

der Pohlnischen Nation, der Uebermuth der Großen, die Noth der Geringeren, dabey der düstere Himmel, der ewige Schnee, die Kälte — bey einem glänzenden Feste (wenn ich nicht irre) sind mir noch — nach 20 Jahren ungefähr sehr gegenwärtig.

Eine der lieblichsten Schöpfungen Ihrer Muse aber sind doch wohl die Reise auf die Freyte und der Steckbrief.[2]) Aus dieser letzteren fiel mir einmahl ein, ein Theaterstück zu machen, es hätte spannende — interessante Scenen genug dargebothen. — Diese Ungewißheit, ob der anziehende Taubstumme der angezeigte Verbrecher sei — die Verhandlungen über ihn, die in seiner Gegenwart arglos und darum um so wirkungsvoller gehalten worden wären; endlich sein plötzliches Sprechen. — — Ich sah das Alles schon im Geiste auf der Bühne — Ich sah unsern Korn, dessen Figur damahls noch jugendlich genug zu dieser Rolle war, mit der Serviette in der Hand die Frauen durch Pantomimen zu Tische zu rufen und durch den Anstand, womit er es thut, verrathen, daß er mehr wäre, als er schien. — Doch ich bedachte zuerst, wie selten die Umschmelzung einer erzählenden Dichtung in eine dramatische Form glückt, und dann wußte ich das Ende, das doch etwas entfernt von der Entwicklungsscene oder eigentlich vor dem Sprechen des Stummen liegen mußte — da manche Zeit dazwischen verfließt, nicht recht daran zu ketten. So gab ich es auf, und habe Ihnen vielleicht einen größeren Gefallen damit erwiesen, als mit einer verunglückten Bearbeitung.

Theure H.! der Himmel hat über Sie gewacht, als er Sie in den Stürmen der Revolution und zu einer Zeit, wo schlimme Grundsätze und loses Handeln durch die Allgemeinheit und schimmernde Sophismen gerechtfertigt schienen, auf dem Weg des Rechten bewahrte. Er hatte den bewahrenden Genius in ihre Brust gesenkt — der war es, daß es Sie keinen Kampf kostete, das Rechte zu thun. Wohl dem, dem Gott einen solchen Leitstern gegeben! Das sind die wahrhaft schönen

Seelen, denen das Schlechte wie unmöglich, wie widernatürlich erscheint . . .

Sie können dem Spanischen keinen Geschmack abgewinnen? Wie freut mich das! Ich kann es auch nicht. Nur wenige dieser Dichtungen, die ich kenne, haben mich angesprochen. Mir kömmt der Geschmack daran so wie manche Extravagance in unserer Literatur vor, wie das Streben recht satter, abgestumpfter Gaumen durch die künstlichsten Mischungen und die widersprechendsten Bestandtheile noch einen raffinirten Reitz hervorzubringen, wo alles Natürliche und Einfache nicht mehr wirkt.

Der Chezy jüngerer Sohn hat wirklich hübsche Anlagen zum Mahler — vom Aeltern. verspricht sie sich als Dichter noch mehr, — den kenne ich nicht — aber auch der Jüngere wird auf dem Weg, den sie ihn führt oder vielmehr schlendern läßt, nicht viel leisten. Die Jungen haben eine ungemeßne Meinung von sich und eine viel zu geringe von Andern. Ich glaube, sie meinen, es wäre wohl in ganz Wien Niemand, von dem sie noch etwas lernen könnten. Auch vor der Mutter haben sie nicht viel Achtung. Ich fürchte, diese Frau kömmt mit sich und mit ihren Kindern nie zu klarer, ruhiger Einheit. Doch ich wollte ja Ihre Augen schonen. Ein andermahl mehr — Ihre Briefe sind so gehaltvoll, sie sprechen so sehr zum Herzen und regen so viele Gedanken und Gefühle auf, daß ich Bogen lange Beantwortungen schreiben möchte — Ich breche mit Gewalt ab. Leben Sie recht, recht sehr wohl; Gott schütze Ihre Kinder und erhalte ihnen Ihre Gesundheit . . . .

Mit . . . . Achtung

Ihre Pichler.

17.

Wien, den 11. Jänner 1827.

Wie lange, ewig lange Zeit habe ich hingehen lassen, ohne auf Ihren lieben vertrauten Brief vom 23. Feb. v. J.

zu antworten! Schon dieß Datum und das vorige spräche meine Schuld aus, wenn ich auch nicht schon mit dem Gedanken umgegangen wäre, Ihnen zu schreiben. Aber zuerst wollte ich Ihre Zeit schonen und nicht gleich antworten, dann riß eine Kette von allerley häuslichen, Gottlob meist erfreulichen Vorfällen mich in eine Menge von Geschäften und Störungen, und so verging ein Monat nach dem andern, bis ihrer eilf wurden! Ich darf darauf zählen, daß Sie freundlichen Antheil an meinen häuslichen Vorgängen nehmen, und so berichte ich Ihnen Alles. Zu Ende des Aprills 1826 wurde zu unserer aller Glück mein Schwiegersohn wieder nach Wien als Appellationsrath (was er auch in Prag war) angestellt. Aber er wurde bedeutend krank, die Luft und das Wasser hatten ihm vom Anfang an nie gut in Prag gethan, obwohl er ein halber Böhme ist, sein Oheim war Professor daselbst und schrieb eine Böhmische Geschichte.[1]) Der Arzt fand es nöthig, daß er sogleich nach Wien zurükkehrte, in die heimathliche Luft ... Diese Anwesenheit meiner Tochter und meines Enkels, eines allerliebsten Knabens von 15 Monaten, nahm aber auch, freylich in Freude und Zufriedenheit, alle meine Zeit in Anspruch, und daneben sollte ein größerer Roman, wozu ich mir die Bestandtheile in Prag aufgesucht hatte, seinen Fortgang haben. Im August zogen wir nach Baden, Lotte kam auch hier mit dem Kinde zu uns und wohnte bey uns, dann kam das Einziehen in ihre Wohnung in der Stadt, dann endlich ihre Entbindung und ihr Wochenbett, wobey sie meiner bedurfte, und meine Entfernung von ihr, da ich in der Vorstadt lebe, mir manche Ungelegenheit und manchen Zeitverlust verursachte.

Wie geht es Ihren Töchtern, wie Ihrem Sohne? Ist Herder wieder in Activität? Wohl hundertmahl habe ich in dieser Zeit Ihrer mütterlichen Sorgen gedacht. Wie wir älter werden, tritt die Welt um uns zurück, und die Kinder rücken näher, sie machen endlich unsere Welt aus, und wie weh thut es dann, sorgen und bangen zu müssen für die Geliebten,

in denen allein wir uns fühlen, allein durch sie mit der äußern Welt zusammenhängen! Daß doch die Männer unserer jetzigen Zeit so selten auf dem wahren Standpuncte gegen unser Geschlecht stehen, auf dem sie stehn sollten, wenn sie uns beglücken und hinwiederum durch uns glücklich seyn sollten.

Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, aber mich dünkt, wir Weiber sind in unsrer Entwicklung weiter geschritten als verhältnißmäßig die Männer. Diese bleiben manchmahl, oft sogar, zurück aus Bequemlichkeit, aus Stolz, aus — Trägheit vielleicht, vielleicht auch, weil eine freyere und dem Manne so wohl ziemende Uebung ihrer Kräfte im öffentlichen Leben, wodurch eben der Geist sich schärft, und der Charakter erstarkt, ihnen durch die politischen Umwälzungen der letztern Jahre auf dem Continent meist verwehrt ist. Das erzeugt Mißverhältnisse, die Frau soll sich als Mann fühlen, sorgen, streben, ins Geleise bringen, was er verdarb, der doch der eigentliche Leiter und Führer des Hauses und ihrer selbst sein sollte. Gott sey Dank! in dieser Rücksicht hat meine Tochter ein sehr glückliches Loos! Peltzeln ist ein Mann von Bildung und festem Charakter, und ich sehe sie mit völliger Ruhe an seiner Seite. Aber Ihre Luise ist auch ein gar treffliches Wesen, und jede solche Uebung ihrer Seelenkräfte erhöht und vervollkommnet sie noch mehr. Glauben Sie, verehrte Frau, daß ich den Werth Ihres freundschaftlichen Vertrauens wohl zu schätzen weiß und mich desselben gewiß würdig bewahren will.

Im Morgenblatt habe ich zuerst mein Geschlecht, die Sprache einer Frau, dann Ihren Styl in der: Reise durch den Thüringer Wald erkannt und mich sehr gefreut, als die Unterschrift meine Vermuthungen bestättigte. So auch bey: Gleich und gleich gesellt sich.[2]) Mich freut es, daß Sie sich jetzt zuweilen unterzeichnen. Wie manchesmahl sprach ein verwandter Sinn, ein bekanntes Gefühl mich aus einer Erzählung an — ich vermuthete, sie sey von Ihnen — aber ich blieb im Dunkeln darüber. Ganz ungemein freute es mich die

Elizabeth Fry, deren Wirken mir so werth ist, ebenfalls von Ihnen anerkannt zu sehen. Abermahls begegnete mir Amerika in Ihrer Erzählung, das frische Jugendleben einer neuen Civilisation, die nicht aus der Barbarey aufstrebt, sondern die Erfahrungen früherer Jahrhunderte bey einfacheren Sitten und in natürlicheren Verhältnissen benützt, war mir immer höchst interessant.

Ihnen mag aber das viel näher liegen, daher kennen Sie es auch besser, und es biethet sich Ihnen als Scenerie oder als Mittel zur Verschlingung des Knotens an. Das kann bey mir nicht seyn — hier in Wien ist von allen diesen Berührungen und Beziehungen keine Spur. Haben Sie recht warmen Dank für beyde Aufsätze, die mir schöne Stunden gemacht haben.

Wenn die Uebersetzung des Bug Jargal, der mich in dieser deutschen kräftigen Verkürzung viel tiefer ansprach, als später im Original, auch von Ihnen herrührt, so soll der Verfasser Ihnen demüthig beyde Hände dafür küssen.[3])

Kennen Sie Cinq-Mars? Ein französischer geschichtlicher Roman aus dem Zeitalter Ludwig XIII. Die Charactere sind mit Treue und Kraft gezeichnet, der schwache Ludwig, Richelieu, Anne d'Autriche, das Leben, die Sitten der Zeit, die Hofintriguen, die Charakterlosigkeit der Hofleute und Großen. Mir hat das Buch ausnehmend gefallen.[4])

Einen Gruß habe ich Ihnen zu bringen von einem Ihrer Bekannten oder Freunde, der mir ihn auftrug, sobald er vernahm, ich sey in schriftlichem Zusammenhange mit Ihnen. Baron Maltiz von der Russischen Gesandtschaft. Durch einen Brief Fouqués, mit dem ich seit einem Jahre ungefähr in Correspondenz stehe, und der mir einen Einschluß an M. sandte, lernte ich diesen kennen. Er ist ein geistvoller, vielseitig gebildeter Mann, aber er sieht aus, als ob er in seinem Innern nichts weniger als glücklich wäre.[5])

Ich warte nur auf eine Auskunft über einen Gegenstand aus der böhmischen Geschichte, den ich mir von einem

meiner Prager Freunde erbethen, um an einen Freund in Paris, der mich um jene Auskunft ersucht, zu schreiben. Diesen Brief werde ich dann mir die Freyheit nehmen an Sie einzuschließen. Es ist die einzige Methode, wie ich ihn sicher an seine Behörde gelangen zu machen hoffen darf. Sie zürnen mir nicht, daß ich Sie damit behellige, und sind denn wohl so gütig meine Bitte zu erfüllen. Jetzt da der Brief zu Ende ist, und ich Böhmens gedenke, fällt mir ein, daß ich Ihnen den Roman, den ich vollendet, gar nicht genannt habe: Die Schweden in Prag. Es ist die Geschichte des Ueberfalls durch Königsmark, kurz vor dem Abschluß des Westph. Friedens. Voriges Jahr habe ich mir die Daten gesammelt und fast ein Jahr lang daran gearbeitet; denn ich war viel gestört. Leben Sie nun recht wohl. Gott segne und erhalte Sie und Ihre Lieben!

Mit der innigsten Achtung

Ihre Pichler.

Noch muß ich Ihnen sagen, daß ich vor einiger Zeit Ellen Percy gelesen und mich sehr daran erfreut habe. [6])

Dieser Character ist vortrefflich angelegt und durchgeführt. Maitland war mir etwas zu trocken. Vielleicht sind das die Engländer und Schotten häufiger.

Ganz wunderschön ist aber das Leben in den Hochlanden geschildert. Vielen Dank dafür.

18.

Wien, den 7. Jänner 1828.

Theure Frau! In meinem letzten Briefchen, das Ihnen Frau Valentin brachte, schrieb ich Ihnen, daß ich Ihnen einen Beytrag für das Kunstblatt des Morgenblattes, nämlich Nachrichten über den Kirchenbau in Gran, senden wollte. Damahls dachte ich nicht anders, als daß mein Reisegefährte, ein ungarischer

Magnat und höchst gebildeter Mann, mit dem ich über dieß Project sprach, diesen Aufsatz schreiben, und ich ihn Ihnen senden würde. Der Ungar war indessen theils bey seiner Familie auf dem Lande, theils auf kleinen Reisen gewesen, und wie ich ihn jetzt wiedersehe und an seine Versprechen erinnere, schlägt er mirs geradezu ab, weil — ich weiß nicht, welche Verhältnisse zum Primas (der den Bau unternimmt) es ihm unmöglich machten. Vergeblich stellte ich ihm vor, was ich nur immer zu sagen wußte, er blieb bei seiner Weigerung, und nun weiß ich mir bey meinem Wunsche, daß das Ausland in Kenntniß von diesem Unternehmen gesetzt werde, keinen andern Rath, als so gut es angehen will, aus dem Gedächtniß und mit Beyhülfe eines anderen Aufsatzes über diesen Gegenstand, der im Archiv für Geschichte heuer erschienen ist, und der nähere Angaben über die Dimensionen enthalten soll, — eine Art von Brief zu componieren, den ich Ihnen schicken werde, und Sie bitte, ihn dann nach Ihrem Gutdünken zugeschnitten, eingeleitet — wie Sie wollen, dem Herrn Professor Schorn zu übergeben.[1]) Ich möchte gar zu gern, daß dieser Kirchenbau bekannt würde, er hat mich so großartig ergriffen, so begeistert, möchte ich sagen, daß ich recht ärgerlich über meines Reisegefährten abschlägige Antwort geworden bin. Sobald ich jetzt mit dem ersten Theil meines neuen Romans, der eben auch in Ungarn[2]) spielt, und zu dessen Behuf ich jene kleine Reise machte, fertig sein, fange ich jenen Brief an Sie an und hoffe, wenn ihn mir die Censur nicht aufhält, Ihnen denselben bald schicken zu können.[3]) Unser Hormayr ist also wieder in München und schreibt dort auf Geheiß und durch Unterstützung Ihres Königs die Bayrische Geschichte. Wahrhaftig, eine wunderbare Zusammenstellung! Soll man sie der Humanität unsers Zeitalters oder dessen Neigung zum Auffallenden, Wunderbaren zuschreiben? Ich soll Sie im Namen hiesiger Freunde unseres Historiographen bitten, ihm zu schreiben und ihn zu vermögen, daß er es jetzt nicht mache wie das erstemahl, sondern Augsburg und Nürn-

berg besuche. Unstreitig würde Ihnen seine Bekanntschaft interessant seyn, und er, das weiß ich, hatte sich früher auf die Ihrige gefreut. — Ob Sie ihm aber deßwegen schreiben werden wollen, und ob er thun wird, was Sie wünschen — das weiß ich Alles nicht. Denn Hormayr beliebte von jeher nur seinem Kopfe zu folgen, der freylich öfters, doch leider für ihn und Alle, die an ihm theilnehmen, nicht immer Recht hatte.[4])

Schefers Erzählungen habe ich hier und da in Almanachen gesehen, aber sie haben mir im Allgemeinen keinen bedeutenden Eindruck hinterlassen.[5]) Fast bey Allen, deren ich mich erinnere, gieng es wie bey der Erzählung, die Sie anführen, ich aber nicht kenne: Die Deportirten.[6]) — Der Anfang versprach meist mehr, als das Ende hielt. Hübscher als die Reise nach Port Jakson ist sie doch nicht, das weiß ich, ohne sie gelesen zu haben. Von Immermann kenne ich zwey Stücke, das Eine eine Ausgeburth der krankhaftesten Phantasie: Cardenio u. Celinde — das andere gerade das Widerspiel: Das Trauerspiel in Tyrol.[7]) Niemahls habe ich ein Dichterwerk gelesen, das sich so ganz und gar an die Realität hielte (die Erscheinung des Engels ausgenommen, welche aber auch ohne alle Wirkung, ja verkehrt wirkend ist) und doch so ergreifend wäre. Es ist die Zeitung von 1809 — dramatisirt. Die Scenen, welche zwischen dem Vicekönig und Hofer oder andern vorgehn, sind nach meinem Gefühle die schönsten, wie denn Eugene die einzige wahrhaft poetische Gestalt in dem Stücke ist. Sie haben mich einst auf diesen Immermann aufmerksam gemacht, damahls kannte ich nichts als kleine Gedichte von ihm — mir sagt aber im Ganzen sein Wesen nicht zu, obwohl ich jenem Tyrolerstück seine Gerechtigkeit widerfahren lasse. Viel schöner, viel höher stehen mir — und wohl den meisten Menschen die Todtenkränze von Zedlitz, die er Ihrem Könige dedicirt hat. Die Tendenz der Gedichte finde ich so erhaben, so christlich. Es fällt mir immer dabey ein, was unser verklärter H. Collin einst von seinen Trauer-

spielen sagte: Sie sind die heitersten Dichtungen, denn sie lehren uns über Erdenschmerz und Tod hinaus in ein besseres Seyn blicken und daher selbst den Tod nicht fürchten. Wenn Sie jene Todtenkränze noch nicht gelesen haben, so bitte ich Sie es zu thun. Die einzige Ausstellung, die ich daran zu machen habe, ist das gar zu künstliche, südländische Metrum, welches unserer Sprache nicht recht homogen ist und der Deutlichkeit schadet, zumal beym Vorlesen.

Wie wahr ist, was Sie von unsern meisten modernen Schriftstellern sagen! wie wenig erscheint, was des Lesens werth wäre, was biethen uns die heurigen Almanache? Es ist lauter Mittelgut und darunter. Und seltsam! wenn ein besserer Kopf wie W. Müller, Hauff u. s. w. auftaucht, so nimmt ihn der Tod weg — wie bald verloren wir V. d. Velde und Hofmann! Es ist, als sollte nichts Rechtes mehr gedeihen. Aber auch so eine Litteraturfabrik, wie Sie mir an Cottas Unternehmung schilderten! das kömmt bald darauf hinaus, daß man mittelst Dampfmaschinen und Lithographien auch das Denken und zu Papierbringen betreiben wird. Jene Anstalt ist ja ganz fabriksmäßig eingerichtet, und der Geist wird für wenig, ja für Nichts gerechnet. So läßt sich endlich ein Buch wie eine Uhr zusammensetzen, wenn nur die Räder und Stifte genau gemacht sind.

Thibaudeau kenne ich persönlich, ein geistvoller Mann, der eine Weile in Wien lebte, aber nicht viel Accueil fand, weil man sich scheute mit einem sogenannten Regicide umzugehen — an jener Uebersetzung wird er wenig Freude gehabt haben, er spricht und liest ziemlich gut deutsch.[8])

Meine Schweden in Prag sind nun auch übersetzt. Ein Freund unseres Hauses, der ehemalige Ambassade-Secretär Graf de la Grange (der jetzt im Haag angestellt ist), der sehr geläufig deutsch spricht und in Wien oft zu uns kam, hat dieß unternommen und, wie mir scheint, recht gut, wenigstens sehr getreu ausgeführt.[9])

Sie erwähnen eines Briefes gar nicht, den ich Ihnen wenige Zeit vor dem, welchen Mde. Valentin ihnen brachte, geschrieben. Er war sehr lang und ausführlich, und ich hatte ihn nach Ihrer Weisung an Ihren Herrn Schwiegersohn: von Herder in Bayreuth adressirt. Er enthielt eben nichts Wichtiges, es thäte mir aber doch leid, so Vieles ganz umsonst geschrieben zu haben. Bonnstettens Briefe kenne ich nur aus einigen Fragmenten, die, wenn ich nicht irre, im Morgenblatt stehn.[10]) Von jeher hat sein Geist mich angesprochen.

Matthisons Reiseberichte dünken mich ohne großes Interesse. Vielleicht gehört er zu den Dichtern, die wie die Nachtigallen nur gut sangen, so lange sie jung und verliebt waren. Dann ist's vorbey, und die Hagebutten dieser Rosen sind trocken und ohne Geschmack.

Wegen des Kunstblattes und seinen Wünschen habe ich mit Graf Thurn gesprochen, der einige junge Schriftsteller kennt, welche sich mit solchen Urtheilen und Correspondenzartikeln befassen. Ich hoffe auf diesem Weg vielleicht etwas zu erhalten. Thurn selbst aber verläßt uns leider und geht, von seiner Bestimmung geführt, nach Ungarn. Meine Tochter und ihre Kleinen sind Gottlob wohl — uns Alten geht es auch, und schon deßwegen, gut. — Der Himmel gebe Ihnen eben diese Freude an Ihren Kindern, und nun leben Sie wohl. Nächstens wieder was und meinen Graner Brief. Gott segne Sie, meine Freundinn,

Ihre

Pichler.

Anmerkungen.

1.

[1]) Der Sohn des Obersten Baron von Engelhart. In den »Denkwürdigkeiten« II, 42 bemerkt Pichler: »Seine (Engelharts) Frau, eine der vorzüglichsten ihres Geschlechtes, deren Schwester und ihre beiden Brüder, alle vier höchst ausgezeichnete Menschen, trugen sehr viel zur Annehmlichkeit unseres kleinen Kreises bei . . . .« [2]) Johann Ludwig Deinhardstein, geb. zu Wien 21. Juni 1794, gest. daselbst 12. Juli 1859, dramatischer Dichter und seit 1829 Redacteur der Wiener Jahrbücher der Literatur, wurde nach Schreyvogel's Abgang vom Hoftheater Vicedirector und nach dem Eintritte Holbeins 1841 Referent bei der Censur-Hofstelle. Als das Bach'sche Theatergesetz erschien, wirkte D. als einer der literarischen Beiräthe des Statthalters, zu denen auch Hölzel und Straube zählten. [3]) Deinhardstein begann seine Wirksamkeit als Correspondent 1818 in Nr. 144, 146 und 148 des Morgenblattes mit einer Kritik über West's »Don Gutierre« und Kind's »Nachtlager in Granada«. Die Correspondenz ist unterzeichnet mit D. — — —. Als Correspondenten kommen 1818 noch vor: E. Horstig und Bd. (etwa Bernard). Auch scheint damals bereits Fr. Wähner Mitarbeiter des Morgenblattes gewesen zu sein. Anmerkung 1 zu Brief 5. [4]) Damit berichtigt sich Pichlers Bemerkung (»Denkwürdigkeiten« IV, 64), daß sie nie in ihrem Leben eine Recension geschrieben oder drucken lassen habe. [5]) Morgenblatt 1818, Nr. 122, Korrespondenznachricht, Wien, 29. April und Nr. 132, Korrespondenznachricht, Wien, am 12. Mai (wahrscheinlich von Wähner). [6]) Die Recension erschien 1818 im Morgenblatt Nr. 117 als Korrespondenznachricht aus Wien und lautet:

»Seit Langem hat keine Erscheinung in der dramatischen Welt, die Schuld selbst vielleicht nicht ausgenommen, so viel Aufsehen erregt,

als das Trauerspiel Sappho von dem Verfasser der Ahnfrau. Und, was noch seltener ist, der Beyfall, den es erhielt, ist beinahe allgemein, ohne die heftigen Reibungen und Widersprüche der Parteien, welche sein erstes Stück veranlasste. Sappho ist das Gespräch des Tages, nur Weniges wird getadelt, das Meiste mit Entzücken gelobt, auch sind schon mehrere Recensionen in verschiedener Ansicht erschienen, und bald wird das Ausland durch die Vorstellung selbst und durch Beurtheilungen mit dieser wunderbar schönen Blüthe österreichischer Dichtkunst bekannt werden. Viele werden darüber sprechen und schreiben, Plan, Charaktere, Sprache mit Gelehrsamkeit oder Unkunde, mit Liebe oder Neid auseinandersetzen. Mitten unter diesen verschiedenen Stimmen sey es mir vergönnt, auch mein Gefühl, nicht mein Urtheil auszusprechen, und den Eindruck zu schildern, den es auf mich gemacht hat.

Der Plan ist höchst einfach. Sappho lernt bei den Olympischen Spielen, in welchen sie den Kranz erringt, den jugendlich schönen Phaon kennen, den ihr Ruhm und der Zauber ihrer Lieder längst für sie eingenommen hat, und der blos um sie, welche seiner begeisterten Seele als das Urbild weiblicher Würde vorgeschwebt war, kennen zu lernen, nach Olympia kam. Nun sieht er sie, die, obwohl nicht mehr im Reiz erster Jugend, aber doch anziehend genug ist, um sein Ideal für den ersten Augenblick zu verwirklichen. Sie wird von seiner Schönheit, seiner Huldigung hingerissen, sie umfaßt ihn mit aller Tiefe und Gluth ihres Gemüthes, führt ihn nach Lesbos, und will Alles mit ihm theilen, was sie besitzt. Aber bald fängt Phaon an zu erkennen, daß er hier nicht an seinem Platze ist, er fühlt sich gedrückt, fremd. In diesen Augenblicken inneren Zwiespalts erscheint ihm die frische Jugendblüthe der einfach frommen Melytta, Sappho's fünfzehnjähriger Sclavinn, die jungen Herzen erkennen, nähern sich einander. Sappho's Eifersucht erwacht, Phaons Undank zerreißt ihre Brust, ihre Leidenschaft führt sie zu weit, sie vergißt sich und ihre Würde und gibt ihrem Verhältniß und Unglück eine Oeffentlichkeit, die ihr in den Augen ihrer Landsleute und der Welt nachtheilig werden muß. Das erweckt sie aus ihrer Betäubung. An den goldenen Säulen ihres Ruhmes richtet sich ihr Geist wieder auf, sie besiegt eine Leidenschaft, die ihrer unwürdig war, verzeiht Phaon und Melytten, verbindet sie, erhebt sich noch einmal in Odenflug zu den Göttern und stürzt sich dann im Angesichte des Volks vom Leukadischen Felsen ins Meer.

Die tiefste Leidenschaftlichkeit und die zartesten Gefühle, tragische Größe und idyllische Lieblichkeit wechseln auf wunderbar ergreifende Art in diesem Stücke, die drey Einheiten sind streng beobachtet, die zwey weiblichen Charaktere Sappho und Melytta, obwohl im schneidendsten Kontraste gegeneinander, ziehen uns doch, jede auf ihre Art,

mächtig an, und endlich vollendet eine edle Sprache und schöne sinnige Bilder den Zauber des Ganzen.

Dieß ist der flüchtige Umriß des Aeußern, wie er jedem Zuseher erscheint und gewiß jeden mehr oder minder ansprechen muß. Aber es liegt noch ein tieferer, geheimerer Sinn in dem Kunstwerk; ein Sinn, der wie ein düst'rer Grundton durch die volle reine Harmonie des Ganzen zieht, an vielen Stellen deutlich durchtönt, an den meisten, ja fast an allen ahnend empfunden werden kann. Das ist die Ansicht: daß die Kunst ihre Jünger nicht glücklich mache, daß die Göttergabe der Dichtkunst den Begabten auf einsame Höhen, fern von den Genüssen und Freuden der Menschheit, ja sogar fern von den reineren Seligkeiten der Liebe und Freundschaft stelle. Aus den wehmüthigen Klagen der Sappho, die mit ihren Gefühlen und Ansichten ein Fremdling in der sie umgebenden Welt dasteht, aus ihren Worten:

Es wohnt sich ängstlich auf der Menschheit Höhen — aus Phaon's Entschuldigung, daß er die einfache Melytta der großen Dichterin vorzieht:

Den Göttern Ehrfurcht und den Menschen Liebe — sowie noch an unzähligen anderen Stellen, geht diese deutlich hervor.

Eine traurige Bemerkung, wenn sie allgemein und gegründet wäre! Zum Trost für jene, denen der Himmel ähnliche Gaben schenkte, zeigt uns das Alterthum und die neue Zeit große Dichter und Künstler jeder Art, die dennoch als Menschen Glück fanden und genießen, bei welchen die Kunst und das Leben nicht entzweyt waren.

Sappho hat wohl hierin gefehlt, daß sie in schon verblühten Jahren den Jüngling, der ihr nur durch seine Schönheit und grenzenlose Bewunderung für sie wichtig geworden war, sogleich mit allem Feuer der Leidenschaft ergriff, und ihre eigene, aus seinem betäubten, geblendeten Wesen zurückgestrahlte Glut für die wahre Empfindung seines Herzens hielt. Das war ein Mißgriff, den nicht die Kunst, nur die Natur zu verantworten hat, indem es eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist, daß die Herzen der Frauen, in welche der unerschöpfliche Quell der Liebe gelegt ist, weil sie zu Müttern bestimmt sind, viel länger warm und jung bleiben, als die der Männer.

Da also Erfahrung und Nachdenken uns vom Gegentheil überzeugen, so bleibt ein desto wehmüthigeres Gefühl in uns'rer Seele zurück; das Gefühl, daß der Dichter nicht sowohl aus den Beobachtungen, als aus seinem eig'nen wunden Herzen geschöpft habe; daß der Götterfunke, der aus seinen Werken erhebend, begeisternd strahlt, schmerzlich in seiner Seele brenne, und daß er leide, indeß wir in den Freuden schwelgen, die er uns schafft. Je größer nun die Bewunderung für seine Kunstschöpfung, je höher bey genauerer Kenntniß die Achtung für

seine Persönlichkeit steigt, je tiefer und schmerzlicher wird in uns jene Empfindung, und wir verlassen das Haus mit verwundeter Seele nicht sowol um Sappho's, als um desjenigen willen, dessen Meisterwerk uns entzückt, während wir sein Schicksal betrauern müssen.«

2.

[1]) Josef Freiherr Hormayr zu Hartenburg, damals Direktor des geheimen Hof- und Staatsarchivs und seit 1816 Historiograph des kaiserlichen Hauses, wurde bereits im Winter 1801 auf 1802, als er noch Hofconcipist in der Staatskanzlei war, durch Haschka in Pichler's Haus eingeführt. — Seine »Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol« erschien 1806—1808 bei Cotta in Tübingen. — In politischer Hinsicht ist zu bemerken, daß H. 1800 zum Divisionscommandanten und Major der Tiroler Landwehr und 1809 zum Hofcommissär in Tirol und Vorarlberg ernannt wurde. Vertrauter des Erzherzogs Johann, gehörte H. der Tiroler Patriotenpartei an, deren Ziel dahin strebte, das Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien. Das zog ihm 1813 eine längere Haft in der Festung Munkacz zu, die nach Einigen bloß ein Scheinmanöver Frankreich gegenüber, nach Anderen aber die Folge einer Denunciation des Kreishauptmannes Roschmann gewesen sein soll, wonach H. als Theilnehmer einer Action bezeichnet wurde, die dahin gezielt haben solle, den Erzherzog Johann zum »König der Alpenländer« auszurufen. (Krones, Handbuch der Geschichte Oesterreichs, IV, 610). Die literarische Würdigung Hormayr's, bei Wurzbach, IX, 277—287. [2]) Vermuthlich ist unter Proteus der Redacteur Wilhelm Hebenstreit, ein Gegner Grillparzers, gemeint. [3]) Huber's Recension im Morgenblatt 1818, Nr. 289, hat folgenden Wortlaut: »Grillparzer's Sappho und Phaon.

»Bey dem Vielen, was wir über Grillparzer's Trauerspiel lasen, vermissen wir immer eine Frage, welche doch sehr billig berücksichtigt werden müßte: wie der Dichter selbst seine Charaktere aufgefaßt hat? Wir wagen, uns in Grillparzer's Seele versetzend, uns seine Sappho und seinen Phaon zu erklären.

Sappho ist eine verblühende Schönheit, welche sich bisher bewundern ließ, nun aber von Ruhm — vielleicht von Genuß gesättigt, sich nach Liebe sehnt. Der ihr am Alter angemessene Mann kann ihr diese nicht gewähren, der neue, von überspannter Bewunderung gegen sie hingerissene Jüngling bot ihr aber die Täuschung, geliebt zu seyn, dar. So widrig für die Zuschauer, so herabwürdigend für die ältere Geliebte ein solches Verhältniß ist, so hat der Irrthum von Seiten des Weibes doch seinen Grund in einer der schönsten Eigenschaften ihres

Herzens: er beruht darauf, daß das Weib immer mütterlich liebt, welches auch ihr Gegenstand sey. Auch Sappho's unselige Liebe hat also einen Zug schöner Wahrheit. Doch der Irrthnm entartet diese Eigenschaft und die alternde Geliebte wird abwechselnd dienstbar, um den Geliebten zu gewinnen (wie Sappho in den ersten Scenen) und despotisch, ihn festzuhalten, endlich noch überspannt im Kampfe ihres demüthigenden Bewußtseyns und der Sehnsucht ihres öden Herzens, wie wir Sappho von Grillparzer dargestellt sehen.

Phaon genoß durch Sappho das erste Entzücken der Sinne. Das Gefühl eines Jünglings, welcher dieses bei einer älteren Geliebten fand, ist eine zärtliche Dankbarkeit, die von Phaon zu Sappho durch jeden Zauber der Eitelkeit und des Reichthums gesteigert werden mußte. Wie ihm Melitta nachmals die wahre Liebe kennen lehrt, wie gleiche Jugend und angemessene Verhältnisse sie entwickeln, ist er anfangs nur erfreut, bis Sappho's eifersüchtige Herrschaft ihm sich selbst als ihren Leibeigenen zeigt; er fühlt plötzlich, wie sie, deren Alter es nicht zukam, ihn um die Blüthe des Entzückens betrog, wie sie besitzen will, was nur der jugendlichen Melitta hätte gehören sollen. Wie Sappho nun sogar Melitta bedroht, geht er in's reine Natur-Verhältniß über, er vertheidigt sich und sein Besitzthum gegen eine fremde Obermacht, und statt der alten Dankbarkeit schäumt Rache in seinem Herzen auf.

Ob wir Grillparzer's Ansicht des Charakters seiner Helden errathen haben, wissen wir nicht; allein diese von uns dargelegte vernichtete wenigstens einige Hauptvorwürfe, die man seinem Gedichte gemacht hat.«

3.

[1]) Unternacht Gedanken über den magnetischen Weltkörper im Erdkörper. Morgenblatt 1819, Nr. 1—4, 6—8, 10—12.
[2]) Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft 1890, S. 303, Anmerkungen zu Nr. 3 und Pichler's Denkwürdigkeiten III, 146.

4.

[1]) Therese Artner (als Dichterin unter dem Namen Theone bekannt), geb. 19. April 1772 zu Schnittau, gest. Agram 25. November 1829. Caroline Pichler lernte sie im Frühling des Jahres 1814 auf dem Gute des Grafen Szecheny in Zinkendorf kennen, wohin Artner mit der Familie des Grafen Zay zum Besuch gekommen war. Pichler gedenkt dieses Zusammentreffens in ihren »Denkwürdigkeiten«, III 17; ein Aufsatz über Therese Artner auch in Pichler's gesammelten Werken, 55. Bändchen, S. 193. — Von Artner's Epos: »Die Schlacht bei

Aspern« sind einige Bruchstücke 1812 in Hormayr's Archiv (Nr. 36 und 37) erschienen. Die Herausgabe des ganzen Werkes soll von der Staatskanzlei nicht gestattet worden sein. Im Morgenblatt fand 1820 (Nr. 20 und 22) der dritte Gesang (Tod d'Espagne's) Aufnahme.

[2]) Ein intimes Freundschaftsband umschlang Caroline Pichler mit Baronin (nachmals Gräfin) Zay von Csömör, als Dichterin auch unter ihrem Taufnamen Maria bekannt. Pichler war häufig Gast auf den Besitzungen ihrer Freundin zu Oedenburg, Bucsán und Zay-Ugrocz. Auf Schloß Ugrocz fand 1819 die Vermählung von Therese Artner's Schwester Wilhelmine mit dem Feldkriegscommissär v. Romano statt, der auch Caroline Pichler und viele Freunde der Familie Zay, darunter auch die Schriftstellerin M. Neumann von Meissenthal anwohnten. Zu gleicher Zeit traf dort nach seiner Rückkehr aus Gastein Franz Grillparzer ein. Pichler schreibt hierüber in den »Denkwürdigkeiten« (III, 153): »An einem recht regnerischen Abend aber kam, trotz der unfreundlichen Atmosphäre ein gar lieber und überraschender Besuch; Baron von Jetzer, ein alter treuer Freund des Hauses, damals Hauptmann im Generalstab, jetzt lange schon General, trat mit Grillparzer ein, dessen Ankunft uns ebenso erfreulich, als unvermuthet war, denn Niemand von uns Allen hatte seit langen von ihm etwas mehr gewußt, als daß er auf der Rückreise von Italien nach Gastein gegangen war.« In diesem Kreise las Grillparzer sein damals kürzlich vollendetes Gedicht »Abschied von Gastein« vor, »der — so fährt Pichler fort — seine ganze trübe, mit sich und der Welt zerfallene Stimmung ausspricht, und wie eine frühe Dämmernng den kurzen Tag seiner Heiterkeit verschlungen hatte. Mein glückliches Gedächtniß ließ mich Vieles, ja den größten Theil des freilich nicht langen Gedichtes behalten, besonders da ich es ihn später noch einmal sagen hörte. In mein Zimmer gekommen, schrieb ich mir sogleich auf, was ich behalten hatte; aber mir fehlte mancher halbe und sogar mancher ganze Vers, und zuweilen hatte ich ein entfallenes Wort durch eines von ähnlicher Bedeutung ersetzt. Als ich Grillparzer, als er einmal in unser Zimmer kam, meinen Diebstahl gestand, schien er nicht angenehm davon berührt; ob wegen meiner Kühnheit, ihm sein Gedicht aus dem Munde zu stehlen, oder wegen der schlechten Ersatzwörter — das weiß ich nicht. Er las, schüttelte den Kopf, ergriff die Feder und füllte die Lücken aus, die ich aus Mangel an Erinnerung hatte stehen lassen, und berichtigte die Ersatzwörter, und so besitze ich das herrliche Gedicht, halb von seiner Hand geschrieben und hebe es sorgfältig auf. Die trübe Stimmung verließ ihn auch nicht mehr während seines Aufenthaltes unter uns; aber sie that der Liebenswürdigkeit und Feinheit seines Betragens keinen Eintrag.« —

Das merkwürdige Schriftstück ist noch erhalten und gegenwärtig im Besitze des bekannten Forschers Herrn Alexander Posonyi in Wien. (Führer durch die Grillparzer-Ausstellung. S. 129.)

[3]) Houwald's Kranz von sieben Sonetten, betitelt: »Wach auf«, in »Urania«, Taschenbuch auf das Jahr 1820. Leipzig, bei Brockhaus. 504 Seiten.

5.

[1]) Johann Georg v. Cotta (geb. 19. Juli 1796, gest. 1. Februar 1863) war als württemberg. Legationssekretär und Legationsrath auch einige Zeit in Wien. [2]) Unter diesem Titel erschien in Leipzig 1795 bis 1796 ein Roman in drei Theilen von Prof. Ch. August Fischer. Pichler meint hier wahrscheinlich den Roman von Hermes »Sophiens Reise von Memel nach Sachsen«, dessen sie auch in dem Ueberblick ihres Lebens (Gesammelte Werke, 25 Bdch., 196) gedenkt: »Die Frau eines Landpfarrers, wie Pastor Groß in jenem Roman, oder wie Arnold Ludwig Blum in der Luise, zu werden, war das Ideal menschlicher Glückseligkeit für mich, als ich vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war.« [3]) Sir Charles Grandison, der dritte Roman Richardson's, erschien London 1753. 8 vol. [4]) Johann Jakob Dusch, geb. Celle, 12. Februar 1725, gest. 18. December 1787, wurde 1748 in Göttingen zum Dichter gekrönt und wirkte seit 1766 als Director des Gymnasiums zu Altona.

»Geschichte Karl Ferdiner's, aus Originalbriefen.« Breslau, 1776—1780, drei Bde. in 8⁰, neuerdings mit dem Titel: »Der Verlobte zweier Bräute.« Eine völlig neu gearbeitete Geschichte Karl Ferdiner's, Breslau und Leipzig 1785, 3 Theile in 6 Bdn. 8⁰.

[5]) Agathokles. 3 Theile. Wien, 1808. 8⁰. [6]) Der Corsar. Erzählung in drey Gesängen von Lord Byron. Aus dem Englischen übersetzt von Karoline Pichler, geborene Greiner. Wien, 1820. Gedruckt und in Verlag bey Anton Pichler. Mit einem Kupfer. — Jahrbücher der Literatur, IX. Bd. Intelligenz-Nachrichten. Goedeke verzeichnet, (III, 1336) eine Ausgabe im selben Jahre bei Liebeskind in Leipzig. Im Jahre 1820 erschien auch bei Hammereich in Altona eine deutsche Uebersetzung von Elise von Hohenhausen. [7]) Die Jungfrau vom See. Frey nach Walter Scott von Henriette Schubert. Leipzig, Brockhaus, 1819, 8⁰, 288 Seiten. Morgenblatt (Literaturblatt, 1820, Nr. 59). Im selben Jahre auch eine Uebersetzung mit historischer Einleitung und Anmerkungen von D. Adam Stork, Professor in Brünn. (Essen, bei Bädeker, LXV + 323 Seiten). 1822 eine metrische Uebersetzung von Willibald Alexis (Zwicken), 2. Auflage 1827, 3. Auflage 1829; ferner 1828: »Das Fräulein vom See.« Ein Gedicht in sechs Gesängen von Ferdinand Haas. Wien, 1828. Im Taschenbuch Aglaja

vom Jahre 1820, Uebersetzung eines Bruchstückes aus lady of the lake von Caroline Pichler. In einem Hefte des Jahres 1822 in dem Nachlasse Grillparzer's findet sich folgende Aufzeichnung: »Die Benennung Lady of the lake scheint in der Geschichte Artus ein Gattungsname zu seyn für die Art Wesen, die man in Deutschland Nixen nannte. Im Artus erscheinen mehrere ladies of the lake.« [5]) Hiezu Pichler's Bemerkungen über Walter Scott in ihren Denkwürdigkeiten, III, 77.

6.

[1]) Ueber Friedrich Wähner's Lebenslauf ist bisher nur wenig bekannt gewesen. Nach meinen Erhebungen ist Wähner in Anhalt-Dessau geboren; nachdem er das Studium der Theologie in Halle vollendet hatte, war er einige Zeit Lehrer der Philosophie am Berliner Gymnasium, kam 1813 nach Wien und unternahm im nächsten Jahre eine Fußreise nach Rom, von der er 1815 in sehr ärmlichen Verhältnissen nach Wien zurückkehrte, wo er theils als Privatlehrer, theils als Mitarbeiter an Zeitschriften wirkte. Er war längere Zeit auch Lehrer im Hause des F. M. Fürsten von Schwarzenberg. 1819 gründete er in Wien die Zeitschrift Janus, die jedoch nur kurze Zeit erschien. Nachdem er Wien verlassen hatte, begab er sich nach München. — Wähner war in Wien nächst Hebenstreit als Kritiker gefürchtet und wegen seines exaltirten Wesens auch gemieden. Aus einem Briefe an Deinhardstein geht hervor, daß Wähner auch Mitarbeiter an den österr. Jahrbüchern für Literatur war. [2]) Franz August von Kurländer, geb. zu Wien 1777, gest. daselbst 1836, dramatischer Dichter und Herausgeber eines Almanaches, der anfänglich (1811) unter dem Titel: »Almanach dramatischer Spiele für Gesellschafts-Theater«, vom 9. Jahrgang an als »Dramatischer Almanach« erschienen ist. [3]) Aglaja. Ein Taschenbuch (1815 bis 1832, Wien, Wallishausser) begründet von Joseph Sonnleithner, seit 1819 bis 1832 von Schreyvogel redigirt. Der sechste Jahrgang (1820) enthält Beiträge von Friedrich Treitschke, Johann Graf Mailath, J. C. Bernard, Karl Forster, C. A. West. (Des Helden Geist. Eine dramatische Phantasie.) Jos. Christ. Baron v. Zedlitz, J. F. Castelli, Th. Hell, Friedrich Kind, Deinhardstein, Al. Jeitteles, F. L. Z. Werner, Josephine von Perin, Therese von Artner, Georg von Gaol, Fr. Kuhn, Franz Grillparzer (An Bellinen, bey Übersendung einer Spielschuld, S. 132; Erinnerung, S. 176; Abschied von Gastein, S. 214; An die vorausgegangenen Lieben, S. 270; Der Bann, S. 278; Kennst du das Land, S. 286; Zwischen Gaeta und Capua, S. 291; Am Morgen nach einem Sturm, S. 293; Die Ruinen des campo vaccino in Rom; S. 363) und Caroline Pichler (Das Schloß im Gebirge, S. 3 ff; Im

Frühling, S. 84; Lebewohl, S. 186). Der Almanach ist mit sechs Kupfern von John geziert. [4]) Die ungleiche Heyrath. Erzählung von Therese Huber. Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1820. Cotta. Morgenblatt (Litteratur-Blatt 1819, Nr. 48). [5]) Der junge Mahler. (Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1821, S. 1—103.) [6]) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freyherrn von Hormayr und von Mednyansky. Erster Jahrgang 1820. Wien, Ant. Strauß. Mit Kupfern von Passini. 1811—1814 erschien unter demselben Titel ein Taschenbuch bei A. Doll in Wien. Der erste Jahrgang des Hormayr'schen Taschenbuches enthält ein Gedicht von Karoline Pichler: »Die Freunde«, ein »Weihgesang«, der (wie Hormayr anzeigt) zugleich als die beste Erklärung des dritten historischen Kupfers (Salm's Heldentod) gilt. Poetische Beiträge enthält der Jahrgang noch von Freiherrn v. Rothkirch, Freiherrn v. Zedlitz, Köffinger, Mathäus v. Collin, Werner. [7]) Baron v. Trott, Sekretär des württembergischen Gesandten Grafen Mandelsloh.

7.

[1]) Ulbrich Lebrecht Graf von Mandelsloh, königl. württemberg. Staatsminister, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am österr. Hofe. Caroline v. Pichler lernte ihn im Hause des Obersten Baron von Rothkirch kennen. [2]) Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld, Maler, geb. zu Leipzig 11. October 1789, gest. zu Wien 13. April 1853, kam 1804 nach Wien. Seine Beiträge für Almanache und Taschenbücher sind zahlreich. Von ihm sind auch die Vignetten für Armbruster's Ausgabe der deutschen Klassiker. . . Ausführliche Biographie bei Wurzbach, Bd. 31. — [3]) Almanach des dames. Tubingue chez J. G. Cotta, à Paris chez Treuttel et Wurtz. Erster Jahrgang 1817. Eine auserlesene Sammlung französischer Lyrik. [4]) Victor Aimé Huber, geb. 10. Mai 1800 in Stuttgart, gest. 19. Juli 1869 in Wernigerode, damals Mediziner, später Literarhistoriker und politischer Schriftsteller. [5]) Georg Forster kam Ende Juli 1784 auf seiner Reise nach Wilna, wohin er als Universitätsprofessor berufen wurde, nach Wien, wo er, wie aus seinen Briefen hervorgeht, in den besten Kreisen verkehrte und auch von Kaiser Joseph II. empfangen wurde. Seine Briefe sind voll Lob über Wien. Am 13. December 1784 schreibt er an seine Braut Therese: »Daß mir Wien gefiel, weil ich dort nicht sowohl Bewunderer (um bei Rousseau's und Rochefoucould's Antithesen zu bleiben, die sie anführen) als Freunde fand, weil das Land schön nnd die Stadt für einen Gelehrten vortheilhaft ist — leugne ich nicht, ich verließ in Deutschland keinen Ort mit schwererem Herzen.« Auch im Hause Greiner verkehrte

Forster. Vgl. Denkwürdigkeiten. I, 93. [6]) Albertine Adrienne Necker de Saussure, geb. 1766 zu Genf, gest. 20. April 1841, eine Nichte von Jakob Necker und Freundin der Stael. Das Werk: »Notice sur le caractère et les écrits de Mme. de Staël« erschien 1820. Von ihr ist auch die Uebersetzung: Cours de littérature dramatique de Schlegel. Genève et Paris 1804. 3 vol. . . Vgl. Senebier: Histoire littéraire de Genève und Vapereau: Dictionnaire universel des littératures. [7]) Zwei Kupfer zu Pichler's Erzählung: »Der junge Maler« von Schnorr del. Passini sculps.

8.

[1]) Sämmtl. Werke. XX.—XXIII. Bd. Wien, 1818 gedruckt bey Anton Pichler. Auch unter dem Titel: »Frauenwürde«, Erster bis vierter Band. Ein Nachdruck, ebenfalls in vier Bänden, erschien 1819 bei Liebeskind in Leipzig. Im Morgenblatte wurde dieser Roman in Briefform in einer Correspondenznachricht aus Wien (30. August 1818, Nr. 208) mit den Worten angezeigt, daß das Werk den Namen der Verfasserin an seiner Spitze zu tragen verdiene. In ihren Denkwürdigkeiten (III, 120) bemerkt Pichler, daß in diesem Romane der zweite Vers des Schiller'schen Spruches: »Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld«, ebenso durch Leben und Beispiel zeigen sollte, wie im Agathokles den ersten auszuführen ihre Absicht gewesen. Es sollte aus diesem Romane hervorgehen, daß auch die glänzendsten Eigenschaften, Talente, Geistesschwung und Herzensgüte nicht hinreichend seien, ein dauerhaftes Glück zu begründen, sobald sie nicht von Achtung für die Pflicht und strenger Befolgung derselben begleitet sind«. Pichler schöpfte diesen Roman unmittelbar aus dem Leben. Die Gestalt der Rosalia ist einem langjährigen Mitglied des Pichler'schen Kreises nachgebildet. [2]) Die Legende von der heiligen Ottilie. (Nach einer Straßburger Chronik). Morgenblatt 1820, Nr. 221, 222. [3]) Christiane Benedicte Eugenie Naubert, geb. 13. September 1756 zu Leipzig, gest. daselbst 12. Jänner 1819, Tochter des Professors Hebenstreit, fruchtbare Romanschriftstellerin, deren Werke mehr als 80 Bände umfassen. Ihre ersten Romane erschienen anonym und wurden häufig anderen zugeschrieben. [4]) Morgenblatt 1820, Nr. 183, 184, 186, 187, 190, 191, 193, 194, 199, 200, 201. [5]) Victor Aimé Huber erwarb am 4. November 1820 den medicinischen Doctorgrad an der Universität Würzburg, worauf er nach Stuttgart kam (Winter 1820 auf 1821) und sich sodann nach Paris begab, um seine Studien dort zu vollenden. [6]) Im Trentschiner Comitat. Pichler, Denkwürdigkeiten, III, 112: »Auf einer kleinen Anhöhe liegt das halb moderne Schloß, denn nur zwei Seiten des Vierecks, welches es bildet, sind von neuerem Bau,

etwa aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die zwei andern viel älteren lagen unbewohnt und unbewohnbar, dem Verfalle nahe.« . . . [7]) Georg Graf Thurn-Valsassina, geb. zu Prag, 3. Januar 1788, gest. zu Wien, 9. Februar 1866, nachmals Feldzeugmeister und Präsident des obersten Militärgerichtshofes, war Gesandter am königl. württemberg. Hofe von 1820—1825; er ist der Verfasser der Hymne: »Ja Deutschland, Deutschland, du wirst frei, nun will ich wieder freudig singen« (1812). Ein Theil seiner Dichtungen ist 1825 unter dem Titel: »Heimaths-Klänge. Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1825« (146 Seiten) in Wien bei Anton Strauß erschienen, worin (S. 110—146) auch Scenen aus einem noch ungedruckten Trauerspiele »Etheokles und Polinikes« aufgenommen sind. [8]) Heinrich Levin Friedrich Karl Reichsgraf von Wintzingerode, Sohn des württembergischen Staatsministers Georg Ernst von Wintzingerode, war durch längere Zeit Gesandter in Wien und wohnte auch dem Wiener Congresse an, wo er sich als Vertheidiger liberaler Grundsätze auszeichnete.

9.

[1]) Gabriele. Roman von Johanna Schopenhauer. 3 Thle., Leipzig, Brockhaus, 1810. — Erinnerungen von einer Reise durch England und Schottland. 2 Bde. 1813. Rudolstadt. Eine zweite Auflage Leipzig 1818. Der dritte Band unter dem Titel: »Reise durch das südliche Frankreich«, Rudolstadt 1817. Im Jahre 1818 erschien: »Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres«. — Die im lit. Conv.-Blatt 1821 (Nr. 79 und 105) veröffentlichten »Briefe zweier Freundinnen auf dem Lande über die Gabriele« lassen nach der Ortsangabe, »Schloß Z. 1821«, auf die Autorschaft Pichler's und Zay's deuten. [2]) Händel-Schütz (geb. 13. Dec. zu Döbeln, gest. 4. März 1848 zu Köslin), Mimikerin und Schauspielerin. [3]) Frauenleben, Roman von Caroline de la Motte Fouqué. 3 Theile Nürnberg 1818. [4]) Angezeigt in der bibliographischen Uebersicht der neuesten französischen Literatur. October 1820. Literaturblatt 1821, Nr. 16 (Beilage zum Morgenblatt): Coralie ou le danger de l'exaltation chez les femmes par Mme. Caroline Pichler. 3 Bde. in 12°. mit 3 Kupfern von Hocquart. »Der Name dieser geistreichen Frau Pichler ist in Frankreich vortheilhaft bekannt, und er reicht hin, ihren Schriften bey allen gebildeten Damen Zutritt zu verschaffen; sie hat an Mad. Elise Voiart eine fleißige und sorgfältige Uebersetzerin gefunden.« [5]) Johanna Isabella Poyer de Bottens, Baronin von Montolieu, geb. 7. Mai 1751 zu Lausanne, gest. 29. December 1832. Uebersetzerin zahlreicher deutscher und englischer Romane. Pichler, »Denkwürdigkeiten«,

IV, 11: »Beim Agathokles ließ sie Alles, was von Reflexion über Religion, über damalige Verhältnisse, Begebenheiten u. s. w. vorkommt, ohne weiters aus, und gab nur die Fabel des Buches, indem sie mich in einem übrigens recht freundlichen, ja mütterlichen Briefe — denn wir standen damals im Jahre 1814—1815 ungefähr in unserem Alter so zu einander — versicherte, daß sie diese Auslassungen und Veränderungen habe vornehmen müssen, um den Roman nach dem Geschmack ihrer Landsleute einzurichten.« — Von Montolieu sind noch andere Romane der Pichler übersetzt worden, darunter auch: »Die Belagerung Wiens 1683« unter dem Titel: »Siège de Vienne«, bei weitem treuer und naturgemäßer als Agathokles. — [6]) Die Erdennacht. Dramatisches Gedicht in 5 Abth. von E. Raupach, Leipzig 1820. [7]) Ivanhoe, einer der zuerst in Deutschland bekannt gewordenen Romane von Walter Scott. Mehr eine freie Nacherzählung als eine Uebersetzung ist K. L. Meth. Müller's »Ivanhoe«. Leipzig 1820, von dem 1823 eine dritte Auflage erschien. — Eine Uebersetzung hat 1822 auch Elise von Hohenhausen unternommen.

10.

[1]) Marie Elisabeth Baronin (später Gräfin) Zay von Csömör, geb. zu Tóth-Próna 1779, gest. zu Oedenburg 1842. Ihre Schriften erschienen gesammelt unter dem Titel: »Feyerstunden.« Brünn 1820 bis 1823. 1.—3. Bdchen. Später folgten noch 2 Bdchen.: »Neue Erzählungen.« — Eine Kritik über das zweite Bändchen (Lustspiele) im lit. Convers.-Blatt 1821, Nr. 113: »Briefe an Linna über die neueste belletristische Literatur.« [2]) Emmerich Baron (nachmals Graf) Zay studirte in den Jahren 1784—1787 in Leipzig. [3]) Erna, kein Roman. Herausgegeben von C. Altona 1820. [4]) Lodoiska und ihre Tochter. Von C. de la Motte Fouqué. 3. Bändchen. Leipzig 1820. [5]) Literar. Conversationsblatt 1821, Nr. 114: »Iduna, eine Morgenscene«, gezeichnet: — F. J. P. — Ein Morgengespräch zwischen einem Titularhofrath, seiner Gattin, seiner Tochter und einem Doctor der Philologie über die schriftstellerische Thätigkeit der Frauen und die Zeitschrift »Iduna, Schriften deutscher Frauen, gewidmet den Frauen. Herausgegeben von Helmina v. Chezy u. a.« (1. Bd., 1. u. 2. Heft, gr. 8°. Kretschmar 1820). Die betreffende Stelle lautet: ». . . der neueste Modehut aus Paris, das reichste Juwel würde nicht die Sensation machen, als wenn Caroline Pichler oder Therese Huber im einfachsten Kleide in einen Cirkel einträten! Ja, die! rief Flaminie . . . das sind nicht blos Schriftstellerinnen, es sind Frauen, ihr Schreiben ist, was dem Vogel der Gesang, er kann nicht anders und weiß nicht wie sein Lied entzückt. Solche unangefochtene, tactfeste Gemüther, deren Streben

dem Neid nie eine Blöße bot, nie die Gemeinheit ermuthigt, die möchten wohl, wenn auch als Nicht-Schriftstellerinnen glücklicher, als Frauen schwerlich ehrwürdiger und herrlicher gefunden werden!« — [6]) August Freiherr v. Steigentesch, geb. zu Hildesheim 12. Januar 1774, gest. zu Wien 30. December 1826, dramatischer Dichter und Generalmajor, war durch lange Zeit auch in diplomatischer Verwendung am dänischen und russischen Hofe. — Franz Graf von Kuefstein war in den Zwanzigerjahren Legationssecretär an verschiedenen deutschen Höfen.

11.

[1]) Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling, von Therese Huber. Leipzig, Brockhaus, 1821. Liat. Conv. Bl. 1821, Nr. 245. [2]) Klagen über die strengen Maßregeln der Wiener Censur finden sich in vielen Briefen, welche nach dem Auslande gerichtet sind. Auch Regine Frohberg bemerkt in einem Briefe vom 28. Februar 1816 an die Schopenhauer ... »ein Geistlicher wird schon gar nicht auf dem Theater gelitten. Sie machen Ihnen aus einem Bischof einen Kanzler wie nichts; unbekümmert, ob dadurch dem Stück aller Menschenverstand benommen wird oder nicht, und lassen diesen Kanzler Handlungen verrichten, die nur der obersten Geistlichkeit zustehen. Ich versichere Sie, man möchte bersten vor Aerger, wenn man das Alles mit ansieht!« [3]) »Wahre Liebe« in »Sämmtliche Werke von Caroline Pichler«, Bd. 32, S. 109. Zuerst erschienen im Taschenbuch für Damen 1822. [4]) Ein Narr des 19. Jahrhunderts. Von Heinrich Zschokke. Rhein. Taschenbuch. 1822, S. 151. [5]) Die Schlacht bei Fehrbellin (Prinz Friedrich von Homburg) von Heinrich v. Kleist, zum ersten Male im Burgtheater 3. October 1821 aufgeführt, erlebte nur vier Wiederholungen. Ueber das Publicum, das dieses Stück auszischte, bemerkt Castelli in der Dresd. Abdztg. (Nr. 290): »Der Hauptheld des Stückes war ihnen nun einmal gar nichts mehr, er war nämlich kein gewöhnlicher Komidienheld der polterte und lärmte, und daß er, der früher ohne Zagen sich in das Gewühl der Schlacht stürzte, sich dazu herbeiließ, um sein Leben zu bitten, als er zum Tode verurtheilt wurde, schien ihnen ganz inconsequent und erbärmlich. Kurz, der Charakter war ihnen ganz neu und fremd.« [6]) »Ueber die bevorstehende Aufführung des Prinzen von Homburg von Heinrich v. Kleist auf der Dresdner Bühne« (Dresd. Abdztg. 1821, Nr. 288). Der Zweck des Aufsatzes sei, die Leser aufmerksam zu machen, »damit ihr Vergnügen und ihre Theilnahme ungestört seyn möge, und sich nicht voreilig von dem trefflichen Werke abwende.«

12.

[1]) Roman von Staël-Holstein (1802). [2]) Vgl. Denkwürdigkeiten III, 155. [3]) Die Königinnen. Dramatisches Gedicht in 5 Acten von Raupach. Leipzig 1822. [4]) Napoleon in Exile, or a voice from St. Helena. The opinions and reflections of Napoleon on the most important events of his life and government, in his own words. By Barry E. O'Meara. London 1822. — O'Meara, den Napoleon auf dem Bellerophon kennen lernte; er trug ihm an, ihn in die Verbannung zu begleiten. O'Meara blieb als Wundarzt bis Ende Juni bei Napoleon, da er wegen Zwistigkeiten mit dem Gouverneur St. Helena verlassen mußte. [5]) Vor Pyrker's Rudolfias, bereits im Jahre 1810, sind im ersten Jahrgang des Hormayr'schen »Archives für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst« (Nr. 53, 55, 57, 59, 61, 72, 88) Plan und Fragmente einer Rudolphiade von Heinrich v. Collin erschienen. Pyrker's Plan der Rudolphias ist in Nr. 147 und 148 des Archivs vom Jahre 1823 mitgetheilt mit folgender Bemerkung Hormayr's: »Höchst erfreulich tritt im nämlichen Augenblicke der Sänger der Ahnfrau und der Sappho mit seiner Tragödie Rudolph und Ottokar hervor. Es ist ein schöner Beweis für die Würde und für die Reichhaltigkeit des Stoffes, daß so viele Zierden des Vaterlandes diesen Gegenstand erfaßt haben, aber auch des Reichthums und der Originalität ihres Genius, da jeder eben diesen Gegenstand bis in die kleinste Episode hinein, so ganz originell und völlig verschieden aufgegriffen hat.« [6]) Morgenblatt 1823, Nr. 1—4. »Bruchstücke aus dem noch ungedruckten Heldengedicht »Rudolphias«. Vom Verfasser der Tunisias. (Zweiter Gesang.) [7]) Hugo Franz Altgraf Salm-Reifferscheid-Krautheim, geb. zu Wien 1. April 1776, gest. daselbst 27. März 1836. Naturforscher und Schriftsteller, Gründer des Franzensmuseums in Brünn, Förderer der historischen Forschung in Oesterreich.

13.

[1]) Die Uebersiedlung von Stuttgart nach Augsburg geschah 1824 auf Wunsch Cotta's, da dorthin die Redaction des Morgenblattes verlegt werden sollte, ein Plan, der aber nicht zur Ausführung kam. Im Herbst desselben Jahres begab sich Therese Huber zu ihrer Tochter Louise Herder nach Baireuth, wohin Ende September auch ihr Sohn Victor Aimé kam. [2]) In der Alservorstadt. [3]) Louise, die längere Zeit von ihrem Gatten Emil von Herder, dem Sohne von Gottfried von Herder, getrennt lebte, hatte sich später wieder mit ihm vereinigt. [4]) Huber's Tochter aus erster Ehe Claire Forster, die sich 1805 im Alter von 15 Jahren mit dem in bayerischen Diensten stehenden Forst-

mann Greyerz vermählte. [5]) Jugendmuth. Eine Erzählung. Leipzig 1824. [6]) Die Belagerung Wiens. 3 Theile. Mit Kupfern. 1824. [7]) Durch ihre Uebersiedlung stand von nun an Therese Huber den unmittelbaren Redactionsgeschäften fern, auch war das Verhalten zu Cotta ein gespanntes geworden.

14.

[1]) Caroline Woltmann, geb. zu Berlin 1782, gest. daselbst 1847, die Gattin des Historikers Carl Ludwig Woltmann, mit dem sie 1813 nach Prag kam, wo sie bis Ende der zwanziger Jahre blieb und eine reiche literarische Thätigkeit entfaltete. Dort gab sie auch 1824 ein belletristisches Blatt, »Der Kranz«, heraus. [2]) Egon Ebert, der zu Pelzeln's Freunden in Prag zählte, wie Professor Gerle, der Historiker Palacky, der Dichter Marsano, der Arzt und Schriftsteller Professor Bischof. [3]) Wilhelmine Christine v. Chezy, geb. v. Klenke (geb. Berlin 26. Januar 1783, gest. Genf 28. Februar 1856). Pichler schildert sie in ihren Denkwürdigkeiten (IV, 9 ff.) als eine kleine, untersetzte Frau mit sprechenden Augen und freundlichen Zügen, die in früheren Jahren hübsch gewesen sein mochten, denen man aber jetzt nicht blos die Spuren vorgerückten Alters, sondern auch einer nicht sorgenfreien Existenz ansah. Ihr sonderliches Wesen, ihre Nachlässigkeit in der Kleidung, ihr ungeregeltes Leben ließ sie in Wien, wo sie seit 1823 einige Jahre Aufenthalt genommen, anfänglich nur wenige Freunde finden, aber ihre Bildung und ihre Gutmüthigkeit erweiterten sehr bald den Kreis ihrer Bekannten, zu welchen ersten Pichler und Schlegel, auch Bauernfeld, Castelli, Deinhardstein, Feuchtersleben und Schubert gehörten, der zu ihrem Drama »Rosamunde«, das am 20. December 1823 zum ersten Male im Theater an der Wien aufgeführt wurde, die Musik geschrieben hatte. Auch mit Dessauer stand sie im Verkehr; er hat ihre Wanderlieder, die sie 1826 auf einer Fußreise von Wien nach Aussee gedichtet hatte, in Musik gesetzt. [4]) Wilhelm v. Chezy (geb. 21. März 1806 zu Paris, gest. 14. März 1865 zu Wien im Allgem. Krankenhause) war Romanschriftsteller und Journalist; der jüngere Sohn Max (geb. 25. Januar 1806 zu Paris, gest. 14. December 1846 in Heidelberg) Maler; er besuchte auch die Malerakademie in Wien und setzte seine Studien 1829 in Paris fort.

15.

[1]) Stephanie Felicité Ducrest de St. Aubin, Marquise von Sillery, Gräfin von Genlis, ehemals Gouvernante der Kinder des Herzogs von Orleans. Sie schrieb außer Romanen, von denen viele

von Hell, K. L. Müller, H. Zschokke ins Deutsche übersetzt wurden, auch »Memoires sur le XVIII[e] siècle et sur la révolution française. Paris 1825. 10 vol. (Vapereau. Dictionnaire Universel des littératures) 1869: »Publication scandaleuse à propos de laquelle on a dit que l'auteur, comme les mauvaises dévotes, confessait les péchés de tout le monde, excepté les siens . . .«

16.

[1]) Klosterberuf in »Erzählungen von Therese Huber«. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. (V. Aimé Huber). 6 Theile. 8⁰. 1830—1833. Bd. 1. [2]) Im zweiten Bändchen der »Erzählungen« von Th. Huber. Braunschweig 1801—1802.

17.

[1]) Ueber die Familie Pelzeln vgl. Denkwürdigkeiten IV, 1. [2]) »Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald im Sommer 1826«. (Morgenblatt 1826, Nr. 257—263, gez. Th. Huber.) — »Gleich und Gleich gesellt sich«. (Morgenblatt 1826, Nr. 261—275, gez. Th. Huber.) [3]) »Bug Jargal. Eine Erzählung aus den Zeiten der Neger in Peru und in Haity«, im Stuttgarter Morgenblatte 1826, Nr. 76—95, nicht unterzeichnet. In Nr. 76 hiezu die Anmerkung: »Dieses ist der Titel eines kleinen Romans, der bald von einer geschickten Hand in einer Uebersetzung erscheinen wird. Wir drängten ihn hier in seine Hauptmomente zusammen. D. U.« Heinsius verzeichnet Bd. 7, 2. Abth., Suppl. Spalte 12: »Bug Jargal. Eine Erzählung aus den Zeiten der Negerempörung auf Sanct Domingo, vom Verfasser des Han d'Islande. Aus dem Franz. 8⁰. München 1826, Lindauer.« Der Original-Roman Victor Hugo's erschien 1825. [4]) Vgl. S. 260, Anmerkung zu Nr. 137. [5]) Pichler erwähnt in ihren Denkwürdigkeiten IV, 71, 72 der Begegnung mit diesem »sehr gebildeten und mit dem classischen Alterthum vertrauten jungen Manne, den eine edle, wiewohl düstere und ernste Haltung auf den ersten Blick auszeichnete, und der bei näherer Bekanntschaft einen ebenso düsteren, ernsten Geist, verbunden mit würdevoller menschenfreundlicher Gesinnung bewährte«. [6]) Ellen Percy, oder Erziehung durch Schicksale. Von Therese Huber. 2 Theile. Leipzig, Brockhaus, 1822.

18.

[1]) Johann Karl Ludwig Schorn, geb. 9. Juni 1793 zu Castell, gest. 17. Februar 1842. Redacteur des Kunstblattes (Beilage zum Morgenblatt), 1826 Professor der Kunstgeschichte an der Akademie und

Universität in München; 1833 nach Weimar berufen. [2]) Die Wiedereroberung von Ofen. Wien 1829. III. 8. [3]) Der Aufsatz »Der Kirchenbau zu Gran« erschien 1828 im Kunstblatt Nr. 23—27 und ist gezeichnet mit — e —. [4]) Die Uebersiedlung Hormayr's nach München im Jahre 1828 erregte in den Wiener Kreisen großes Aufsehen. Pichler bemerkt in ihren Denkwürdigkeiten IV, 93: »Schon ein oder zwei Jahre früher hatte er eine Reise nach München gemacht und war vom Könige gnädig aufgenommen worden. Aber durch andere Personen, und hauptsächlich durch meine vieljährige Freundin und Correspondentin Therese Huber erfuhr ich, daß die Stimmung in München ganz gegen ihn sei. Dennoch setzte er seinen Plan durch, trat in bayerische Dienste, und ward in München nach kurzer Zeit ebensoviel angefeindet, als in der letzten Zeit hier, und in böse Händel verwickelt.« [5]) Leopold Schefer (geb. 30. Juli 1784, gest. 16. Februar 1862) hielt sich einige Zeit in Wien auf, wo er Musik studirte; er erscheint auch als Mitarbeiter an der Aglaja und ist durch Beiträge vertreten im Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, ferner in: Huldigung der Frauen, — Rosen, — Frauentaschenbuch, — Urania, — Penelope, — Vergißmeinnicht, — Helena, — Rheinisches Taschenbuch. [6]) Die Deportirten. Eine Erzählung im Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1824. [7]) Cardenio und Celinde. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin 1826. — Das Trauerspiel in Tyrol. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Hamburg 1828. [8]) Gemeint ist die bei Cotta erschienene deutsche Uebersetzung von: Histoire générale de Napoléon Bonaparte, de sa vie privé et publique, de sa carrière politique et militaire, de son gouvernement et de son administration, deren Verfasser Graf Thibaudeau ist. [9]) Graf de la Grange wurde 1825 durch den Legationssecretär der französischen Gesandtschaft als dessen Nachfolger im Hause Pichler eingeführt. Die Uebersetzung der »Schweden in Prag« unternahm er gemeinschaftlich mit seiner Frau. Denkwürdigkeiten IV, 70 und 88. [10]) v. Bonstetten, Carl Victor. Briefe an Matthisson. Hsg. von H. H. Füßli, gr. 12°., Zürich 1827, Orell. Eine Besprechung hierüber im Literaturblatte zum Stuttgarter Morgenblatt 1827, Nr. 49, gezeichnet: H. W — m. Desgl. im Archiv für Geschichte (Hormayr) 1827, Nr. 140, 141, nicht gezeichnet.

Miscelle zum zweiten Theil der Vließ-Trilogie.

Der erste Akt der »Argonauten« enthält bezüglich der scenischen Angaben einen Widerspruch, auf den meines Wissens bis jetzt an keiner Stelle hingewiesen wurde, und über den auch Lichtenheld in seiner mit zahlreichen Anmerkungen versehenen Schulausgabe der Vließ-Trilogie ohne jede erläuternde Notiz hinweggeht.

Die Decorationsangabe zu Beginn des ersten Aktes ist folgende: »Kolchis. — Wilde Gegend mit Felsen und Bäumen. Im Hintergrunde ein halbverfallener Thurm, aus dessen oberstem Stockwerke ein schwaches Licht flimmert. Weiter zurück die Aussicht auf's Meer. — Finstere Nacht.« Diese Angabe kann nur so verstanden werden, daß der Thurm sich auf der Bühne selbst befindet, bezw. auf dem Platze gedacht ist, wo die handelnden Personen auftreten, während das Meer erst eine Strecke weiter nach hinten beginnt.

Diese Auffassung wird bestätigt durch die Bühnenanweisungen im Folgenden, denen überall die Anschauung zu Grunde liegt, daß der Thurm unmittelbar von dem Standpunkt der redenden Personen aus zu erreichen ist. Als Medea aus dem Thurme herausgerufen werden soll, heißt es:

Absyrtus (ans Thor schlagend). Holla ho! 2c.

Medea kommt alsdann nach V. 81 »aus dem Thurme«, Aietes und Absyrtus gehen nach V. 228 »beide ab in den Thurm«, ebenso Medea nach ihrem Monologe V. 259 »ab in

den Thurm«. Nun treten Jason und Milo auf. V. 338 heißt es:

Jason (der indeß den Thurm betrachtet hat).
Ja, ich will hinein!
Milo. Wohin?
Jason. Dort in den Thurm!
Milo. Mensch, bist du rasend?
2c.

Am Schluß der Scene aber befindet sich mit einem Male zwischen dem Thurme und dem Standpunkte der redenden Personen — das Meer. Als Jason seine Absicht kundgibt, den Thurm zu betreten, sagt Milo V. 355:

Doch wie gelangst du hin?
Jason. Siehst du? dort drüben
Gähnt weit ein Spalt im alternden Gemäuer;
Das Meer leiht seinen Rücken bis dahin,
Und leicht erreich' ich's schwimmend.
Milo. Höre doch!
Jason. Leb' wohl!
Milo. Laß' mich statt dir —
Jason. Auf Wiedersehn!
(Springt von einer Klippe ins Meer.)
Milo. Er wagt es doch! — dort schwimmt er! — Thut es doch
Und läßt mich schmälen hier nach Herzenslust!

2c.

Der Widerspruch ist deutlich. Wie ist derselbe zu erklären? — Jedenfalls zeigt er, daß Grillparzer keine klare Vorstellung von dem scenischen Bilde hatte, das er sich als Hintergrund für diese Scene dachte. Das ist allerdings sehr auffallend, da wir an Grillparzer sonst einen scharfen Blick für das Scenische gewohnt sind.

Die Bühnenaufführung wird sich am besten dadurch helfen, daß sie die Stelle, welche vom Durchschwimmen eines Meeresarmes spricht, einfach streicht und nach Jasons Worten:

Hier ist nicht Gefahr,
Als im Verweilen. Keine Worte weiter!

unmittelbar fortfährt:

Jason. Leb' wohl!
Milo. Laß' mich statt dir —
Jason. Auf Wiedersehn!
(Ab in den Thurm.)

Milo. Er wagt es doch! — da geht er! — Thut es doch
Und läßt mich schmälen hier nach Herzenslust!
Ein wackres Herz, doch jung, gewaltig jung!
Hier will ich steh'n und seiner Rückkehr harren,
Und geht's auch schief, wir hauen uns heraus.
(Lehnt sich an einen Baum.)

Daß Milo dem Freunde in den Thurm nicht folgt, wird dadurch allerdings, daß kein Meeresarm zu durchschwimmen ist, noch auffallender. — Uebrigens sei bezüglich des Schlusses dieser Scene, wo ein Freund den andern abhalten will, sich dem Meere zu vertrauen, an die völlig entsprechende Situation in »Des Meeres und der Liebe Wellen« (Akt IV) erinnert.

Ein ähnliches Versehen, wenn auch von geringerer Tragweite, findet sich in der zweiten Scene des ersten Aktes der »Argonauten«, die im »Innern des Thurmes« spielt.

Dieselbe beginnt damit, daß Jungfrauen Altar und Opfergefäße ordnen; eine Jungfrau tritt ein und meldet das Nahen Medeas. Darauf die Bühnenanweisung »Alle ab mit den Lichtern«. Es folgt der Monolog Jasons, der Medeas, die erste Begegnung zwischen beiden. Dann stürzen aus dem Haupteingange Bewaffnete ein, mit ihnen Absyrtus. Jason schlägt sich durch, verfolgt von Absyrtus und den Bewaffneten, der Akt schließt:

Medea (die unbeweglich mit gesenktem Haupte gestanden, hebt jetzt Kopf und Augen empor.) Götter!
(Ihre Jungfrauen stehen um sie.)

Woher kommen die Jungfrauen mit einem Male? Dieselben sind nach der Bühnenanweisung V. 366 alle abgegangen und wurden seitdem mit keinem Worte mehr erwähnt. Sollte

der Dichter auch hier die Situation des Bühnenbildes nicht deutlich vor Augen gehabt haben? — Man könnte sonst nur annehmen, daß mit V. 475 nach Grillparzer's Absicht mit den Bewaffneten zugleich die Frauen hineindringen sollten und daß die betreffende Bühnenanweisung vergessen wurde. — Für die Aufführung dürfte es sich jedenfalls empfehlen, das abermalige Erscheinen der Jungfrauen am Schlusse dieser Scene wegzulassen. Die Wirkung des den ersten Akt schließenden Bildes ist ohne Zweifel ruhiger und edler, wenn Medea sich mit ihrem Schlußworte allein auf der Scene befindet.

Karlsruhe.

Eugen Kilian. *)

---

*) Im Interesse der freien Meinungsäußerung veröffentlichen wir diese Bedenken unseres geehrten Mitarbeiters, fühlen uns jedoch verpflichtet darauf hinzuweisen, daß die Thurmfrage unseres Erachtens keine Schwierigkeiten bietet. Der Thurm befindet sich seitlich auf der Bühne selbst und erstreckt sich bis hart an das Meer, welches den Hintergrund der Bühne abschließt. Nach dem Eintritt des Königs mit Absyrtus, sowie Medeens wird die Pforte wieder verschlossen. Durch diese kann also Jason keinesfalls eindringen, hingegen bemerkt er vom Ufer aus einen Spalt in jener Mauer des Thurmes, welche das Innere desselben vom Meere scheidet. Er eilt also ans Meer, das im Hintergrund sichtbar ist, springt hinein und erreicht schwimmend diese einzige Oeffnung, welche den von der Landseite verwehrten Zugang gestattet. In dieser Scenirung wird das Werk auch im Hofburgtheater gegeben, ohne daß je ein Zweifel an der Richtigkeit derselben aufgetaucht wäre, der auch uns ausgeschlossen scheint.

Prolog.*)

Vor fünfzehn Lustren war's, in diesem Hause,
Da schritt zum ersten Mal aus ihrer Nacht
Die Ahnfrau her. Es werden Wen'ge sein
Der Zeugen, die noch athmen Erdenluft.
Ein Pilger, der durch fünfzehn Lustra zog,
Kommt müd' an ihrem Ende an und späht
Schon oft und trüb, ob ferne noch das letzte Ziel;
Doch was ein Auserles'ner schuf, ein Geist,
Gesandt, in dieser Nacht ein Stern zu sein,
Das löscht der Odem nicht der Stunden aus:
Weltüber wandelt's, und die Woge muß
Das Licht zu allen Zeitenfernen tragen,
Das heil'ge, das der Sturm nur — fachen darf!

Erprobt es heute —! Was aus einem Herzen
Gedrungen, das die Pulse alle schlug,
Das kühne Lied, das einst ein Mund gesungen
Voll Macht und Milde, Wort- und Toneszauber,
Es wird sich jünger, klarer offenbaren,
Das Werk, als unsern Vätern einst vor Jahren.
Denn reiner ist seither die Zeit geworden,
Und heller worden ist des Menschen Tag,
Und mancher Enkel kehrt im Haus der Musen
Voll Andacht jetzt und Menschenwürde ein,

*) Am 31. Januar 1892 hätte zur Erinnerung an die vor 75 Jahren erfolgte erste Aufführung von Grillparzer's »Ahnfrau« im Theater a. d. Wien eine Festvorstellung stattfinden sollen, die aber wegen Krankheit des Frl. Sandrock unterbleiben mußte. Die Redaction hat sich verpflichtet gefühlt, den im Auftrage der Grillparzer-Gesellschaft für diese Feier von Hermann Hango gedichteten Prolog, den der Hofschauspieler Herr Reimers hätte sprechen sollen, in das Jahrbuch aufzunehmen.

Dem noch der Ahn' im tiefsten Dunkel lag —
Und gerne lag! Es stehen näher jetzt
Der Kunst die Geister, ob auch stärker oft
Des Weltgewoges Brandung zu ihr schlägt
Und dunklen Schaum statt Perlen opfernd wirft
Empor an ihres Heiligthumes Säulen.
Wir heute ehren sie und ehren höher
Der Göttin Priester, als es jene Zeit
Gepflogen mit so manchem bestem Sohn,
Die Zeit, von der der Ahnfrau Dichter sprach,
Daß fernherkommend er sie nur durchschreite —
Um einzugeh'n in eine and're Zeit.

Im »Elend« wohnend, wie des Volkes Mund
Die Gasse nannte, elend wohl im Herzen,
Wenn auch ein Feuergeist ihn schon bewegte,
So schuf er einst sein erstes Werk und gab
Es zögernd nur der Welt — noch ahnend nicht,
Wie hoch der Sendung Geist ihn einstens führe.

Und waren damals jung noch seine Jahre,
Es war ihm eigen schon der Seherblick,
Und eigen schon die Lust, ins Herz der Menschen
Hinabzutauchen nach der Menschheitsperle —
Der Menschenseele! Kundig war er früh
Des Weltleids, wie des eig'nen, und es schlug
In seiner Brust ein Herz, des Mitleids voll.
So kamen gern denn auch, als er sie rief,
Dem jugendlichen Mann schon hergeschritten
Aus Lebensreichen irdische Gestalten
Und warden willig in dem Zauberkreis
Der Dichtung Träger ewiger Gewalten.

Zornvoll, ein stolzes Haupt emporgeworfen,
Sowie ein Edelwild, versehrt vom Todespfeil,
In angeborner Größe herrlich ragend
Und heldengroß in aufgelad'ner Qual,
Trat Jaromir aus Waldesnacht zum Dichter
Und sprach: »Ich bin die Kraft, verirrt auf Erden,
Ich bin die Schuld — o sei mir du ein Richter!«

Noch hatte nicht der Genius dem Armen
Ein Wort bereit, da trat in junger Schönheit,
Seraphisch schön ein Weib voll Kraft und Milde
Heran und sprach: »Verirrter, du bist mein,
Und dein bin ich; es ist mein Amt, auf Erden
Zu lösen Schuld und Fluch — ich bin die Liebe!«

Und doch —! Ob auch das Herz dem Dichter bebte,
Ob ihm auch graute vor der eig'nen Einsicht
Und ob er selbst litt um das edle Paar,
Das er beseelt mit seiner Seele hatte,
Das alles Glück aus seiner Hand empfangen —
Er trug es doch und spürte tief es innen:
Es ist die Liebe noch die Sühne nicht!
Es ist der Mensch so einzig auserkoren,
So höher, als was sonst im Kampfe steht,
Daß er dem Zufall darf kein Glück verdanken,
Dem Schicksal schulden keine Gunst und Not:
Er muß, er selbst, es sein in seinem Mute,
Der siegt — siegt oder stirbt allein durch sich.
Und nicht der Stärkste darf es wagen,
Zur Willkür Willensfreiheit zu erniedern —
Sonst wirkt weithin, wie ein Gesetz, ein Trieb
Der unbelebten Schöpfung seine That
Und weist im Sohn noch auf den Ahn zurück;
Denn Niemand lebt allein für seinen Tag,
Ein unsichtbares Band knüpft strenggezogen
Zu einem Ring Vergangenheit und Zukunft.
Die Liebe selbst, die Liebe darf nicht greifen
Dem Recht in seine ehern-starren Zügel —
Auch über sie geht stampfend das Gespann.
Da schwebte denn, vom Dichter her entboten,
Die bleiche Ahnfrau aus der dunklen Klause,
Sowie ein Lenzreif auf verfrühte Fluren,
Und schied den frohen Bund der jungen Herzen
Mit Geisterhand: »Zurück —!« sprach sie zur Schuld.
Es bau' ein Friedenloser sich kein Haus,
Sonst mauert er den Sturm in seine Wände,
Sonst fordert er die Blitze auf sein Dach,
Sonst gräbt er Schlangen ein in seine Schwelle.

»Zurück —!« und wie der Eichbaum fiel die Schuld;
»Zurück —!« und wie ein Blüthenschauer sank
Die Liebe welk herab vom Lebensbaum . . .

Dann wehte Himmelsfrieden auf den Plan,
Und ein's noch sprach der Geist, versöhnten Mundes,
Daß Alle, die erschüttert ringsum standen,
Die heil'ge Kunde neugestärkt empfingen:
»Ich bin die Sitte, Hüterin des Rechts,
Die ew'ge Ahnfrau alles menschlichen Geschlechts!«

Hermann Hango.

Berichtigungen und Nachtrag.

S. 4 Z. 1 v. o.: der Geschichte
S. 36 Z. 7 und 8 v. o.: eine Art Held
S. 50 Z. 13 v. o.: das Thema.
S. 76 Z. 14 v. o.: Freunde
S. 119 Z. 3 v. u.: kriechender
S. 132 Z. 5 v. o.: für den Müden
S. 142 Z. 4 v. o.: Theilen
S. 142 Z. 5 v. u.: gewöhnlichen
S. 153 Z. 12 v. u.: die drei Damen,
S. 167 Z. 1 v. u.: bekommen, wenn
S. 215 Z. 1 v. o.: Das wäre es!
S. 224 Z. 10 v. u.: in ein hiesiges Blatt,
S. 234 Z. 1 v. u.: in crudis
S. 237 Z. 11 v. o.: in einer Tagebuchstelle
S. 238 Z. 14 v. o.: Hekabes Klage.
S. 243 Z. 9 v. u.: Feder
S. 244 Z. 10 v. o.: stellt er Untersuchungen an
S. 244 Z. 2 und 3 v. u.: Erster Jahrgang, Brief 124.
S. 249 Z. 4 v. u.: Der Name Khüeny. (So zu lesen auch in den folgenden Zeilen.)
S. 256 Z. 11 v. u.: Zwanziger Jahre
S. 258 Nr. 133: Anmerkung 1 auf Seite 259 Z. 19 und 20
S. 259 Z. 3 v. o.: Gedichtet in Alexandrinern
S. 263 Z. 17 v. o.: Nr. 176—179
S. 263 Z. 18 v. o.: Lemberts Taschenbuch
S. 293 Z. 6 und 7 v. o.: December 1819 und Jänner 20
S. 308 Z. 9 v. o.: nun
S. 315 Z. 4 v. o.: Übertritts

(Zu den Tagebuchblättern.) Von den in diesem Jahrbuche (III. Jahrgang) mitgetheilten Blättern sind die Stellen 44, 52 und 83 bereits in der Gesammt-Ausgabe, Nr. 89 im zweiten Jahrgange des Jahrbuches veröffentlicht. Von den theils bei Laube theils bei Sauer gedruckten Stellen ist, wie schon im Vorberichte bemerkt wurde, nur ein sehr geringer Theil des Zusammenhanges wegen wiederholt worden.

Bericht

über die dritte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft

(14. Februar 1892)

nebst einer Uebersicht der Vereinsthätigkeit im Jahre 1892.

Verfaßt von **Dr. Emil Reich.**

Die dritte ordentliche Jahresversammlung wurde Sonntag, den 14. Februar 1892 im großen Magistratssaal des neuen Rathhauses, welchen Bürgermeister Dr. Prix wie in den Vorjahren freundlichst zur Verfügung stellte, abgehalten, nachdem die Einladung zu derselben satzungsgemäß durch Ankündigungen in den Wiener Tagesblättern stattgefunden hatte. Der Besuch war ebenso stark als 1891, auch diesmal waren viele Damen unter den Anwesenden.

Um $^1/_4$ 12 Uhr Vormittags eröffnete der Obmann, Hofrath Professor Dr. Robert Zimmermann, die Sitzung mit einer geistvoll pointirten Rede, in welcher er einen Rückblick auf das verflossene Vereinsjahr gab, besonders der großen Festlichkeiten gedachte, durch welche Grillparzer allerorts geehrt worden sei; diese Feste seien nun verrauscht, unverlierbarer Besitz und bleibender Genuß aber seien zurückgeblieben. Mit der allgemeinen Anerkennung, die ihm bei seiner Säcularfeier gezollt wurde, sei Grillparzer gleichsam größer geworden, so wie seine Vaterstadt in demselben Jahr gewachsen sei. Auch in Groß-Wien werde sein Angedenken heilig gehalten werden.

Der Vorsitzende theilt sodann mit, daß der Cassier, Herr Dr. Edmund Weissel, durch einen Todesfall in seiner Familie am Erscheinen verhindert sei, weshalb der Schriftführer auch den Cassenbericht verlesen und etwa erforderliche Auskünfte ertheilen werde. Auch der Reichsrathsabgeordnete Herr Dr. Heinrich Jaques hat sein Ausbleiben mit dringlichen parlamentarischen Geschäften entschuldigt.

Hierauf verlas der Schriftführer, Privatdocent Dr. Emil Reich, den folgenden Rechenschaftsbericht des Vorstandes der Grillparzer-Gesellschaft über das Jahr 1891:

Geehrte Versammlung!

Das Jahr 1891, über welches wir Ihnen heute zu berichten haben, bildet einen bedeutungsvollen Markstein nicht blos in der Entwicklung unserer Gesellschaft, sondern vor Allem in der Geschichte der wachsenden Anerkennung, welche dem Dichter Grillparzer immer mehr bei den Gebildeten aller Völker gezollt wird. Es ist das Festjahr Grillparzer's, für die Vorkämpfer seines Ruhmes das heilige Jahr, nicht so sehr, weil es die hundertste Wiederkehr des Tages brachte, an welchem Oesterreichs größter Poet geboren wurde, sondern weil an diesen Gedenktag anknüpfend in den verschiedensten Orten und entlegensten Gegenden das Bewußtsein dessen, was zunächst die deutsche Nation, sodann aber auch die Freunde deutscher Art und Kunst unter fremden Völkern an unserem Dichter besitzen, zu lebendigstem Ausdruck kam. Es ist kein geringes Wagniß, wenn schon ein volles Jahrhundert vorüberrauschte, seit ein Mann in dies Leben trat, wenn seine Generation längst im Grabe ruht, bei den Enkeln und Urenkeln des Geschlechtes, welches seine ersten Erfolge sah, das Angedenken an diesen Dichter und seine Schöpfungen mit dem Anspruch zu erneuern, ihn als einen noch jetzt wirkenden Factor unserer Cultur anzuerkennen. Wie viele, einst hochgepriesene Poeten sind, wenn das Säculum verrann, bereits so vollständig vergessen, daß Niemand an eine Feier denkt, bei wie vielen anderen, die von übereifrigen Bewunderern aus solchem Anlaß aus dem Reich der Schatten ins helle Tageslicht gezerrt werden, weht es uns wie Moderduft entgegen, statt zu jubeln, weicht man unwillkürlich einen Schritt zurück, der ganze Unterschied der Zeiten und der Wandel der Anschauungen tritt mit erschreckender Deutlichkeit vor unser Auge, und das einzige Gefühl, welches durch einen solchen späten Nachhall längst entschwundener Literaturperioden geweckt wird, ist oft jenes, wie fern und fremd uns dies Alles erscheine. Nicht so bei Grillparzer, seine Werke leben noch heute in frischer Schöne und blühender Jugend, sein Geist webt und wirkt noch mitten unter uns, darum stand er an seinem hundertsten Geburtstage lebendiger,

größer und herrlicher vor uns als alle jene, welche sich ihm einst überlegen dünkten. Ja, während wir es sonst schon als einen seltenen Beweis der Dauer literarischen Ruhmes ansehen, wenn derselbe ein Jahrhundert nach der Geburt des Dichters noch nicht verblaßte, wenn die Werke eines Dramatikers fünfzig bis fünfundsiebzig Jahre nach ihrem Entstehen sich noch auf den Bühnen mit Ehren zu behaupten vermögen, liegt hier der in der Weltliteratur nicht gerade häufig sich ereignende Fall vor, daß die Schöpfungen des Poeten jetzt, lange nach seinen Jahren der Kraft und des Schaffens, die bisherigen Freunde sich nicht bloß erhielten, sondern täglich neue gewinnen, die vordem, sei es aus Vorurtheil, sei es aus Unkenntniß, abseits standen. Die Säcularfeier der Geburt Franz Grillparzer's ließ in einer Reihe von Städten Werke dem Bühnenrepertoire erst neu einfügen, welche bis dahin dort unbekannt geblieben waren. Aber nicht bloß der Taumel eines Festabends grüßte den Dichter, nun, wo ein volles Jahr seit jenem Tage verfloß, dürfen wir es getrost aussprechen: die Wirkung war eine tiefer gehende, sie hat den Jubel der Festzeit überdauert und Grillparzer hat einen großen Schritt vorwärts in der Hochschätzung und Liebe seines Volkes gethan.

Im Einzelnen auf all die Feierlichkeiten einzugehen, welche damals stattfanden, wäre überflüssig, da Sie einen allerdings keineswegs lückenlosen Bericht hierüber in unserem Jahrbuch finden, und speciell die durch uns und von uns veranstalteten Festaufführungen bereits in den vorigen Jahresbericht einbezogen wurden. Eines dürfen wir sagen: von deutschen Dichtern sind blos Goethe, Lessing und vor Allem Schiller, deren Ueberlegenheit unser Poet ja auch stets neidlos anerkannte, ebenso und noch mehr an ihren Gedenktagen geehrt worden als Grillparzer, alle Anderen überstrahlt sein Ehrentag. Ein Festjahr nannten wir das verflossene; es genüge, auf einige charakteristische Daten hinzuweisen, um diesen Ausspruch zu erhärten. Am Eingang des Jahres im Januar stehen die großen, überall, wo Deutsche wohnen, veranstalteten Feiern zum Gedächtniß des Dichters, am Ausgang des Jahres, im December, erscheint in der Hauptstadt Norwegens, in Christiania, eine Uebersetzung der »Sappho«, welche einer geplanten Aufführung im Dagmar-Theater zu Kopenhagen zu Grunde gelegt werden soll, während dasselbe Drama in diesem Jahre auch in Moskau in russischer Sprache dargestellt wurde. In London hielt ein Oesterreicher, Professor Buchheim, an einem königlichen College für Damen

öffentliche Vorlesungen über Grillparzer und vom portugiesischen Ministerium wurden wir um Uebersendung unseres ersten Jahrbuches ersucht.

War für unsere Gesellschaft das Jahr 1890 das der Vorbereitung, so wurde 1891 jenes der Erfüllung. Die am 14. Januar 1891 stattgefundene Säcular-Feier steht natürlich an der Spitze der Unternehmungen und Erfolge. Da dieselbe jedoch schon im zweiten Bande unseres Jahrbuches ihre Würdigung fand, wenden wir uns zunächst, der im Vorjahr eingehaltenen Reihenfolge getreu, unseren Vortragsabenden zu. Während die Zahl derselben 1890 fünf betrug, vermehrten wir sie 1891 auf sechs, welche sämmtlich im Festsaal des niederösterreichischen Gewerbevereins stattfanden, dessen Leitung uns auch heuer das Locale zum Selbstkostenpreis überließ. Am 8. Januar sprach der Schriftführer der Gesellschaft über »die Frauenfrage in Grillparzer's Dramen«. Am 15. Februar trug Herr Hofschauspieler Josef Lewinsky den »Armen Spielmann«, am 23. März Hofburgschauspielerin Frau Olga Lewinsky »Das Kloster von Sendomir« und mehrere Gedichte Grillparzer's vor. Es reicht hin, die Namen dieses ausgezeichneten Künstlerpaares nur zu nennen, um Jedem die Ueberzeugung mitzutheilen, daß hier den Zuhörern auserlesene Genüsse bereitet wurden. Es konnte so an zwei aufeinander folgenden Abenden unserer Vereinigung Grillparzer als Novellist durch die berufensten Interpreten zu bester Geltung gebracht werden. Am 7. November kam durch Herrn Hofschauspieler Georg Reimers der seit Jahren in Wien nicht aufgeführte erste Theil der Trilogie »Das goldene Vließ«, »Der Gastfreund«, zu Gehör und packendster Wirkung; außerdem trug derselbe ein Jugendfragment Grillparzer's von mehr lyrischem Charakter »Irenens Wiederkehr« und als Huldigung zur Mozart-Feier den Epilog Alfred von Berger's zum Salzburger Mozart-Fest, sowie Grillparzer's Gedicht »Zur Enthüllung von Mozart's Standbild« vor. Am 8. December sprach der bekannte Kritiker Herr Dr. Paul Schlenther aus Berlin »Ueber Libussa«, wobei er in interessanter Weise die Gestaltung des Stoffes bei früheren Poeten, so besonders bei Clemens Brentano, mit jener bei Grillparzer verglich und die Ueberlegenheit unseres Dichters betonte. Am 17. December hielt Herr Universitätsdocent Dr. Max Dietz einen Vortrag über »Grillparzer und Mozart«, der die Beziehungen zwischen diesen beiden Heroen Oesterreichs scharf hervorhob und sich durch Anführung musikalischer Beispiele auf einem von Herrn Bösendorfer freund-

lichst beigestellten Clavier anregend gestaltete. Es trat bei diesen Vorträgen jedoch seit dem Herbst eine Neuerung in Kraft, welche unumgänglich erschien, wenn es gelingen sollte, dieselben auf der bisherigen Höhe zu erhalten und welche ja schon längst ins Auge gefaßt war. Es wurde nämlich, während in den ersten anderthalb Jahren die Vortragenden mit Rücksicht auf den noch nicht consolidirten Zustand einer sich erst entwickelnden Gesellschaft auf jedes Honorar (mit Ausnahme der bei jedem Auftreten von Mitgliedern des Vereines »Schröder« an diesen zu entrichtenden Abgabe) in liebenswürdigster Weise verzichteten, nunmehr dieser Ehrensold in der bei den vornehmsten Wiener Vereinen üblichen Höhe als Regel festgesetzt. Dieser Umstand bedeutet natürlich eine sehr bedeutende Vermehrung der Ausgaben, doch war es im Interesse der Würde unserer Gesellschaft unbedingt erforderlich, dieses Opfer zu bringen, um unseren bewährten und geschätzten Vortragenden unsere Dankbarkeit für ihre trefflichen Leistungen nicht blos in Worten auszudrücken.

Auch heuer erscheint unser Jahrbuch in stärkerer Bogenzahl als die ursprünglich in Aussicht genommene, es zählt 23 1/4 Bogen statt 20, womit leider zwei Uebelstände verbunden waren; der vergrößerte Umfang machte ein spätes Erscheinen nöthig und zwang uns außerdem in letzter Stunde, das bereits druckfertige Mitgliederverzeichniß wegzulassen, da die uns vertragsmäßig gestattete Bogenzahl bereits erschöpft war. Indessen glauben wir, daß diese beiden kleinen Mängel den überwiegenden Vorzügen des Buches gegenüber kaum ins Gewicht fallen und daß unsere Mitglieder mehr Werth darauf legen, eine gründliche und wahrhaft werthvolle Arbeit um einige Wochen später als beabsichtigt war zu erhalten, als den Redacteur dieses Jahrbuches zu zwingen, ein noch Einwänden ausgesetztes Werk vorzeitig zu versenden, in welchem eine Anzahl wichtiger, erst sehr spät, weil sehr mühsam zu Stande gebrachter Actenstücke hätte fehlen müssen. Unser Redacteur blieb auch in diesem Jahre Herr Dr. Karl Glossy und wie im Vorjahre danken wir ihm auch diesmal eine Gabe von großem Interesse und seltener Vollständigkeit des nicht gerade leicht zugänglichen Materials. Wir müssen der im Vorjahre ausgesprochenen Anerkennung seiner für uns so schätzbaren Thätigkeit noch hinzufügen, daß kaum ein zweiter im Stande wäre, sich mit so viel Sachkenntniß und Eifer dieser Aufgabe zu widmen. Der zweite Band unseres Jahrbuches bietet sehr interessante Aufschlüsse über Grillparzer's Beamtenlaufbahn, er macht uns mit seinen Gönnern, wie mit

seinen Gegnern bekannt, er zeigt uns, wie schmerzlich Grillparzer oft die Fesseln seiner amtlichen Stellung empfand, wenn diese ihn hinderte, seinem wahren Beruf, der Poesie, zu huldigen, aber auch wie gewissenhaft er als Archivsdirector die einmal übernommenen Pflichten übte. Wer diese Actenstücke und Tagebuchblätter liest, dessen Achtung vor dem Menschen Grillparzer wird nur vermehrt werden. Eine kleine Nachlese von Briefen des Dichters tritt ergänzend zum ersten Bande hinzu. Für den dritten Band unseres Jahrbuches ist vor Allem die Publication der Tagebücher Grillparzer's in Aussicht genommen, ferner Briefe von Caroline Pichler, welche manches neue Licht auf die literarischen Zustände des Vormärz zu werfen geeignet scheinen.

Sollen die Vorträge vornehmlich die Kenntniß weniger bekannter Werke unseres Dichters, wie auch solcher, die aus irgend welchen Gründen gegenwärtig nicht auf dem Spielplan der Wiener Bühnen stehen, fördern, will das Jahrbuch zunächst Daten zur Lebensgeschichte Grillparzer's und seiner Zeitgenossen bringen, woran sich später literarhistorische und ästhetische Abhandlungen anschließen sollen, so blieb es außerdem unser eifrigstes Bestreben, für die Verbreitung der Werke unseres Dichters in den breitesten Volksschichten zu sorgen. Nachdem wir schon zu Weihnachten 1890 zehn Volksbüchereien mit Grillparzer's »Sämmtlichen Werken« betheilt hatten, wurden im März 1891 neuerdings zehn Exemplare der neuesten Gesammtausgabe (in 16 Bänden) angekauft und an folgende Vereine als Geschenk gesendet: Akademische Lesehalle in Czernowitz, deutscher Handwerkerverein in Prag, ferner in Wien: Arbeiterinnen-Bildungsverein, Arbeiter-Fortbildungsverein im II. Bezirk, Verein der Tapezierer, Verein der Taschner, Riemer und Sattler, Volksbücherei des Bürgervereins im III. Bezirk, Verein der Bücherfreunde im IV. Bezirk, Gemeinnütziger Verein im IX. Bezirk. Das zehnte Exemplar wurde von einem Verein, der sich inzwischen selbst ein Exemplar gekauft hatte, freundlichst zurückgesendet und bleibt vorläufig denjenigen unserer Mitglieder zu leihweiser Benützung überlassen, welche nur im Besitz einer der älteren Auflagen sind. Es wurden demnach in den beiden ersten Jahren unseres Bestandes von uns 20 vollständige Exemplare der Werke des Dichters an Vereine vertheilt, welche sonst nicht in der Lage gewesen wären, ihren Bibliotheken die Dichtungen Grillparzer's einzufügen.

Im Juli wurde uns durch die hohe niederösterreichische Statthalterei in der ehrendsten Form die erfreuliche Mittheilung, daß Seine Majestät der Kaiser mit Allerhöchster Entschließung vom 14. Juni geruht habe, das von uns vorgelegte erste Jahrbuch der huldreichsten Annahme für die k. u. k. Familien-Fideicommiß-Bibliothek zu würdigen.

Im Ausschuß ergaben sich einige Veränderungen, indem am 14. März der bisherige Cassier, Herr Dr. Heinrich Jaques, dieses Amt mit Rücksicht auf die im eben neugewählten Reichsrath seiner harrenden Geschäfte zurückzulegen sich genöthigt sah, während er im Ausschuß selbst verblieb. Es wurde einstimmig Herr Dr. Edmund Weissel in den Ausschuß cooptirt und zum Cassier gewählt. Am 29. December erklärte der zweite Obmann-Stellvertreter, Herr Sectionschef Baron Johann Falke von Lilienstein, daß er, nachdem es ihm bereits seit längerer Zeit durch vermehrte Amtsgeschäfte unmöglich geworden sei, den Vorstandssitzungen beizuwohnen, lediglich aus diesem Grunde aus dem Ausschuß scheide, aber auch fernerhin stets gern bereit sein werde, bei jeder Gelegenheit für die Grillparzer-Gesellschaft zu wirken. Der Vorstand, welchem Herr Baron Falke wiederholt die schätzbarsten Dienste geleistet hatte, bittet die geehrte Versammlung zu gestatten, daß wir auch in Ihrem Namen Herrn Sectionschef Baron Falke von Lilienstein unseren wärmsten Dank für seine Verdienste um unsere Gesellschaft aussprechen und damit die Hoffnung verknüpfen, ihn, sobald seine sonstigen Pflichten ihm dies wieder gestatten sollten, neuerlich als unseren Functionär begrüßen zu dürfen.

Einen großen Theil der Arbeitskraft Ihres Vorstandes nahm die beabsichtigte Jubiläumsvorstellung der »Ahnfrau« in Anspruch, welche am 31. Januar 1892 im Theater an der Wien, wo vor 75 Jahren die Erstaufführung stattfand, veranstaltet werden sollte. Leider wurde diese Absicht 14 Tage vor der Aufführung durch die gegenwärtig ja noch immer nicht behobene Erkrankung des Fräulein Adele Sandrock verhindert. Herr Dr. Burckhard als Director des Hofburgtheaters, welcher ja eben wieder seine aufmerksame Pflege Grillparzer's bewies, indem er dem großen Cyclus von 1891 im Januar 1892 einen kleinen Cyclus folgen ließ, wobei binnen einer Woche vier Dramen des Dichters aufgeführt wurden, war dem »Ahnfrau«-Project von vornherein auf das Liebenswürdigste entgegengekommen und Seine Excellenz der Herr General-Intendant Baron Bezecny, von welchem die Entscheidung abhing, hatte in zuvor-

kommendster Weise unter besonderer Anerkennung der edlen Ziele der Gesellschaft die Erlaubniß zur Mitwirkung der Hofschauspieler ertheilt, auch von Herrn Director von Bukovics war Fräulein Sandrock die Mitwirkung bereits gestattet worden, und Herr Regisseur Lewinsky hatte die Oberleitung der Vorstellung übernommen. Wir sprechen hiemit allen Genannten unseren besten Dank aus und hoffen, daß es vielleicht möglich sein werde, die geplante Vorstellung doch in späterer Zeit zu veranstalten.

Von der Anlegung einer eigenen Grillparzer-Bibliothek wurde mit Rücksicht darauf, daß eine solche im Wiener Rathhaus ohnedies besteht, Abstand genommen. Wir beschränken uns auf etwa einlaufende Spenden der Autoren; als werthvollste Bereicherung des letzten Jahres sei nochmals die Uebersetzung der »Sappho« ins Norwegische erwähnt, welche uns von Herrn Gymnasialdirector Fr. Gjertsen, dem Verfasser der Uebertragung, eingesendet wurde.

Bei Feststellung des Jahresbeitrages haben wir auch diesmal an der Ziffer von 3 fl. festgehalten, obwohl diese Summe im Vergleich zu dem, was die Gesellschaft geleistet hat und ferner noch leisten soll, eigentlich zu gering bemessen ist. Wir empfehlen Ihnen dennoch für ein weiteres Jahr die Annahme dieses Betrages, da eine im Laufe des Jahres 1891 eingetretene, sehr erfreuliche Steigerung der Mitgliederzahl uns dies auch heuer ermöglicht. Wir zählten nämlich Ende 1891 5 Ehrenmitglieder, 4 Stifter, 13 lebenslängliche und 699 ordentliche, zusammen also 721 Mitglieder, wobei 39 Mitglieder für 1890, welche ihre Karten bisher nicht erneuerten, aber auch ihren Austritt nicht erklärten, unberücksichtigt gelassen sind, sonst würde sich die Ziffer sogar auf 760 erhöhen. Wenn Sie bedenken, daß wir Ende Januar 1890 bei unserer Constituirung 235, Ende December 1890 474 Mitglieder zählten, in diesen zwei Jahren also unsere Mitgliederliste sich verdreifacht hat, so dürfen wir wohl von einem rapiden Wachsthum sprechen. Wir denken aber nicht daran, jetzt etwa zufrieden mit dem schon Erreichten die Hände in den Schoß zu legen, sondern wir wollen rüstig fortarbeiten. Mit jenem viel verlästerten Pessimismus, welcher mitunter auch seine guten Seiten hat, geben wir uns nicht der Täuschung hin, als ob wir auch ferner eine solche Zunahme erwarten dürften, wir sind im Gegentheil darauf gefaßt, daß jetzt, wo das Säcular-Jahr vorüber ist, jene, welche sich nur aus Modesache unserer Vereinigung anschlossen,

abfallen werden, und es wird uns nicht überraschen, wenn dies eintritt. An Sie aber, welche aus wahrer und warmer Anhänglichkeit für unsere Sache der Fahne Grillparzer's folgen, richten wir die Bitte, auch ferner treu zu unserer Gesellschaft zu halten und jeder in seinem Kreise nach besten Kräften für dieselbe zu wirken.

Zum Schluß erfüllen wir gern die Pflicht, allen jenen Blättern in und außerhalb Wiens, welche unsere Bemühungen bisher freundlichst unterstützten, den besten Dank auszusprechen.

Das Jahr 1891 ist so verlaufen, daß jeder Bewunderer unseres Poeten nur mit Freude daran zurückdenken kann. Lassen Sie uns auch ferner dahin wirken, daß Grillparzer immer mehr bei allen Einsichtigen, gleichviel welcher literarischen Richtung dieselben angehören, zu Ehren komme!

* * *

Nachdem die Verlesung des Jahresberichtes unter lebhaftem Beifall beendet war, gelangte sogleich auch der Cassenausweis zur Mittheilung. Derselbe lautet:

Das Jahr 1890 schloß mit einem Vermögenssaldo von . . . . fl. 3358·61
ab, an Mitgliedsbeiträgen wurden im Laufe des Jahres 1891 . . . . » 1843·22
gezahlt. Die Grillparzerfeier vom 14. Januar 1891 brachte ein Reinerträgniß von . . . . » 1339·47
so daß sich die Gesammteinnahmen des Jahres 1891
mit Einschluß des Saldovortrages mit . . . fl. 6541·30
beziffern.

Diesen Einnahmen stehen folgende Ausgaben gegenüber:

Die Kosten des Jahrbuches pro 1890 mit . . » 997·81
Die Kosten für sechs im Jahre 1891 abgehaltene Vortragsabende. . . . . » 281·72
Der Anschaffungspreis von 20 Exemplaren von Grillparzer's Werken, welche an verschiedene Vereine gespendet wurden, mit . . . . » 241·—
Kanzleiauslagen des Cassiers mit . . . . . . » 141·76

Die Gesammtauslagen betrugen sohin . . . . fl. 1662·29

Ende 1891 betrug sohin das Vermögen der Gesellschaft . . . . » 4879·01

Hievon ist ein Betrag per . . . . fl. 4165·67
in Einlagebüchern der I. österreichischen Sparcasse, der allgemeinen Depositenbank und der neuen Wiener Sparcasse fructificirt. Ein Saldo per . » 490·58
erlag in der Postsparcasse, während der Rest per » 222·76
sich in der Gesellschaftscasse befindet, wodurch obiger Vermögensstand per . . . . fl. 4879·01
ausgewiesen erscheint.

* * *

Namens der Rechnungsrevisoren beantragte Herrenhausmitglied Herr Ludwig Lobmeyr das Absolutorium für die Cassengebahrung zu ertheilen, was per Acclamation geschieht.

Hierauf beantragt Herr Bürgerschuldirector August Hofer in warmen Worten und unter lauter Zustimmung der Versammlung dem Ausschuß vollste Anerkennung und Dank für seine große Mühewaltung auszusprechen. Dieser Antrag wird nach einer, durch Angriffe des Herrn Dr. Alois Pollak gegen den Schriftführer hervorgerufenen Debatte, bei welcher der Schriftführer die Gründe darlegt, weshalb mehrfache Anträge des Herrn Dr. Pollak nicht acceptirt werden konnten, einhellig angenommen.

Zu Schiedsrichtern werden hierauf Excellenz Geheimer Rath Alfred R. v. Arneth, Ludwig August Frankl, Ludwig Speidel, Excellenz Geheimer Rath Dr. Josef Unger, Professor Fr. W. Warhanek (als Präsident der »Concordia«), zu Rechnungsrevisoren Herrenhausmitglied Ludwig Lobmeyr und der Präsident des deutschen Volkstheater-Vereines Franz Thonet per Acclamation wie in den Vorjahren wiedergewählt.

Namens des Vorstandes beantragt der Schriftführer, den Dichter Hieronymus Lorm, welchen der Ausschuß im vorigen Sommer zu seinem 70. Geburtstag beglückwünschte, zum Ehrenmitglied zu ernennen, was durch Acclamation geschieht.

Herr Dr. Breitenstein regt eine eventuelle Uebertragung des Grillparzerdenkmals in den Theseustempel an.

Da Niemand mehr das Wort wünscht, schließt der Obmann, indem er den Anwesenden für ihr Erscheinen dankt, die Sitzung.

* * *

Früherer Gepflogenheit gemäß sei im Anhang an diesen Bericht noch der wichtigsten Vorkommnisse des Jahres 1892 gedacht. Es fanden sieben Vortragsabende statt. Am

7. Januar las Frau Olga Lewinsky vom k. k. Hofburgtheater, unserem Publicum schon eine wohlvertraute, stets gern gehörte Vorleserin, zunächst das herrliche »Esther«-Fragment, außerdem Gedichte von Friedrich Hebbel, Max Bernstein, Alfred Freiherrn von Berger, Ferdinand von Saar, Hermann Hango, Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy mit großer Kraft und starker Wirkung. Am 26. Januar trug Hofschauspieler Josef Lewinsky nach einer von ihm selbst gehaltenen, geistreichen Einleitung als literarischer Würdigung des »Bruderzwist in Habsburg« eine Reihe von Scenen aus diesem Trauerspiel mit mächtig hinreißendem, tief erschütterndem Ausdruck vor. Am 20. Februar recitirte Hofschauspieler Robert Hübner den dritten Act aus »Des Meeres und der Liebe Wellen«, sowie eine Anzahl von Gedichten Grillparzer's mit warmer Empfindung. Am 23. März sprach Dr. Moriz Necker über den Dichter »Ferdinand von Saar«, es war eine von großen Gesichtspunkten getragene Rede, welche die Eigenart dieses Poeten trefflich zu charakterisiren wußte. Einem anderen unserer Ehrenmitglieder war der nächste Abend gewidmet, welcher nach der Sommerpause am 3. November stattfand; Frau Auguste Wilbrandt-Baudius las nämlich ausschließlich Schöpfungen der Baronin Marie von Ebner-Eschenbach, zunächst die Novelle »Bettelbriefe«, dann die Parabeln »Eine dumme Geschichte«, »Begegnung«, »Ohne Vorschule«, »Ungelöste Aufgaben«, die Gedichte »Einschlafen«, »St. Peter und der Blaustrumpf«, »Liebeserklärung«. Die vortreffliche Dichterin fand dabei eine ebenbürtige Interpretin, die am Vorlesetisch alte Meisterschaft neu bewährte. Am 29. November sprach Adam Müller-Guttenbrunn über »Ferdinand Raimund und das Raimundtheater«, ein Vortrag, zu welchem er als künftiger Director dieser Bühne gewiß besonders berufen war. Am 19. December ließ Hofschauspieler Georg Reimers den zweiten Theil des »Goldenen Vließes«, »Die Argonauten« nicht minder lebendig an uns vorüberziehen, wie im Jahre zuvor den »Gastfreund«. Alle Vortragenden ernteten den reichsten Beifall und lebhaftesten Dank der angeregten Hörer.

Am 22. Juni wurde zu Brünn das vom Journalisten- und Schriftstellerverein Mährens gestiftete Grillparzerdenkmal, eine schöne Arbeit des Wiener Professors Brennek, eines geborenen Brünners, in den Glacisanlagen in feierlicher Weise enthüllt. Es sprachen der Obmann des Comité's, Dr. Ludwig Goldhann, Bürgermeister Dr. Winterholler und in Ver-

tretung der Grillparzer-Gesellschaft Dr. Emil Reich. Kränze wurden von dem Verein, dem man dies Denkmal dankt, dann von der Grillparzer-Gesellschaft, vom Brünner »Deutschen Verein« und vom Brünner Stadttheater am Marmorsockel der Büste niedergelegt. Abends war im Stadttheater eine Festvorstellung von »König Ottokars Glück und Ende« angesetzt, der ein von Ludwig Goldhann gedichteter, von Frl. Rosner gesprochener Festprolog vorausging.

Hier sei auch nachträglich noch des schönen, seither in den »Schriften des freien deutschen Hochstiftes« erschienenen Vortrages gedacht, mit welchem der Breslauer Universitätsprofessor Max Koch am 11. Jänner 1891 zu Frankfurt am Main bei Grillparzer's Hundertjahrfeier als Festredner auftrat. Ferner wäre aus Wien noch über die am Sonntag den 22. Februar 1891 erfolgte feierliche Ueberreichung eines »Gedenkblattes zu Grillparzer's Centennarfeier« zu berichten, die Namens mehrerer Vereine durch den Comité-Obmann Dr. Max Breitenstein an den Vertreter des Bürgermeisters statt hatte, wobei Hofschauspieler Lewinsky ein Festgedicht Rollett's recitirte und Universitätsprofessor Benedikt die Festrede hielt.

Es ist eine freundliche Fügung, die es so gestattet, beim Abschluß dieses Berichtes nochmals an jene herrlichen Festtage zu erinnern, wo allüberall in Oesterreich und in Deutschland dem Genius Grillparzer's gehuldigt wurde. Die neueste, in den 20 Jahren seit des Dichters Tode schon die fünfte Gesammtausgabe seiner Werke, die soeben in 20 Bänden erscheint, beweist am deutlichsten, daß die Verehrung für den seltenen Mann sich nicht auf Worte des Lobes beschränkt, daß er nicht blos erhoben, sondern auch gelesen wird und dies in immer weiteren Kreisen. Wer Grillparzer's Muse zur Hausgenossin erkürt, der ist wahrlich wohl berathen. Aus seinen Werken strömt uns ein Born reichster Welt- und Menschenkenntniß und je länger, je inniger wir uns in sie vertiefen, desto heller erglänzen sie vor unserem geistigen Auge. Auch die Theilnehmer an der Grillparzer-Gesellschaft umschlingt deshalb von Jahr zu Jahr das Band gemeinsamer Verehrung für den großen Heimgegangenen fester und fester. Unsere im vorliegenden Jahresbericht ausgesprochenen Besorgnisse haben sich glücklicherweise nicht erfüllt, denn auch 1892 zählt die Gesellschaft 670 Mitglieder, also nicht viel weniger als während der hochgehenden Fluthen des Festjubels. Diese dauernde Treue für die gemeinsame Fahne erfüllt uns mit der Zuversicht, daß es auch dem in der nächsten

Hauptversammlung neuzuwählenden Vorstand, wer immer zur Leitung der Vereinigung für die folgenden drei Jahre (Januar 1893—1896) berufen werden möge, gelingen wird, in nicht ermattender Arbeit unserem Ziele näher zu kommen. Dies Ziel aber bleibt: Die Liebe zu den heimischen Poeten Deutschösterreichs, Grillparzer voran, zu pflegen, und nicht zu rasten, ehe die Kenntniß ihrer Werke und die Freude an ihrem Schaffen überall hin Licht und Segen spendend sich verbreitet hat.

Mitglieder-Verzeichniß.

	fl.
Aberle Amalie Frau, Wien	3·—
Aberle Juliette Frl., Wien	3.—
Aberle Marie Fräul., Wien	3·—
Adamus Rosa Frl., Wien	3.—
Adler Arnold, Wien	3·—
Adler Cäcilie Frau, Wien	3·—
d'Albon St. André Eugen Baron, Wien	3·—
Alemann Lola Baronin, Wien	3·—
Amadei Graf, Wien	3·—
Amadei Gräfin, Wien	3·—
Appelbaum Herrmann, Wien	3·—
Arneth Alf. R. v. Exc., Wien	10·—
Aschkenasy M.*, Wien	3.—
Auspitz Josefine Frl., Wien	3·—
Auspitz Rudolf, Wien	5·—
Bachrach Adolf Dr., Wien	3·—
Bamberger Sidonie Frau, Wien	3·—
Bandler Simon, Wien	3·—
Barbach Leontine Frl., Wien	3·—
Baum Rosa Frau, Wien	3·—
Baumann Johann *, Wien	3·—
Baumann Marianne Frl. *, Wien	3·—
Baumeister Johann, k. k. Bezirksrichter, Scheibbs	3·—
Bauer Gisela v. Frau, Wien	3·—
Bauer Josef R. v. D., Wien	3·—
Bauer Moriz Dr., Wien	3·—
Bauer Moriz Dr. Frau, Wien	3·—
Beazzi Carl, Wien	3·—
Beck Friedrich, Wien	3 —
Benedict Moriz Prof., Wien	3·—
Berger Alfred Freih. v. Dr. **, Wien	3·—
Berger Louis, Wien	3 —
Bermann David, Wien	3·—
Bermann Emma Frau, Wien	3·—
Bermann Flora Frau, Wien	3·—
Beyfus Hermann, Wien	3·—
Bezecny Josef Dr. Freih. v. Exc., Wien	3·—
Biber Anna Frl., Wien	3·—
Bielefeld Josef Consul **, Karlsruhe . . . . Mk.	6·—
Birnögger Adele Frau, Wien	3·—
Bischoff v. Frau Hofräthin, Wien	3·—
Bischoff Richard v., Wien	3·—
Bloch Mathilde Frau *, Wien	3·—
Blumenstock v. Halbau Marie Hofräthin, Wien	3·—
Böhm Franz Dr., k. k. Bez.-Com., Wien	3·—
Bondy Helene Frl., Wien	3·—
Bondy Ottilie Frau, Wien	3·—
Borkenau Sofie v. Frau, Wien	3·—
Brauer Ludmilla Frau, Wien	3·—
Braun Gabriele Frl., Wien	3·—
Braun Moriz Dr., Wien	3·—
Breitenstein Josef Dr., Wien	3·—
Breitenstein Max Dr. *, Wien	3·—
Brenner Amalie Frl., Wien	3·—
Brenner Julius, Wien	3·—
Brick Marie Frau, Wien	3·—
Brill David, Wien	3·—
Brüch Immanuel Dr. *, Wien	3·—
Bruck Moriz Dr., Wien	3·—
Bruhns Carl, Wien	3·—
Brunner Lucian, Wien	3·—
Buberl Adele Frau, Wien	3·—
Bürklin Dr., Hoftheater-Intendant **, Karlsruhe Mk.	10·—
Bulthaupt Heinrich Dr., Bremen . . . . . Mk.	5·—
Buschmann Franz Baron, Wien	3·—
Buschmann-Schöller Milly Baronin, Wien	3·—
Buxbaum Carl, Wien	3·—
Carda Louise Frl., Wien	3·—
Cartillieri Paul Dr., Karlsbad	3·—
Chlumetzky Baron Exc. (l. M.), Wien	—·—
Chmelarz Eduard Custos, Wien	3·—
Conrad Ida Frau, Wien	3·—
Coronini Cronberg Selma Gräfin Exc. *, St. Peter	3·—

	fl.
Daberkow Theodor, Wien	3·—
Daubrawa Alfred Dr., Wien	3·—
David Benno R. v., k. k. Sectionschef, Wien	10·—
Deutsch Jenny Frl., Wien	3·—
Dimitz Ludwig, k. k. Min.-Rath, Wien	3.—
Dinkel Otto, Wien	3·—
Dirnbacher Anton, Wien	3·—
Döbler Marie Frl., Wien	3·—
Dohnal Josef Prof. Hochwürden *, Wien	3·—
Donner Hans *, Wien	3·—
Donner Marianne Frau, Wien	3·—
Doublier Mathilde Frl., Wien	3·—
Doublier Othmar Dr., Wien	3·—
Dubsky Wigo Gräfin, Waldhof	5·—
Dücker Eduard, Wien	3·—
Dumba Nikolaus (Stifter), Wien	—·—
Duschek Franz, Wien	3·—
Dutschka Malvine v. Frau, Wien	3·—
Dutschka Vincenz v., Wien	3.—
Ebner-Eschenbach Baronin (E. M.), Wien	—·—
Eckl Georg, Wien	3·—
Egger v. Möllwald Alois, k. k. Reg.-Rath, Wien	3·—
Egger v. Möllwald Friedrich, Wien	3·—
Eisenstein J., Wien	3·—
Eisler Hugo, Wien	3·—
Eisler Richard, Wien	3·—
Elias Dr., Wien	3·—
Ellmauer Julie Frau, Wien	3·—
Engerth Eduard R. v., k. k. Reg.-Rath, Wien	5·—
Enzinger Julius, Wien	3·—
Ernst Albert, Wien	3·—
Erle Johanna Frl., Wien	3·—
Falb Edmund Dr., Wien	3·—
Falke-Lilienstein Joh. Freih. v., k. k. Sect.-Chef, Wien	5·—
Falstein A., Wien	5·—
Fanto Friedrich Frau, Wien	3·—
Feigenbaum Rosa Frau, Wien	3·—
Feigenbaum Zerline Frl., Wien	3·—
Fein Rudolf, Wien	3·—
Filippi Aliprando Rittmeister, Wien	3·—
Filippi Charlotte Frau, Wien	3·—
Filippi Charlotte Frl., Wien	3·—
Filippi Johanna Frl., Wien	3 —
Fischer Fanny Frl., Wien	3·—
Fischhof Johanna Frau, Wien	3·—
Fleischl Ida v. Frau, Wien	3·—
Fluß Eleonora Frau *, Wien	3·—
Fluß Ignaz *, Wien	3·—
Fluß Paula Frl. *, Wien	3·—
Foglar Adolf, k. k. Oberl.-G.-Rath, Iglau	3·—
Forst Carl, Wien	3·—
Fränkl Hedwig Frau, Wien	3·—
Fränkl Sigfried, Wien	3·—
Frank Mizzi Frl., Wien	3·—
Frankel Rosa Frau, Wien	3·—
Frankenberger Albert, Wien	3·—
Frankl Caroline Frau, Wien	3·—
Frankenstein Hermine Frl., Wien	3·—
Frankl Elma Frl., Wien	3·—
Frankl Emil Dr., Wien	3·—
Frankl Hermine Frl., Wien	3·—
Frankl Regine Frl. *, Wien	3 —
Frankl v. Hochwart L. A. Dr., Wien	3·—
Freiberg Rosa Frau, Wien	3·—
Freiberg Wilhelm, Wien	3·—
Freisinger Lucy Frl. *, Wien	3·—
Friedmann Emil, Wien	3·—
Frisch Emil, Wien	3 —
Fritsche Ignaz, k. k. Hofrath *, Wien	3· -
Fritsche Frau Hofräthin *, Wien	3·—
Gärtner Antoinette Frl. *, Wien	3·—
Gärber Gustav, Wien	3·—
Gall Jola Frl. *, Wien	3·—
Gall Leopoldine Frl. *, Wien	3·—
Gams Betti Frau, Wien	3·—
Gams Johann, k. k. Hofsecretär, Wien	3·—
Gariup Haunschild Josefine Frau, Reg.-Räthin *, Wien	3·—
Geisinger Ferdinand R. v. jun., Wien	3·—
Gerbert v. Hermann Carl, R. v., k. k. Hauptmann, Güns	3·—

fl.

Giesl Oskar v., Schachendorf . . . . 3·—
Gilewska Emilie Frau, Wien 3·—
Glaser Ludwig *, Wien . . 3·—
Glattau Julie Frau, Wien 3·—
Glatzl Carl, Wien . . . . 3·—
Glaubauf Else Frl. *, Wien 3·—
Glossy Carl Dr., Director, Wien . . . . 3·—
Gnad Ernst R. v. Dr., k. k. Hofrath, Graz . . . . . 5·—
Goldfarb Bertha Frau, Wien 3·—
Goldschmidt Friederike Frl., Wien . . . . 3·—
Goldschmidt Hans, Wien . 3·—
Goldschmiedt Ida Frl., Wien 3·—
Goldschmiedt L., Wien . . 3·—
Gomperz Elise Frau, Wien 3·—
Gomperz Theodor Dr. Prof., Wien . . . . 3·—
Gottinger Amalie Frl. *, Wien 3·—
Graf Antonie Frau, Wien 3·—
Grieninger H., Wien . . 3·—
Grohe Mina Frau, Wien . 3·—
Großmann Hermine Frl., Wien . . . . 3·—
Grübl Raimund Dr., Wien 3·—
Grünblatt Eduard, Wien . 3·—
Grüner Caroline Frau *, Wien . . . . 3·—
Grüner Marie Frl. *, Wien 3·—
Grünfeld Josef, Wien . . 3·—
Grund Erna Frl., Wien . 3·—
Günther Eduard, Wien . 3·—
Gutmann Moriz R. v., Wien 3·—
Gutmann Wilh. R. v., Wien 3·—
Gutmann de Gelse Rosa v. Frau, Wien . . . . . . 3·—
Gymnasium, n. ö. Landes-Real-Ober- **, Baden bei Wien . . . . 3·—
— k. k. Staats-, Lehrkörper, Bielitz . . . . 3·—
— I. k. k. deutsches, Brünn 3·—
— II. k. k. deutsches Staats-, Lehrkörper, Brünn . . . 3·—
— Com.-Ober-, Brüx . . 3·—
— k. k. deutsches Staats-, Budweis . . . . 3·—
— I. k. k. Staats-, Czernowitz 3·—
— k. k. I. Staats-, Graz . 3·—

fl.

Gymnasium Hall . . . . 3·—
— Landes-, Horn . . . . 3·—
— k. k. **, Innsbruck . . 3·—
— Com.-Ober-, Lehrkörper, Komotau . . . . . . 3·—
— k. k. Staats-, Krems a/D. 3·—
— Lehrkörper **, Kremsmünster . . . . 3·—
— k. k. Staats-, Lehrkörper, Landskron . . . . . . 3·—
— Landes-Ober-, Leoben . 3·—
— k. k. deutsches Staats-, Olmütz . . . . 3·—
— Landes-Real-, Stockerau 3·—
— k. k. Staats-, Lehrkörper, Unter-Meidling . . . 3·—
— k. k. Staats-Ober-, Lehrkörper, Villach . . . . 3·—
— Landes-Real- **, Waidhofen a/Thaya . . . . 3·—
— k. k. akad., Wien . . 3·—
— der k. k. Theresian. Akademie, Wien . . . . . 3·—
— Franz Josefs-, Wien . 3·—
— k. k. Staats-, Lehrkörper III. Bez., Wien . . . . 3·—
— k. k. Staats-, VIII. Bez., Wien . . . . 3·—
— k. k. Staats-, Wr. Neustadt . . . . 3·—
— k. k. Staats-, Znaim . 3·—
Habicher Fanny Frau, Wien 3·—
Hallwich Hermann, Wien . 3·—
Harbich Josef, Wien . . . 3·—
Harpner Lucie Frau, Wien 3·—
Hauck Victor, Maler **, Karlsruhe . . . . . . Mk. 6·—
Hauptmann Carl, Wien . 3·—
Hauptmann Wilhelmine, Frl., Wien . . . . 3·—
Hauser Josef, Kammersänger **, Karlsruhe . . . . . 3·—
Hebra v. Frau, Hofräthin, Wien . . . . 3·—
Heck B. A., Wien . . . . 3·—
Heim Caroline Frau, Wien 3·—
Heim Hugo, Wien . . . . 3·—
Heilpern Ernst Moriz, Wien 3·—
Hell Sidonie Frau, Wien . 3·—
Herbert Malvine Frl., Semmering . . . . 3·—

	fl.
Herrenritt Auguste v. Frau, Wien	3·—
Herz Mina, Wien	3·—
Hicke Philippine Frl., Wien	3·—
Hickel Franz, Wien	3·—
Himmel Monica Frl. *, Wien	3·—
Hirsch Anna Frau, Wien	3·—
Hirsch Fanny Frl., Wien	3·—
Hirschl Isidor, Wien	3·—
Hitschmann Friedrich, Wien	3·—
Hochsinger Paula Frl., Wien	3·—
Hofbauer Cäcilie Frau, Wien	3·—
Hofbibliothek * Weimar	3·—
Hofer August *, Wien	3·—
Hoffer Carl Dr. Frau *, Wien	3·—
Hoffmann Henriette Frau, Wien	3·—
Hofmann Edmund *, Wien	3·—
Hofmann Marianne *, Wien	3·—
Hoftheater, Direction der großherzogl. *, Karlsruhe Mk.	6·—
Hohenbruck Emilie Baronin, Wien	3·—
Holtzmann Michael Dr., Wien	3·—
Hora Julius, Wien	3·—
Hora Louise Frau, Wien	3·—
Horak Amalie Frl. *, Wien	3·—
Horak Mathilde Frau *, Wien	3·—
Horwitz Eugenie Frau, Wien	3·—
Horwitz Simon, Wien	3·—
Huber Adolf, Wien	3·—
Jaques Heinrich Dr. (l. M.), Wien	—·—
Jellinek Regine Frau, Wien	3·—
Jenisch J. Dr. *, Wien	3·—
Jenisch Hohenried L. St. Frau *, Wien	3·—
Ilwof Franz Dr., Reg.-Rath, Graz	3·—
Jordan Gustav, Wien	3·—
Kanitz Ernestine Frl., Wien	3·—
Kanitz Therese v. Frau *, Wien	3·—
Kapralik Adolf, Wien	3·—
Karrer Felix, Wien	3·—
Karschulin Georg Dr., Wien	3·—
Kastner J. V., Wien	3·—
Katzer Jeanette Frl., Wien	3·—
Keindl Ottomar, Prag	3·—
Keitler Carl Dr., Wien	3·—
Kelbl Sigfried, Wien	3·—
Kerpel Henriette Frau, Wien	3·—
Kestler Gabriele Frau, Wien	3·—
Kilian Eugen Dr. **, Karlsruhe Mk.	6·—
Kinsky Ferdinand Fürst (Stifter), Wien	—·—
Kirsch Adolf Dr., Wien	3·—
Kirsch Adolf Dr. Frau, Wien	3·—
Kiß Sofie Frl. *, Wien	3·—
Klang Egger, Director, Wien	3·—
Klein Philipp, Wien	3·—
Klimond Isidor, Dr., Wien	3·—
Klinger Robert Dr., Wien	3·—
Klob Angela Frau, Wien	3·—
Klob Auguste Frl., Wien	3·—
Klug Franz, Wien	3·—
Knauer Vincenz Dr. Pater, Prof., Wien	3·—
Koch Max Dr., Prof., Breslau Mk.	6·—
Königswarter Moriz Freih. v. (Stifter), Wien	—·—
Kohn Alexander Dr., Wien	3·—
Kohn Armin, Wien	3·—
Kohn Helene, Frau *, Wien	3·—
Kohn Laura Frl. *, Wien	3·—
Kohn Rosa Frl., Wien	3·—
Kohn Sigmund Frau, Wien	3·—
Kohn Sigmund, Wien	3·—
Kohn Sofie Frau, Wien	3·—
Kohn Sofie Frau, Wien	3·—
Kohler Leopoldine Frl., Wien	3·—
Kolá Adrienne v. Frl., Wien	3·—
Konegen Karl, Wien	3·—
Kornfeld Helene Frl. *, Wien	3·—
Kornigg Laura v. Frl., Wien	3·—
Koran Ernst, Wien	3·—
Kotzian Marie Frl., Wien	3·—
Kramer Berthold, Wien	3·—
Krassowsky Walter, Königsberg Mk.	6·—
Krebs Heinrich, Wien	3·—
Kreibig Josef A. Prof., Innsbruck	3·—
Krepelka Elise, Frl., Wien	3·—
Krepelka Marie Frl., Wien	3·—
Kriele Martin, Hamburg Mk.	6·—
Krügel Mathilde Frl., Wien	3·—
Kulka Richard Dr., Wien	3·—
Kulke Eduard, Wien	3·—

	fl.
Kundmann Carl Prof., Wien	3·—
Kuzmány Carl M., Wien	3·—
Lackenbacher Pauline Frau, Wien	3.—
Lacroma Paul Maria *, Görz	3·—
Lamberg Josefine Frau, Wien	3·—
Lanckoronski Carl, Graf, Wien	3·—
Landesberger Heinrich, Wien	3·—
Landesberger Julius Dr., Wien	3·—
Lansecker Friedrich *, Wien	3·—
Lederer Emilie Frau, Wien	3·—
Lederer Gottlieb, Wien	3·—
Lederer Moriz Dr., Wien	3·—
Lehrerbildungsanstalt III. Bz. Wien	3·—
— k. k. deutsche, Brünn	3·—
— k. k. deutsche, Prag	3·—
— k. k., Trautenau	3·—
— k. k., Troppau	3·—
Lehrerinnenbildungsanstalt, k. k., Troppau	3·—
Lehrner Adele Frau, Wien	3·—
Lemayr Carl Freih. v., Wien	3·—
Lemberger Paul, Wien	3·—
Lesehalle akademische **, Czernowitz	3·—
Lesser Max, Berlin	3·—
Lewinsky Josef, Wien	3·—
Lichtenheld Adolf Dr. Prof., Wien	3·—
Lichtenstadt Sigmund Dr., Wien	3·—
List Emil, k. k. Hauptmann, Krakau	3·—
List Theodor, Wien	3·—
Lobmeyer Ludwig (l. M.), Wien	—·—
Löw Adolf *, Wien	3·—
Löw Mathilde Frau, Wien	3·—
Löwe Theodor Dr. *, Breslau	3·—
Löwenfeld Siegfried, Wien	3·—
Löwy Moses Dr., Wien	3·—
Lorant Aurel Frau, Wien	3·—
Lorang Emilie v. Frau, Wien	3·—
Lorang Ludwig v., Wien	3·—
Lord Valerie Frau, Wien	3·—
Lorm Hieronymus (E. M.)	—·—
Lovrič Emil, Wien	3·—
Lovrič Melanie Frau, Wien	3·—
Luggin Anton *, Wien	3·—
Luggin Marie Frl. *, Wien	3·—
Luggin Frau Dr. *, Wien	3·—
Lustig Anna Frl., Wien	3·—
Maasburg M. Friedrich Dr., Hofsecretär, Wien	3·—
Maertens Ella Frau, Wien	3·—
Malowan Marianne Frl., Wien	3·—
Malowan Max, Wien	3·—
Malowan Rudolfine Frau, Wien	3·—
Mandl Max, Wien	3·—
Mandl Sigmund, Wien	3·—
Markbreiter Helene Frl., Wien	3·—
Marklowsky v. Pernstein Arthur, Wien	3·—
Marklowsky v. Pernstein Elisabeth Frau, Wien	3·—
Markus Albert E., Wien	3·—
Markus Hermine Frau, Wien	3·—
Mathias Adolf Dr., Wien	2·—
Matzenauer Josef, Stadtrath, Wien	3·—
Mauthner Fritz *, Berlin Mk.	7.—
Mauthner Dr. Wilhelm R. v., Wien	5 —
Mayer Carl Moriz, Wien	3·—
Mayer R. Dr. Privat-Docent, Berlin Mk.	9·—
Meisel Fanny Frau *, Wien	3·—
Melnitzky Eugen v., Wien	3·—
Meran Rudolf Graf v., Graz	3·—
Meter Max, Wien	3·—
Meyer Ferdinand, Berlin	3·—
Milow Stefan, Görz	3·—
Minor Jacob Dr. Prof., Wien	3·—
Mitscha R. v. Märheim, Hermann Dr., Wien	3·—
Mittelschule, k. k. Staats-, Lehrkörper, Reichenberg	3·—
Moscon Alfred Freih. v., Wien	3·—
Mottes Georg, Wien Mk.	6·—
Mottl Felix Director **, Karlsruhe	3·—
Müller-Guttenbrunn Adam, Director, Wien	3·—
Müllner Ludwig, Wien	3·—

fl.

Nagy Hans, k. k. Hauptmann, Wien . . . . 3·—
Necker Moriz Dr., Wien . 3·—
Neumann Carl . . . . 3·—
Neuwirth Charlotte Frl., Wien . . . . 3·—
Neuwirth Pauline Frau, Wien . . . . 3·—
Nissel Franz (E. M.) . . . —·—
Nowak Caroline Frl., Wien 3·—
Nowak Hugo Dr., Wien . 5·—
Obser Carl Dr. **, Karlsruhe . . . . 3·—
Oelberg Carl v., Mödling 3·—
Oelschlägel Friedrich, Wien 3·—
Oppenheimer Felix Baron, Wien . . . . 3·—
Ostland J. P., Wien . 3·—
Ottendorfer Oswald (Stifter), New-York . . . . . . —·—
Paoli Betti Frl. (E. M.), Wien . . . . —·—
Panzer Sigmund, Wien . 3·—
Paschanda Marie Frau *, Wien . . . . 3·—
Patzelt Karl, M.-Trübau . 3·—
Penkl Emilie Frau *, Wien 3·—
Perles Moriz, Wien . . . 3·—
Petter Lotti Frl., Wien . 3·—
Pfeiffer Elise Frl., Wien . 3·—
Pfeiffer Felix, Wien . . . 3·—
Pfeiffer Hortensia Frau, Wien . . . . 3·—
Pfeiffer Josef R. v., Hofrath, Wien . . . . 10·—
Pichler Adolf (E. M.) . . —·—
Pineles Stanislaus Dr., Wien . . . . 3·—
Pinter Lajos, Wien . . . 3·—
Pick Josef Dr., Wien . . 3·—
Plater Broel Constantin Graf, Wien . . . . 3·—
Platz Ludwig, Wien . . . 3·—
Pleß Wilhelm jun., Wien . 3·—
Pluharz Eduard, Wien . . 3·—
Pöschmann Gustav, Wien . 3·—
Pointner Leopold, Wien . 3·—
Politzer Prof. Frau . . . 3·—
Pollak Carl, Wien . . . . 3·—
Pollak Fanny Frau, Wien 3·—
Pollak Wilhelm, Wien . . 3·—

Pollak Wallburg Rosa Frl., Wien . . . . 3·—
Pollhammer Jos. Dr., Krems 3·—
Potpeschnigg Jos. Dr., Graz 3·—
Prager Gustav, Wien . 3·—
Preindlsberger Josef, Wien 3·—
Preleuthner G. Frau Dr., Wien . . . . 3·—
Preleuthner Leopold Dr., Wien, k. k. Minist.-Secr. . 3·—
Preyß Charlotte Frl., Wien 3·—
Preyß Victor, Wien . . 3·—
Prix Joh. Nep. Dr. (l. M.), Wien . . . . —·—
Prosl Robert, Wien . . 3·—
Püregger Hans *, Wien . 3·—
Putz Ferdinand, München Mk. 6·—
Raab Auguste Frau, Wien 3·—
Raab Marie Frl., Wien 3·—
Ransonnet Carl Baron, k. k. Geheimrath, Wien . . . 3·—
Radtschmidt Franziska Frau, Wien . . . . 3·—
Rauscher Eduard v., Krumpendorf . . . . . . 3·—
Rauscher Ernst v., Klagenfurt 3·—
Realschule, Communal-Ober- **, B.-Leipa . . . . . 3·—
— k. k. deutsche Staats-, Lehrkörper, Karolinenthal 3·—
— Landes-Ober-, Graz . . 3·—
— Landes-Ober- *, Iglau 3·—
— n. ö. Landes-Ober-, Krems a/D. . . . . 3·—
— k. k. Ober-, Olmütz . . 3·—
— k. k. deutsche Staats-, Pilsen . . . . 3·—
— k. k. Staats-, Lehrkörper, Teschen . . . . . . 3·—
— k. k. Staats-Ober-, Troppau 3·—
— Landes-Unter-, Waidhofen a Ybbs . . . . 3·—
— k. k. Staats-Ober-, Wien 3·—
— Comm.-Ober- *, Wien . 3·—
— Landes-Ober-, Wr.-Neustadt . . . . 3·—
Reich Anna Frau, Hütteldorf 3·—
Reich Charlotte Frau, Wien 3·—
Reich Elisabeth Frau, Wien 3·—
Reich Emil Dr. Privat-Docent, Wien . . . . . . 5·—

	fl.
Reich Flora Frau, Wien	3·—
Reich Julius, Wien	5·—
Reich S. (l. M.), Groß-Carlowitz	—·—
Reiner Charlotte, Wien	3·—
Reiner Theresia, Wien	3·—
Reiter Siegfried Dr., Wien	3·—
Reuß Eduard **, Karlsruhe Mk.	6·—
Richter Elise Frl., Wien	3·—
Richter Helene Frl., Wien	3·—
Rick Wolfgang, Wien	3·—
Riedl Adolf, Wien	3·—
Ringer Emilie Frau, Wien	3·—
Ripper Alice Frl., Wien	3·—
Ripper Laura Frl., Wien	3·—
Rissner Michael, Wien	3·—
Röttinger Heinrich, Wien	3·—
Rooz Berthold, Wien	3·—
Roth Emil, Wien	3·—
Roth Rudolf, Bielitz	3·—
Rothziegel Agnes Frau, Wien	3·—
Rothziegel Marie Frl., Wien	3·—
Runggcr Andreas, k. k. Schulrath, Wien	3·—
Ruette E. D., Bremen Mk.	6·—
Ružicka Leon, Wien	3·—
Saar F. v. (E. M.), Blansko	—·—
Salcher Mathias, Wien	3·—
Salcher Anna, Wien	3·—
Sallmann Fritz, Wien	3·—
Salzer Jenny Frau, Wien	3·—
Salzer Helene, Frl., Wien	3.—
Sauer August Dr. Prof., Prag	3·—
Schams Anton, Prof., Graz	3·—
Schanzer Oscar, Wien	3·—
Scharschmidt Max Freih. v. (l. M.)	—·—
Schaum Clara, Wien	3·—
Scheid A., Wien	3·—
Scheid Ida Frl., Wien	3·—
Scheinberger J. Frl., Wien	3·—
Scheinberger N. Frl., Wien	3·—
Scherzer Jos. Alfred, Wien	3·—
Schiff Emmy Frl., Wien	3·—
Schiff Friederique Frau, Wien	3·—
Schiff Marie Henriette Frl., Wien	3·—
Schilling Julius, Wien	3·—
Schladerer Emma Frau, Wien	3·—
Schlesinger Adele, Wien	3·—
Schlesinger Charlotte Frau, Wien	3·—
Schlesinger Emilie Frau, Wien	3·—
Schmeykal Franz Dr., Prag	3·—
Schmertosch Amalie Frau, Wien	3·—
Schmertosch F., Wien	3·—
Schmidt Erich Dr. Prof., Berlin	3·—
Schmidt M. Dr., Berlin Mk.	6·—
Schmied Pauline Frau	3·—
Schmiedt Franz *, Wien	3·—
Schmitz Leopold, Wien	3·—
Schnek Isidor Frau, Wien	3·—
Schönbach Anton Dr. Prof., Graz	3·—
Schönberger Franz X., Brünn	3·—
Schreiber Heinrich, Wien	3·—
Schück Clara Frau *, Wien	3·—
Schüller Robert Dr., Wien	3·—
Schürmann Cäcilie Frau, Wien	3·—
Schütz Alfred, Wien	3·—
Schulz Elise, Generalswitwe, Wien	3·—
Schulz Georg, Wien	3·—
Schulz v. Straszuitzky, Sect.-Rathsgattin, Wien	3·—
Schulz v. Straszuitzky Joh., Dr., Wien	3·—
Schwab Erasmus Dr., Reg.-Rath, Wien	3·—
Schwarz-Senborn Freih. v., Adolf, Exc. *, Wien	3·—
Schwarzbeck Carl v., Reg.-Rath, Meran	3·—
Schwarzbeck Marie v. Frl., Meran	3·—
Schweinburg Max Dr., Wien	3·—
Schwiedland Johanna Frau, Wien	3·—
Sedlak M., Wien	3·—
Seiler Irma, Sect.-Raths-Gattin, Wien	3·—
Sekeles Mina Frl., Wien	3·—
Sekeles Sigmund, Wien	3·—
Simon Ernst *, Wien	3·—
Simon Jacob *, Wien	3·—
Simon Paula Frl. *, Wien	3·—

fl.

Singer Jacob Dr., Wien . 3·—
Sittenberger Hans Dr. *, Wien . . . . 3·—
Sobotka Carl Dr. *, Wien 3·—
Sobotka Josefine Frl. *, Wien . . . . 3·—
Sommerfeld Heinrich v., Wien . . . . 3·—
Sonnleitner Wilhelm v. (l. M.), Wien . . . . . . 3·—
Sor Wilhelm, Wien . . . 3·—
Späth Ernestine Frl., Wien 3·—
Speidel Ludwig, Wien . . 3·—
Spieler Alice Frl., Wien . 3·—
Spieler Clara Frau, Wien 3·—
Spieler Fritz, Wien . . . 3·—
Spieler Wilhelm, Wien . . 3·—
Spitzer Jacob, Wien . . . 3·—
Spitzmüller Alexander Dr. *. Wien . . . . 3·—
Spitzmüller Ernestine Frau *, Wien . . . . 3·—
Staatsoberrealschule III. B., Wien . . . . 3·—
Stadion Emerich Graf, Ober-Waltersdorf . . . . . 3·—
Stameczka Emma Frau, Wien 3·—
Stark Ida v. Frl. . . . . 3·—
Stein M., Wien . . . . . 3·—
Steiner Rosa Frl., Wien . 3·—
Steiner Else Frl., Wien . 3·—
Steiner Dr. Frau, Wien . 3·—
Steinhauser Robert Dr., Wien . . . . 3·—
Steinitz Ottilie Frau v., Wien 3·—
Stejskal Carl Dr., Wien . 3·—
Stern Leopold v. Frau, Wien . . . . 3·—
Stiftsbibliothek Melk . . . 3·—
Stopper Moriz, Wien . . 3·—
Sträußler Heinrich, Wien . 3·—
Straßer Gabriele Frau, Wien 3·—
Straßer S., Wien . . . . 3·—
Straßmann Auguste Frl., Wien . . . . 3·—
Straßmann Louise Frl. *, Wien . . . . 3·—
Straßmann Mathilde Frau, Wien . . . . 3·—
Streicher Caroline Frl., Wien 3·—

fl.

Streicher Friederike Frau, Wien . . . . 3·—
Stremayr Carl v., Exc., Wien 3·—
Stubenvoll Emil Dr., Wien 3·—
Stubenvoll Emilie Frau, Wien . . . . 3·—
Suttner Henriette Frau v., * Wien . . . . 3·—
Szanto Auguste Frau, Wien 3·—
Tachhauer Julius, Wien . 3·—
Tannenberger Herm., Wien 3·—
Tauschinski Roma Frau, Wien . . . . 3·—
Tennenbaum Rosa Frl., Wien 3·—
Teppner Adalbert, Wien . 3·—
Terke Helene Frl., Wien 3·—
Thaa Georg R. v., Dr., k. k. Min.-Rath, Wien. . . 3·—
Thaa Gustav R. v., Wien . 3·—
Thaler Karl v., Dr. . . . 3·—
Thonet Franz (l. M.), Wien —·—
Thun Oswald Graf (Stifter), Prag . . . . —·—
Tisch Anna Frau, Wien . 3·—
Topscher Gustav Dr., Wien 3·—
Trautmann Berta v. Frau, Wien . . . . 3·—
Trautmann Emilie Frl. v., Wien . . . . 3·—
Trautmann Karl v., Wien . 3·—
Triesch Friedrich Gustav, Wien 3·—
Tursky Marie Frau, Wien 3·—
Ujvary Amalia Frl., Wien 3·—
Ujvary Cora Frl., Wien . 3·—
Unger Jos., Dr., Exc. (l. M.), Wien . . . . —·—
Universitätsbibliothek, Graz 3·—
Vancsa Max, Dr., Wien . 3·—
Volkelt Joh. Dr., Prof., Würzburg . . . . . . 3·—
Vymbatil Eduard, Wien . 3·—
Wächter Carl, Wien . . . 3·—
Wächter Regine Frl., Wien 3·—
Wagner-Jauregg Adolfine v. Frl., Wien . . . . . . 3·—
Wahlberg Antonie, Wien . 3·—
Wahlberg Wilh. Emil Dr., Hofrath, Wien . . . . . 4·—
Wahle Julius Dr., Weimar 3·—
Waldek, Hofschauspieler ** Karlsruhe . . . . . Mk. 6·—

fl.

Waldheim Louise v. Frau, * Wien . . . . 3·—
Waldheim Louise v. Frl., * Wien . . . . 3·—
Walter Regine Frau, Wien 3·—
Walter Wilhelm, Wien . . 3·—
Waneck Adolf Prof., M.-Ostrau . . . . 3·—
Wartenegg Wilh. v., Custos, Oberl., Wien . . . . . 3·—
Wassermann, Hofschauspieler, Karlsruhe . . . . . Mk. 6·—
Weber Adolf, Wien . . 3·—
Weber Ottokar Dr., Prof., Prag . . . . 3·—
Weilen Alexander Dr., Priv.-Docent, Wien . . . . . 3·—
Weilheim A., k. k. Oberl., M.-Weißkirchen . . . 3·—
Weinberg Maximilian Dr., Wien . . . . 3·—
Weiß Mathilde Frl., * Wien 3·—
Weißel Edmund Dr., Wien 3·—
Weißel Jenny Frau, Meran 3·—
Weißel Lucy Frau, Wien . 3·—
Weixelgärtner Arpad, * Wien 3·—
Wellal Marianne Frau, Wien 3·—
Wening Ingenheim Frl., Wien 3·—
Werner Rich. M., Prof., Lemberg . . . . . . 3·—
Wertheim Helene Frl., Wien 3·—
Weyer Rudolf, Prof. (l. M.), Wien . . . . —·—
Wickenburg Albrecht, Graf, Gries . . . . 5·—

fl.

Wickerhauser Emil, Reg.-Rath, Agram . . . . . 5·—
Wiedermann Josef, Graz . 3·—
Wiener Charlotte Frau, Wien 3·—
Wiener Otto, Wien . . . 3·—
Wieser Marie Frau, Wien 3·—
Wiesner Johann, Prof., Wien 3·—
Wilbrandt Adolf Dr., Rostok 5·—
Wilczek Hans, Graf, Wien . 10·—
Wilheim Adolf, * Schelletau 3·—
Winter Adalbert, * Wien . 3·—
Winter Rosa, * Wien . . 3·—
Winternitz J., Reg.-Rath, Wien . . . . 3·—
Wipperhausen Lina Frl., Wien 3.—
Wissenschaftlicher Club, Wien 3·—
Wlaka Marie Frl., * Wien 3·—
Wodicky Oscar Dr., Wien 3·—
Wörnhart Josef, Wien . . 3·—
Wolfbauer Franz, Wien . 3·—
Wolfbauer Rudolf, Wien . 3·—
Wurzbach Dr. C., Reg.-Rath, München . . . . 3·—
Zecha Emilie Frau, Wien . 3·—
Zechmeister Eduard v., Wien 3·—
Zeidler Jacob, Prof., Wien 3·—
Zeininger Heinrich, Wien . 3·—
Zeisel Dr. v., Wien . . . 3·—
Zens Mathias, Schuldirector, Wien . . . . 3·—
Zimmermann Robert Dr., Hofrath, Wien . . . 3·—
Zirner Gisela, Wien . . . 3·—
Zweig Egon Dr., Wien . . 3·—
Zwieback Malvine Frl., Wien 3·—

Anmerkung.

l. M. bedeutet Mitglied auf Lebenszeit; E. M., Ehrenmitglied.

Die Beiträge der mit * bezeichneten Mitglieder sind in dem Cassaabschlusse über das Jahr 1891 verrechnet.

Die Beiträge der mit ** bezeichneten Mitglieder gehen theils erst nach Erscheinen des Jahrbuches ein, theils befinden sie sich in Händen der auswärtigen Vertreter, da die Verrechnung zwischen diesen und dem Cassier erst mit Jahresabschluß erfolgt.

Wegen Richtigstellung etwaiger Irrthümer werden die P. T. Mitglieder ersucht, sich an den Gesellschafts-Cassier Dr. Edmund Weißel, Wien, I., Naglergasse 31, zu wenden.



